Kaiser Ferdinand I.

und seine Zeit.

Historischer Roman

von

Louise Mühlbach.

Vierter Band.

Prag. 1869.

Verlag von Sigmund Bensinger.

Druck von S. Freund's Wittwe & Comp

Viertes Buch.

Der Schmalkaldische Krieg.

I.

Ein Sterbebett.

Ein frohes Ereigniß, eine überraschende Kunde bewegte seit dem Anfang des Jahres 1530 alle Gemüther. Der Kaiser Karl V., der Sieger über Franz I. von Frankreich, der Sieger in Italien und den Niederlanden war über die Alpen gekommen, um endlich nach neunjähriger Abwesenheit seine deutschen Lande wieder zu besuchen.

Sie hatten es nicht glauben wollen, die deutschen Fürsten und Herren, daß der Kaiser sich wirklich ihrer noch erinnere. Abgewendet war er ihnen gewesen seit so langer Zeit; nur durch den ernsten Mund seiner Rathgeber, nur durch die strengen Worte seines Stellvertreters, des Erzherzogs Ferdinand, hatte er zu ihnen gesprochen und ihnen seinen Willen kund gethan. Seinen Willen: daß der Religionsstreit enden solle in dem von Blut und Wunden zerfetzten Deutschland; seinen Willen: daß die Anhänger der lutherischen Lehre sich beugen und unterordnen, daß die Katholiken mit dem Schwert und dem Wort den Sieg erkämpfen sollten über die Abtrünnigen und Treulosen.

Aber den deutschen katholischen Fürsten hatte es doch an Macht gefehlt, dem Willen ihres kaiserlichen Herrn zu genügen, denn mächtiger noch als sie waren die deutschen Fürsten, welche der neue Lehre anhingen, und die Begeisterung für dieselbe machte sie doppelt stark und doppelt kühn.

Die Kurfürsten von Sachsen und Hessen, die Herzoge von Braunschweig-Lüneburg und Mecklenburg, die Fürsten von Anhalt, die Grafen von Mannsfeld und die Reichsstadt Magdeburg hatten zugleich einen Bund geschlossen, zur gemeinschaftlichen Vertheidigung gegen jeden Angriff der katholischen Fürsten. Zu Speier hatten sie alsdann im Jahre 1526 den Reichsschluß bewirkt, kraft dessen die Reformation dem Gewissen der Fürsten überlassen werden sollte. Freilich waren drei Jahre später, auch zu Speier, die katholischen Reichsfürsten aufgetreten in offenem Widerstand, und hatten den Reichsschluß zu erlangen gewußt, daß alles weitere Reformiren aufhören, jedoch alles im Stande, wie es gegenwärtig sich befinde, verbleiben solle. Dagegen nun hatten die lutherischen Reichsstände protestirt. Vor ganz Deutschland, vor ganz Europa hatten sie diese ihre lutherische Protestation erlassen, und nach ihr nannten sie sich von nun an die Protestanten.

Eine Gesandtschaft der lutherischen Fürsten und Stände war mit der Protestation abgesandt worden nach Italien zum deutschen Kaiser Karl V. und in Piacenza hatte diese Gesandtschaft dem Kaiser Karl die Protestation überreicht.

Mit feurigen und beredten Worten waren sie den Kaiser angegangen, ihre heiligen Rechte zu schützen und in ihrem Gewissen ihnen kein Zwang aufzuerlegen.

Stumm, mit festgeschlossenen Lippen, mit düsterm Blick hatte der Kaiser der Rede der protestantischen Herren zugehört, dann mit einem unmerklichen Kopfnicken hatte er das Document, welches sie ihm darreichten, die Protestation, angenommen und sie achtlos auf den Tisch neben sich geworfen.

„Ich habe auf alles, was Ihr da gesagt, nur das Eine zu erwiedern," hatte er ihnen dann geantwortet, und langsam und schwer war jedes seiner Worte von seinen Lippen gefallen, „nur das Eine zu erwidern: wenn Ihr Eure Protestation nicht bei Seite werft, wie ich es gethan habe mit dieser Eurer Schrift, so fürchtet meinen Zorn, so fürchtet Eure Strafe! Dies überlegt und gebt mir Antwort, wenn ich jetzt zu Euch komme nach Augsburg. Einen

Reichstag will ich dort abhalten, und entscheiden über Eure Zwistigkeiten und Euer Auflehnen gegen Kaiser und Kirche. Geht!"

Sie hatten nicht gewagt, dem zürnenden Kaiser irgend eine Erwiederung zu geben. Stumm waren sie hinausgegangen, ernst und gedankenvoll heimgekehrt nach Deutschland.

Ihnen nach zog Kaiser Karl, kam nach längerer Abwesenheit nun wieder nach Deuschland, um abermals zu Gericht zu sitzen über den deutschen Landen und abermals die Religionsstreitigkeiten zu schlichten und die Ruhe wieder herzustellen.

Am 15. Junius 1530, so hatte der Kaiser gekündet, sollte zu Augsburg der Reichstag von ihm eröffnet werden, und dort war man nun eifrig beschäftigt mit der Herrichtung und Vorbereitung aller Festlichkeiten, mit denen die deutschen Reichsstände und die deutschen Städte den heranziehenden Kaiser begrüßen wollten.

Der aber weilte jetzt noch in Innsbruck; sein treuester Freund und Rathgeber, der Kanzler Gattinara war plötzlich erkrankt, und Karl, der ihn fast wie ein Sohn liebte, wollte nicht ohne ihn weiter ziehen.

Mögen die deutschen Reichsfürsten warten, möge das heulende und schreiende Volk, welches den Kaiser überall so sehr belästigt und mit seinem Geheul und seinen Freudendemonstrationen seine Nerven verletzt, möge es warten.

Wichtiger als die Neugierde und die Erwartung seiner Millionen Deutschen ist dem Kaiser Karl V. das Leben und Sterben seines Kardinals Gattinara.

Und wichtig ist es in der That, denn Gattinara ist der milde, versöhnende Geist, der um den Kaiser noch waltet. Gattinara ist es gewesen, der immer zur Nachsicht, zum Vergeben ermahnt hat, während der Cardinal Granvella den Kaiser immer zum Zorn, zur Rache und zur Strafe gereizt hat.

Drei Tage hatte der Kaiser gewartet zu Innsbruck, und jetzt am dritten Tage stand er am Sterbebette seines alten Freundes.

Gattinara schaute zu ihm auf mit einem langen zärtlichen Blick und sein mächtiger, starker Geist kämpfte noch gegen den Tod und gegen die Schwäche, die mit ihrem dunkeln Schatten schon seinen Geist umhüllen wollte.

„Laß mich, Tod,“ murmelte er, „laß mich noch Einen Moment! Ich habe meinem Kaiser, meinem geliebten Sohn, noch etwas zu sagen.“

Er winkte mit den Augen, und der Kaiser verstand den Wink und neigte sein blasses Antlitz über das Lager des Sterbenden.

„Laßt Alle hinausgehen, Alle! Nur Gott darf hören, was ich Euch sagen will.“

Der Kaiser deutete mit der Hand nach der Thür hin, und seine Hofleute verstanden und schlichen von dannen, nur Cardinal Granvella blieb noch neben derselben stehen.

Fragend wandte der Kaiser den Blick zu dem Sterbenden hin.

Er winkte. „Laßt ihn hinausgehen.“

„Geht Granvella,“ sagte der Kaiser leise, „geht auch Ihr.“

Ein finsterer Blick aus den Augen des Cardinals traf den blassen, sterbenden Mann, und langsam ging er hinaus, langsam drückte er die Thüre hinter sich zu.

„Jetzt sind wir allein, Gattinara,“ sagte der Kaiser, „nun sprecht, mein edler und treuer Freund. Oh, warum müßt Ihr mir heute zum ersten Male die Treue brechen, indem Ihr mich verlaßt in so schwerer Zeit!“

„Ich wollte, ich könnte bleiben,“ sagte der Sterbende leise, „es ist sehr hart, Eure Majestät zu verlassen, gerade in dieser Zeit, wo es Noth thut, daß ein mildes, versöhnendes Wort zuweilen an das Ohr Euer Majestät schlägt. Ich habe zu Euch gefleht, daß Ihr Jene hinausgehen ließet, weil ich mir etwas erlauben will, was einem so hohen edlen Fürsten gegenüber nur ein Sterbender thun darf, weil ich Euch einen Rath geben will. Wollt Ihr ihn von mir annehmen und hören, Majestät?“

Der Kaiser nickte und legte seine schmale, weiße Hand auf die Stirne des Sterbenden. „Ich will ihn nicht blos anhören, ich will ihn auch befolgen, Gattinara,“ sagte er, „und ich will ihn nie vergessen. Sprich, mein guter Freund, mein edler Vater, denke Dir, ich sei Dein Sohn, und sprich.“

„Ihr zieht nach Augsburg zum deutschen Reichstage, Majestät. Nun beschwöre ich Euch mit aller Angst meiner Liebe, mit aller Treue meines Herzens, laßt Euch nicht zum Groll und Haß bereden von dem, welcher mein Nachfolger sein wird, vom Cardinal Granvella, denkt nicht wie er, daß dort nur ein zürnender Gott ist, und daß er das Richtschwert allein in Eure Hand gelegt hat; auch die Palme der Gnade hat er Euch verliehen, Majestät, und schöner strahlt die Glorie der Liebe als all das Feuer des Zornes. Oh, Majestät, ich beschwöre Euch, laßt Euch nicht verleiten, den Lutherischen mit Zorn und mit dem Schwert in der Hand gegenüberzutreten; ich stehe an der Pforte der Ewigkeit und schaue mit klarem Blick noch einmal in das Leben, welches hinter mir liegt; gebt die Gewissen frei, Majestät, das ist's, um was ich Euch flehe in dieser meiner Sterbestunde, laßt die Menschen glauben, was ihr Herz begehrt und ihr Geist erkennt. In diesem Einen gebt ihnen die Freiheit und wollt sie nicht zwingen in ihrem Gewissen und in ihrer Erkenntniß. Irrig und wandelbar ist alles Erkennen der Menschen, und wer kann sagen, wo das Rechte sei, wo die Wahrheit sei und die richtige Erkenntniß. Sie glauben alle an Einen Gott, dessen, Majestät, seid eingedenk; und wenn die Unsrigen zu Euch schreien und behaupten wollen: Diejenigen seien Verbrecher und Hochverräther, welche mit anderem Ritus und mit anderen Worten zu ihrem Herrn und Gott beten, so beschwöre ich Eure Majestät, denkt an dies eine Wort: Wir glauben alle an Einen Gott! Fragt nicht nach der Formel, mit welcher jene beten, und seid eingedenk, Majestät, daß die christliche Lehre eine Lehre der Liebe und des Verzeihens ist, und wollt nicht mit Feuer und Schwert diese Lehre der Liebe vertheidigen, sondern mit Sanftmuth und Milde. Dies ist es, um was ich flehe zu Eurer Ma-

jestät in dieser meiner letzten Stunde, dies ist es, was ich Eure Majestät beschwöre, zu bedenken, wenn Granvella mit andern Worten zu Euch spricht. Oh, Majestät, schwört einem Sterbenden, daß Ihr alle Zeit eingedenk sein wollt dieser Stunde, schwört, daß bei Granvella's harten Worten in Ihrer Seele wiedertönen soll dies eine Wort: Sie glauben all' an Einen Gott!"

„Gestatten will ich ihnen, zu ihm zu beten in ihrer Weise und in der Freiheit ihres Gewissens."

„Will Eure Majestät mir dies beschwören und versprechen?"

Die großen Augen des Sterbenden schauten mit einem flehenden Blick auf zum Kaiser, der allgemach ein wenig mehr sich erhoben hatte und jetzt aufrecht zur Seite des Lagers stand.

Der Kaiser antwortete nicht, sein Antlitz war bleicher geworden, seine Stirn düsterer.

„Wollen Eure Majestät mir dies versprechen?" wiederholte der Sterbende mit leisen, bebenden Tönen.

Der Kaiser schüttelte langsam sein Haupt. „Gattinara" sagte er, „Du hast die Wahrheit gesprochen, Du stehst an den Pforten der Ewigkeit, und indem Du zurückschaust auf das Leben, erscheint Dir manches anders, als es den Augen der Sterblichen sonst erscheint. Du mußt aber bedenken, daß wir auf Erden nicht alles betrachten dürfen mit den Augen eines Sterbenden, und daß wir es mit Menschen zu thun haben, welche im Leben drin stehen und das Leben sich erkämpfen wollen."

„Ihr wollt mir nicht Euer Wort geben, eingedenk zu sein meines Flehens?" fragte der Sterbende, dessen Zunge schwerer ward und dessen Blick mit einem angstvoll bittenden Ausdruck sich auf das düstere Antlitz des Kaisers heftete.

„Ich verspreche Dir, daß ich eingedenk bleiben will Deines Flehens und dieser Stunde," sagte der Kaiser, „aber ich kann Dir nicht versprechen, daß ich das thun will, was Du begehrst, das heißt, daß ich aufhören will ein Kämpfer der heiligen katholischen Kirche zu sein, und daß ich eine Glaubensfreiheit, wie Du sie begehrst, den Menschen gestatten kann in meinen Landen. Das wäre

nicht Glaubensfreiheit, Gattinara, das wäre Glaubenswildheit, man muß die Völker zu ihrem Glücke zwingen und das Glück wird nur gesichert durch den Glauben."

Ein langer, schmerzlicher Seufzer tönte von den Lippen des Sterbenden. „Ich sehe hinein in die Zukunft," flüsterte er leise, „ich sehe die Brandfackel aufleuchten in allen deutschen Landen, ich sehe Ströme von Blut lange Jahre hindurch die deutschen Wiesen tränken; ich sehe Berge von Leichen sich aufthürmen, und alles dies zur Ehre Gottes, zur Ehre der glorreichen Lehre Christi, der Lehre von der ewigen Liebe; ich sehe, wie die Teufel sich freuen des unchristlichen Werkes, und wie sie spotten derer, welche vermeinen im Namen Gottes und der Liebe Christi zu kämpfen und zu handeln; und ach, mein edler, unglücklicher Kaiser, und Sohn, ich sehe Euch gramvoll und allein dastehen am Ende Eures Lebens und trauern um das, was Ihr gethan! Oh Kaiser, hört auf das Flehen eines Sterbenden, laßt ab von Eurem Grimm, laßt Euer Herz nicht bethören von den zürnenden Worten Granvella's, laßt Liebe walten in Eurem Herzen. Geht nicht nach Augsburg mit zornigem Sinn, nicht mit dem Schwerte der Rache in der Hand; geht hin, um Versöhnung zu verheißen, geht hin, um denen, die sich die Protestirenden nennen, Eure Hand zur Versöhnung zu bieten, Ihr werdet Euren Völkern jahrelange Kämpfe ersparen, Ihr werdet Tausenden das Leben erhalten durch ein mildes Wort der Verzeihung. Oh, mein Kaiser und Herr, geht nach Augsburg mit der Palme des Friedens, nicht mit dem Schwerte des Zorns; ich beschwöre Euch darum, ich, ein Sterbender; macht mir das Sterben leicht, indem Ihr es mir versprecht in meine Hand!"

Er hob mühsam seine Haud empor und schaute auf zum Kaiser mit flehendem Blick. Der aber hielt seine beiden Hände geschlossen über seiner Brust, und sein Blick blieb streng und ernst.

Langsam und schwer sank die Hand des Sterbenden nieder; immer noch war sein Auge gerichtet auf das Angesicht des Kai-

sers; aber allgemach erstarb der Glanz in seinen Augen, allgemach veränderten sich seine Züge und wurden starr und steif.

Der Kaiser stand immer noch zur Seite des Lagers, schaute immer noch düster und fest nieder auf den Cardinal, der jetzt so unbeweglich und leblos da lag auf seinem Lager. Dann neigte er sich ein wenig auf das Bett und betrachtete mit prüfendem Blicke das bleiche Antlitz.

„Er ist todt," sagte er dann langsam und laut, „möge seine Seele in Frieden eingehen dort drüben, ich werde eingedenk bleiben seiner Worte, wenn es mir auch nicht gegeben ist, sie zu erfüllen."

Langsam streifte er mit seiner schmalen, mageren Hand über die Stirn des Todten, die noch von kaltem Schweiß bedeckt war, ließ sie eine Zeit lang auf seinen Augen ruhen und betete leise. Dann als er die Hand wieder erhob, waren die Augen geschlossen, der starre Blick des Todten war nun für immer erloschen.

Der Kaiser wandte sich um, durchschritt das Gemach und öffnete die Thür: „Granvella tretet her und segnet die Leiche des Cardinals Gattinara ein, Ihr, sein Nachfolger."

Er schritt hinaus aus dem Gemach, hinaus aus dem Hause. Draußen auf dem Platze vor demselben war jetzt ein frohes Getümmel, und ein lautes Jubelgeschrei empfing den Kaiser. Drei Herren in glänzender Fürstentracht kamen herangesprengt auf ihren prächtig geschirrten Rossen, ein ganzer Troß von Herren in stattlichen Uniformen und reichen Gewändern waren hinter ihnen. Jetzt schwangen sie sich von ihren Pferden und als sie den Kaiser gewahrten, eilten sie zu ihm hin, entblößten ihre Häupter und beugten das Knie vor ihm.

„Wir sind gekommen, unsern gnädigen Kaiser und Herrn zu begrüßen und uns, unsere Lehre und Rechte der Gnade unseres Herrn zu empfehlen."

Der Kaiser nickte. „Ich kenne Euch wohl, ihr Herren," sagte er, „Ihr wart vor neun Jahren mir zur Seite auf dem Reichstag zu Worms. Willkommen seid Ihr, Ihr Herzoge von Bayern und von Sachsen-Dresden, willkommen auch Ihr, Kurfürst Joa-

chim von Brandenburg. Wir begrüßen Euch und freuen uns Eures Herkommens, Ihr sollt in meinem Gefolge bleiben bis Augsburg, und das möge Euch beweisen, daß ich Euch katholischen Fürsten gnädig gesinnt bin."

„Heil dem Kaiser, unserm gnädigen Herrn!" riefen die Fürsten, welche sich jetzt auf einen Wink des Kaisers von ihren Knieen erhoben, und „Heil unserm Kaiser!" rief das glänzende Gefolge der drei Fürsten ihnen nach.

Hinter dem Kaiser erschien jetzt das stolze triumphirende Angesicht des Cardinals Granvella. „Heil unserm Kaiser, Heil dem Hort der katholischen Kirche," sagte er mit lauter, feierlicher Stimme, und jubelnd wiederholten alle seinen Ruf: „Heil dem Hort der katholischen Kirche."

Der Kaiser erwiederte nichts, wandte sich nur seitwärts und winkte den Ober=Stallmeister und Reisemarschall zu sich heran. „Wir wollen heute noch weiter ziehen, trefft alle Vorbereitungen zu unserer sofortigen Abreise; zu lange haben wir hier verweilt. Granvella traget Sorge, daß man dem todten Cardinal Gattinara die letzten Ehren erzeige. Wir können denselben nicht beiwohnen, wir müssen gen Augsburg ziehen."

II.

Der Reichstag in Augsburg.

Alle Glocken läuteten, alles Volk jubelte, alle Häuser waren festlich geschmückt, als heut am 15. Juni des Jahres 1530 der Kaiser Karl V. seinen Einzug hielt in die Stadt Augsburg. Die deutschen Reichsfürsten alle hatten seines Kommens ge=

harrt und waren eine Meile des Wegs ihm entgegen gekommen, an ihre Spitze der Bruder des Kaisers, Erzherzog Ferdinand.

Als der Kaiser seiner ansichtig ward, sprengte er mit seinem Hofe heran, wie's Ferdinand auch that, und mit einem stummen Gruß reichten sich beide Brüder von Roß zu Roß die Hand dar und hielten sie lange fest in einander, schauten sich an mit prüfenden ernsten Blicken, und dann lächelten Beide und neigten die Häupter.

„Vieles haben wir einander zu sagen, mein Bruder," sagte Karl leise, „aber nicht hier, jetzt sind wir nicht Brüder sondern Fürsten, und müssen unsere Pflicht erfüllen als solche!"

Seite an Seite ritten sie dann gen Ausburg, gefolgt von ihren Kavalieren, ihren Rittern und Herren und vor allen Dingen von den deutschen Reichsfürsten.

Das war ein Jubeln und Schreien, ein Hüteschwenken und Blumenwerfen, als der Kaiser nun einritt, an der Seite seines Bruders, in Augsburg! Als wäre der Messias, der Erlöser selbst gekommen, so jauchzte ihm das Volk entgegen, denn erlösen sollte der Kaiser sein deutsches Reich von allem Zwist und Haß, erlösen sollte er die Gemüther und Herzen von den Ketten, mit denen die Kirche sie binden wollte, erlösen sollte er von dem Unfrieden, dem Haß und der Bosheit, den Papisten sollte er gebieten, ihrem Zorn Einhalt zu thun, und den Protestanten sollte er Frieden geben, indem er ihnen ihre Gewissensfreiheit sicherte.

Das war es, was das deutsche Volk von seinem heimkehrenden Kaiser begehrte, das war es, warum alle Welt ihm zujauchzte mit ihren Grüßen und ihrem Jubel. „Der Erlöser sollst Du sein von allem Priester- und Gewissenszwang, in Unfrieden und Kampf haben wir gelebt alle diese Jahre her, Du sollst Frieden bringen und Ruhe!"

Wie der Kaiser einritt in die Stadt, gedachte er der letzten Worte, die der sterbende Gattinara zu ihm gesprochen: „Gewissensfreiheit für die Protestanten." Eine Wolke flog über die

blasse Stirne des Kaisers und er schüttelte leise das Haupt, als gebe er der Stimme, die in ihm sprach, Antwort:

„Nein, unterwerfen sollen sie sich und gehorchen, anerkennen sollen sie des Kaisers Macht, die allein auch der Kirche Macht und Herrlichkeit ist!“

Er hielt sein Roß an und schwang sich hernieder, um, wie ihm das Ceremoniell vorschrieb, zuerst einzutreten in die Domkirche, und dort seine Gebete zu verrichten. Ferdinand hatte sich schon vom Pferde geschwungen und reichte dem Kaiser die Hand dar, um ihm beim Absteigen behülflich zu sein. Dem Beispiele der beiden hohen Herren folgten die Reichsfürsten alle, sie stiegen hernieder von ihren Pferden und neigten sich tief vor den Kardinälen und Bischöfen, die jetzt von der Domkirche her dem Kaiser in langem Zuge entgegen kamen um ihn einzuführen in das heilige Gotteshaus.

Alle Glocken von den Thürmen riefen ihn dahin mit ihren ehernen Zungen, ein Zug von Fackelträgern trat in die Hallen des Domes, in welchem es schon zu dunkeln begann.

Zu beiden Seiten der Straße und am Dome standen Reihen von Soldaten um das Volk zurückzuhalten von dem Gotteshaus.

Wo der Kaiser betet und die Reichsfürsten, da darf das arme Volk sich nicht herandrängen, draußen muß es stehen und von der Ferne nur zuschauen diesem glänzenden Zuge, der nach dem Gotteshause hinschreitet, um zu beten vor dem König der Könige für ihre Herrlichkeit und ihre Erdenhoheit.

Welch ein langer glänzender Zug war es, alle die deutschen Fürsten hatten sich beeilt dem Kaiser ihre Huldigungen darzubringen, und jeder von ihnen hatte eine Schaar von Vasallen und Mannen mit sich geführt und sich beeifert, dieselben in glänzenden, goldgestickten Kleidern erscheinen zu lassen. Ueberbieten wollten sie einander in Pracht und Herrlichkeit, heute sollte sich der Kaiser nicht schämen der deutschen Reichsfürsten und nicht lächeln über ihre armselige Pracht, wie vor neun Jahren, da sie

nach Worms gekommen waren um ihn zu begrüßen und ihm zu huldigen.

In der Mitte des Domes waren drei Pulte aufgestellt mit sammtnen Fußschemeln davor; zu diesen drei Pulten führten die Geistlichen, an ihrer Spitze der Bischof von Augsburg mit seinem Gefolge und Suffraganen, den Kaiser Karl, seinen Bruder und den Legaten. In der Mitte das höhere Pult und der am schönsten ausstaffirte Schemel waren für den Kaiser bestimmt, zur Rechten sollten sein Bruder Ferdinand, zur Linken der päpstliche Legat ihre Plätze haben.

Rings um sie her stellten sich die deutschen Reichsfürsten auf, und hinter ihnen das glänzende Gefolge von Generälen und Offizieren, Bischöfen, Kardinälen und Priestern erfüllte rings den prächtigen Raum, und die hundert und hunderte von Fackeln warfen ihren purpurnen Schein über alle die ernsten und feierlichen Gesichter, über die glänzenden, goldgestickten Gewänder und funkelnden Diamanten der Ordenskreuze.

Jetzt entstand eine feierliche Stille und nur von draußen her vernahm man wie Meeresbrausen das Wogen und Schreien des Volkes und das Läuten der Glocken. Dann begann das Hochamt, und der Kaiser schritt hin zu dem für ihn bestimmten Platz, aber nicht auf dem sammtenen Betschemel beugte er das Knie, sondern demuthsvoll neigte er das Haupt, und kniete nieder auf dem Gestein des Fußbodens. Sein Bruder Ferdinand folgte seinem Beispiel, und tief neigten sich alle Reichsfürsten und Herren in den Staub und beugten das Knie.

Nur zwei standen da erhobenen Hauptes und lächelnden Angesichts, beugten nicht wie die Andern das Knie, sondern drängten sich ein wenig seitwärts hinter einen großen Leuchter, der ihre Gestalt den Blicken des Kaisers entzog. Diese beiden waren der Landgraf v. Hessen und der Kurfürst von Sachsen. Sie, die beiden Freunde Luthers, die Anhänger der neuen Lehre, die Anführer der Protestanten, sie standen da, erhobenen Hauptes, wäh-

rend der Kaiser Karl und sein Bruder tief geneigt in den Staub auf ihren Knieen lagen.

Der Herzog Georg von Sachsen-Dresden sah es, und ein zorniger Blick traf den Kurfürsten von Sachsen, und schien ihm zu gebieten niederzufallen auf seine Knie, aber der Kurfürst von Sachsen schüttelte nur stolz sein ehrwürdiges Haupt und blieb stehen. Nun auf einmal erhob sich aus dem Kreise der Fürsten noch ein anderer Lutherischer. Der Markgraf Georg von Nürenberg war's, der beschämt fast von seiner unwillkürlichen Feigherzigkeit sich rasch jetzt erhob, als er die beiden andern befreundeten Fürsten so stolz aufgerichtet sah unter all den Knieenden.

Jetzt, als die Ceremonie beendet und das Tedeum gesungen war, erhoben sich der Kaiser und der König von ihren Knieen, und als sie nun eintraten in das Palatium, da war der milde Zug wieder aus dem Antlitz des Kaisers verschwunden, und der fromme Sohn der Kirche war nun wieder der stolze Herr der Erde geworden. Die Kurfürsten, die Fürsten, die Bischöfe alle waren den Beiden in das Palatium gefolgt, und der Kaiser begrüßte sie nun, indem er jedem die Hand darreichte mit einem leisen Neigen des Kopfes, und duldete es, daß sie einen Kuß auf die kaiserliche Hand zum Zeichen der Ehrerbietung und Treue drückten.

Jetzt näherte sich der Kaiser dem Kurfürsten von Sachsen und streckte ihm die Hand entgegen, wie er es den Andern auch gethan, dann auf einmal zog er sie zurück, und seine tief blauen Augen hefteten sich mit einem seltsamen Blick auf das Angesicht des Kurfürsten; ihre beiden Augen begegneten sich und ihre Blicke bohrten sich fest ineinander, und vielleicht mochte der Kurfürst den Blick des Kaisers verstanden haben, diesen Blick der Drohung, des Zornes und des Hasses, denn seine Wangen erbleichten und ein Zittern flog durch seine Gestalt.

Der Kaiser mit einem seltsam kalten Lächeln, reichte ihm nun die Hand dar, und der Kurfürst neigte sich und preßte seine Lippen anf dieselbe. Kein Wort sprachen sie Beide, kein Wort des Grußes kam von den Lippen des Kaisers, kein Wort der ehr-

erbietigen Treue von den Lippen des Kurfürsten. Wieder tönte in dem Herzen Karls das flehende Wort des Sterbenden: „Vergieb ihnen und lasse Frieden walten!“ Er aber schüttelte wieder das Haupt und sagte zu sich selber: „Kein Friede mit den Protestanten, beugen sollen sie sich in den Staub und anerkennen ihren Herrn und ihren Gott, m e i n e n Gott!“

Als dann der Kaiser das Palatium verlassen, trat der Kardinal Granvella mitten hinein unter die Kardinäle, Bischöfe, Kurfürsten und Grafen, und mit lauter Stimme im Namen Seiner Majestät ladete er sie alle ein, auch die evangelischen Fürsten, wie er scharf betonte, an der Frohnleichnamsprozession morgen Theil zu nehmen, und kündete im Namen des Kaisers allen lutherischen Fürsten, daß sie sich wohl hüten sollten, predigen zu lassen in ihrer Lehre. Der morgende Tag gehört der allein selig machenden Kirche, der morgende Tag ist der große Festtag der allein gläubigen Katholiken!

Da sah man die evangelischen Fürsten erblassen, sah die Wolken sich niedersenken auf ihre Stirn, die Wolken, die nun bald den Horizont von ganz Deutschland überziehen sollten mit Krieg, Unglück und Pestilenz. Sie wußten und fühlten es jetzt alle: der Kaiser kam nicht um zu versöhnen er kam, um zu strafen und zu zerstören. Aber sie wollten es nicht dulden und nicht leiden, sie wollten ihr heiliges Recht: zu glauben, was sie wollten, sich nicht beeinträchtigen lassen, und vor ihrem Kaiser und Herrn wollten sie ihr Flehen ertönen lassen.

In der Frühe des nächsten Morgens bevor noch die Feierlichkeiten des Festes begonnen, ritten die protestantischen Fürsten hin nach dem Frohnhof, woselbst der Kaiser sein Quartier genommen und begehrten eine geheime Audienz vor ihrem kaiserlichen Herrn. Er ließ sie eintreten in sein Kabinet und kam ihnen mit seiner kalten unnahbaren Ruhe entgegen.

„Was giebt es, Ihr Herren?“ fragte er „kommt Ihr schon, um Euch meinem Gefolge anzuschließen zur Frohnleichnamsprocession?“

„Nein, allergnädigster Herr und Kaiser!“ rief der Markgraf Georg der Fromme, von Anspach, „nein, just um des Gegentheils willen kommen wir; beschwören wollen wir Eure kaiserliche Majestät, daß Ihr uns nicht zwingen wollet an der Procession Theil zu nehmen, dieweil wir es nicht mit gläubigen Herzen thun.“

Und beschwören wollen wir, Majestät,“ rief der Fürst Wolfgang von Anhalt „daß Sie uns gnädigst erlauben wollen, unsern Glauben zu halten und treu dem zu bleiben, was wir als das Rechte und Wahre erkannte.“

„Und was ist das?“ fragte Karl mit seiner eisigen Kälte, „was habt Ihr erkannt als das Recht?“

„Was der Doctor Martinus Luther uns gelehret hat!“ rief der Fürst von Anhalt, „daß wir den Ceremoniendienst vermeiden sollen, daß wir die heilige Kirche Gottes aufrichten sollen in unserm Herzen, aber nicht in äußerem Fasten und Kirchendienen, und daß wir uns nicht unterwerfen sollen und nicht die Sclaven werden der Ceremonien!! Es steht geschrieben, Majestät: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist; und so wollen wir es thun, und so wollen wir es halten, daß wir Majestät geben, was Majestät gehört, aber auch Gott geben, was Gott gehört! Nichts den Priestern, nichts dem Formendienst der Kirche. Und ehe ich abweiche von diesem Worte Gottes, wollte ich lieber hinknien und mir den Kopf abschlagen lassen!“*)

„Ja“ rief der Markgraf von Anspach feierlich „ja, so wollte ich es auch halten, den Kopf wollte ich lieber mir abschlagen lassen zu des Kaisers Füßen, als der Lehre und den Worten Luthers ungetreu werden.“

„Ja!“ riefen alle Fürsten und Herren, die da mitgekommen waren, ihnen nach, „ja den Kopf wollen wir uns lieber abschlagen lassen, ehe wir den Worten und der Lehre Luthers ungetreu werden.“

Die dunklen Augen des Kaisers überflogen mit einem langen

---

*) Des Fürsten von Anhalt eigene Worte.

Blick alle die trotzigen und feierlichen Gesichter der Fürsten und Herren, dann schüttelte er langsam sein Haupt.

„Leewe Fürsten,“ sagte er in seiner gebrochenen brabantischen Mundart „nich Kopp ab!“ und dann wandte er sich um, schritt langsam durch das Gemach, öffnete die Thür und verschwand hinter derselben.

Mit staunenden Blicken und verwunderten Mienen schauten die Fürsten ihm nach, harrten noch eine Zeit lang seiner Wiederkehr, und als diese nicht erfolgte, und die Glocken von allen Thürmen anfingen zu läuten und den Beginn des Frohnleichnamsfestes kündeten, verließen sie mit düstern Blicken das kaiserliche Quartier, zweifelnd in sich selber, was sie zu thun und zu beginnen hätten. Sollten sie dem Befehle des Kaisers folgen? sollten sie Theil nehmen an der Prozession?

Der Kurfürst Johann von Sachsen fragte deshalb seinen Berather, den er mit sich gebracht. Sein Amt war es, dem Kaiser das Schwert voranzutragen bei allen öffentlichen Prozessionen. Konnte er das auch heute thun bei dieser katholischen Feier? Sollte er sein Gewissen überwinden und seinen Glauben verläugnen, indem er Theil nahm an dieser Prozession? Würde der Martinus Luther ihn nicht für einen Abtrünnigen und Treulosen halten? Würden die Protestanten in ganz Deutschland nicht mit Fingern auf ihn zeigen und ihn einen Verräther nennen?

Er fragte es mit angstvollen Mienen und kummerschwerem Herzen.

Aber der gelahrte fromme Herr, der Magister der Theologie, Doctor Chrispinus schüttelte gewichtig sein weises Haupt.

„Entsinnt Euch dessen, was in der Bibel steht, durchlauchtigster Herr!“ sagte er, es stehet dorten, daß der Prophet Elias dem Feldhauptmann Naaman erlaubt habe, sich auch zu neigen, wenn sein Herr, der König von Syrien, auf seinen Arm gestützt, sich vor den Götzen neigte; so thuet denn, kurfürstlicher Herr, wie es Elias dem Feldhauptmanne Naaman gestattet hat, dient Eurem Herrn und neiget Euch, wenn er sich neigt!“

„Es stehet aber auch geschrieben: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gottem, was Gottes ist!“ sagte der Kurfürst mit unwilliger Miene, „ich werde meinen Dienst thun als Kurfürst, ich werde dem Kaiser voranschreiten mit dem Reichsschwerte in der Hand, aber ich werde auch Gottem geben, was Gottes ist, und werde nicht verleugnen die neue Lehre und den neuen Glauben. Weiß es wohl, daß der Kaiser mich nicht liebt, beschimpft hat er mich vor ganz Deutschland, vor allen Fürsten und Herren, seine Schwester Eleonore hat er meinem jüngeren Prinzen Johann Friedrich verlobt, und dann, als eine bessere Partie sich fand, wie er meinte, hat er die Verlobung willkührlich wieder aufgehoben und dem König von Frankreich die Braut meines Sohnes versprochen; werde niemals den Schimpf vergessen und vergeben, und weiß wohl, daß der Kaiser es mir nie vergeben wird, daß er unrecht an mir gehandelt, denn so ist's in der Welt, daß diejenigen, welche das Unrecht thun, denjenigen zürnen, an denen sie es begangen haben; doch will ich meine Pflicht thun gegen den Kaiser wie gegen Gott und werde ihm als Reichsmarschall das Schwert vorantragen, nicht mehr aber und nicht minder!“

Und wie er es gesagt, so that er es, trug bei der Feierlichkeit dem Kaiser das Schwert voran, das Schwert Karls des Großen, und nahm mit allen andern deutschen Fürsten Theil an der Prozession. Der Kaiser schien ihn aber gar nicht zu gewahren; nur einmal schweifte sein Blick wie zufällig über sein Angesicht hin, und da zuckte ein spöttisches Lächeln um seine Lippen.

„Sie wagen es dennoch nicht, mir zu widerstehen, sie werden sich meinem Willen fügen und sollen es. Ich will keine protestirenden Unterthanen haben, gehorsam sollen sie sich meinem Willen unterordnen und das Knie beugen vor dem Gotte, dem ich diene!“

Aber als jetzt der Bischof die heilige Monstranz erhob, als der Kaiser sein Knie beugte und alle Katholiken ringsum niedersanken auf die Erde, da sah der knieende Kaiser es doch, daß

heute wie gestern zwei aufrecht standen: es waren der Landgraf von Hessen und der Kurfürst von Sachsen.

Und da grollte es in dem Herzen des Kaisers wieder auf. „Ich will sie beugen in den Staub, sie sollen knieen vor ihrem Gott und ihrem Kaiser.“ Aber sein Antlitz blieb kalt und undurchdringlich wie immer, und keiner konnte in den Zügen des Kaisers seine drohenden und zürnenden Gedanken lesen.

Aus dem Dome kehrte der Kaiser zurück in sein Quartier, und in seinem Cabinet empfing er den neuen Kanzler, den Cardinal Granvella, und ließ sich von ihm Bericht erstatten von den eingegangenen Briefen aus den Niederlanden, aus Spanien und Italien.

„Da sind auch Briefe von dem kaiserlichen Gesandten zu Rom, dem Monsignor Garcia de Loaysa, Euerm frühern Beichtvater, Majestät!“ sagte Granvella mit einem feinen Lächeln, „es sind die einzigen, die ich nicht geöffnet habe, über die ich keinen Bericht erstatten kann.“

„Und du thatest wohl daran,“ erwiederte der Kaiser ruhig, „diese Briefe sind nur für mich geschrieben. Loaysa ist, wie Du sagst, mein Beichtvater, und er allein hat das Recht, seinem Kinde Lehren zu ertheilen! Ich will die Briefe lesen, gehe und arbeite die Schriftstücke aus, die ich Dir gegeben!“

Als Granvella hinausgegangen war, öffnete der Kaiser die Briefe seines Beichtvaters, und mit ernster Miene durchlas er sie. Da auf einmal kratzte es leise an seiner Thür, der Kaiser legte das Papier bei Seite und schaute zu derselben hin, die sich jetzt öffnete und in welcher der dienstthuende Kammerdiener erschien.

„Seine kaiserlichen Würden, der König von Ungarn und Böhmen, Erzherzog von Oesterreich, Herr von Steiermark und Tirol bittet um eine Audienz!“

III.

Die Brüder.

Ueber Karls Angesicht glitt ein Lächeln hin, ein helles strahlendes Lächeln, wie es selten das blasse Antlitz des Kaisers verschönte. Er schritt seinem Bruder entgegen und reichte ihm seine beiden Hände dar. „Warum schaust Du so finster drein, Ferdinandus," fragte er lächelnd, „was bedeutet diese Wolke auf Deiner jungen, klaren Stirn?"

„Es ist nichts, Kaiserliche Majestät, die Wolke wird vorübergehen," erwiederte Ferdinand hastig, „ein gütiges Wort von meinem Kaiserlichen Herrn wird sie rasch von dannen tragen."

„Doch wünschte ich zu wissen, woher sie gekommen," sagte der Kaiser, leise sein Haupt wiegend, „gebt mir ein Zeichen, Don Ferdinandus, daß Ihr edel und gut von Eurem Bruder denkt, sagt mir, was Eure Stirne verfinstert hat."

„Nun gut, wenn Kaiserliche Majestät es wissen wollen, so will ich es bekennen: es hat mich gekränkt und geschmerzt, daß Eure Majestät mich in so feierlicher Weise annonciren lassen, ich glaubte eigentlich ohne den steifes Hofceremoniell zu meinem Bruder kommen zu dürfen, und da finde ich an Eurer Thür den Türsteher, der mich als einen Bittsteller behandelt und mich beim Kaiser anmeldet, welcher dann so gnädig ist, mich zu empfangen."

Karl nickte. „Immer noch der ungestüme, feurige Jüngling, immer noch das wilde, ungebändigte Roß, das keinen Zügel dulden will!" sagte er. „Meinet nicht, Don Ferdinandus, daß ich deshalb Euch zürne, nein, ich freue mich Eures Jugendmuthes

und freue mich, daß Ihr unverändert geblieben, und jetzt will ich Euch sagen, weshalb ich befohlen, so gegen Euch zu handeln. Ich wollte Eure Titel vernehmen, Ihr erinnertet mich an die Vergangenheit. Gedenket ihr noch daran? Vor neun Jahren, da Ihr auch so zu mir kamt, wußte der Kämmerer nichts zu melden als: Der Bruder Seiner Majestät, Don Fernandus! damals waret Ihr auch unwillig, und heftige Vorwürfe machtet Ihr mir, daß Ihr nichts weiter wäret als der Bruder des Kaisers. Wißt Ihr noch, was ich Euch damals zur Antwort gab?"

„Ich weiß es, ja ich weiß es," erwiederte Ferdinandus, dessen Antlitz jetzt aufstrahlte zu einem freudigen Lächeln „und jetzt begreife ich auch, weshalb Majestät mich anjetzund so annonciren ließet. Damals verspracht Ihr mir, wenn wir wieder so zusammenkommen würden, so sollte Euer Bruder ein großer und glänzender Herr sein und glänzende Titel sollten seinem Namen vorgesetzt werden, und nun wollt Ihr mir durch die Ankündigung beweisen, daß Ihr Euer Wort gehalten. Ich danke Euch, Majestät, ich danke Euch von ganzem Herzen; ja ich bin seitdem etwas geworden, und doch, ich muß es Euer Majestät bekennen, scheint es mir, ich sei noch lange nicht geworden, was meinem Ehrgeiz geziemt und was dem Bruder des Kaisers Karl gebührt. Ich bin König von Ungarn, nicht durch Erbrecht, nicht durch mein Verdienst, ich bin es durch meine Gemahlin; ich bin König von Böhmen, auch nicht durch mich, obwohl diese Herren Stände sich unterfangen und vermessen haben durch Wahl mich zum König von Böhmen zu ernennen; ich bin es aber rechtlich und gesetzlich schon durch meine Gemahlin, und doch, so sehr ich sie liebe, meine schöne Anna Jagello, so muß ich es Eurer Majestät bekennen, daß es mich schmerzlich berührt, daß ich auch diese Krone nicht mir selber erwerben konnte! Ich bin Herzog von Oesterreich, Herzog von Steiermark, und dies, Majestät! verdanke ich Euch, Ihr habt diese deutschen Lande mir zu Eigen gegeben und geschenkt! Ihr habt Wort gehalten und erfüllt das Versprechen, welches Ihr mir vor neun Jahren gegeben, als wir uns wiedersahen dazumal in Flandern, wo mein Herz entflammte in Zorn und Eifersucht."

„In Eifersucht," nickte der Kaiser, „in Eifersucht wegen der schönen Margarethe Bomgeest. Wie weit liegen diese Zeiten hinter uns! Nicht wahr, mein Bruder, wir haben jetzt andere Kämpfe zu bestehen! Wir schauen mit lächelnder Zufriedenheit auf die Vergangenheit und danken Gott, daß er sie so gewandt und unsere Herzen heimgeführt hat zu sicherer Erkenntniß! Zweimal in jener Zeit zürnte mir mein Bruder: zuerst in Flandern um Margarethe und dann in Linz und Worms um die schöne Anna Jagello. Nun frage ich Dich, mein Bruder, denn lassen wir jetzt die Kaiserliche Majestät und Würdigkeit, nun frage ich Dich, Ferdinandus, bist Du zufrieden und liebst Du Dein Weib?"

„Ja," rief Ferdinand, „ich liebe sie, sie ist noch jetzt, was sie mir war an jenem Tage, da ich sie an mein Herz nahm und Gott und meinen Kaiser dankte, die mir das holdselige Weib gegeben. Sie ist das Ideal der Weiblichkeit, der Schönheit und der Tugend für mich, und die Kindlein, die sie mir geschenkt, sind meines Lebens Glück und Herrlichkeit. Ich sage Dir, Karl, es ist eine Freude, die wackern Buben und die holdseligen kleinen Mägdlein zu sehen. Es sind schon ihrer fünf an der Zahl, hoffe aber zu Gott, daß wir bald auf gleichen Füssen stehen werden."

„Und möge Gott Dir gestatten, Deine Englein zu behalten und sie nicht wieder von Dir nehmen, wie er es jetzunder mir gethan. Ich habe Nachricht erhalten aus Madrid: meine schöne und vielgeliebte Kaiserin Isabella hat mir ein Knäblein geboren, ein zweites Knäblein; doch zu schön mag es gewesen sein für diese Welt, zu sehr mag es seiner holdseligen schönen Mutter geglichen haben, denn es ist wieder heimgekehrt zu den Englein im Himmel, von denen es herniedergestiegen war, und so werde ich nur das besitzen und nur das schöne Dreiblatt finden, das ich verließ; den Sohn Don Philipp und die beiden kleinen Töchterlein Johanna und Maria. Wir sind reich geworden, mein Bruder, seit wir zuletzt in Deutschland uns begegnet, reich an Liebe, reich an Glück und wie ich hoffen will, auch reich an Erfahrung."

„Ja," sagte Ferdinand ernst, „reich an Erfahrungen, an Erfahrungen, die freilich zuweilen mit bitterem Schmerze erkauft werden. Vielerlei Kränkungen erlebt man, wenn man als Fürst geboren ist, vielerlei Erfahrungen macht man an dem Undank der Menschen; Du, mein Bruder Karl wirst davon zu reden wissen, Du der größte Herrscher in Europa wirst auch die größten Enttäuschungen kennen."

„Du sagst die Wahrheit," nickte der Kaiser, „mein Herz ist zuweilen so wund davon, daß ich schier überdrüssig bin der Last dieser Krone, die ich dennoch nicht entbehren kann, denn so hat es Gott in unser Herz gelegt, daß wir durch all den bittern Wermuth, den das Schicksal in den goldenen Kelch unserer Krone träufelt, nur Ersatz finden in unserm Ehrgeiz. Ja, es dünkt mich einen Ersatz, daß ich hoch und glänzend dastehe vor aller Welt, es dünkt mich einen Ersatz, daß die Sonne in meinen Landen niemals untergeht und daß die Hälfte von Europa mir zu Füßen liegt."

„Ihr tragt viele Kronen," sagte Ferdinand, dessen Stirne sich jetzt wieder zu verfinstern begann, „ja, viele Kronen und viele Völker nennt Ihr Euer Eigen! Ihr habt Italien bezwungen, die eiserne Krone von Mailand und die schöne Krone von Neapel schmückt Euer Haupt, doch höher noch als diese Kronen leuchten die Lorbeerkränze, mit denen sie umwunden sind. Ihr seid der Sieger in großen Schlachten gewesen, und der König von Frankreich ist kaum mehr noch als Euer Vasall; er war Euer Gefangener, und es wurmte mich damals sehr, daß Ihr den meineidigen Fürsten nicht fester hieltet, daß Ihr ihn auswechseltet gegen seinen Sohn, mußtet doch wissen, daß er, kaum den Boden Frankreichs betretend, wieder die alte Feindschaft beginnen und das Schwert wider Euch erheben würde."

„Ich wußte es wohl," sagte Karl, „doch ich wußte auch, daß ich ihn zum zweiten Male besiegen würde und daß unsere Fehde mit ihm ein Ende haben müsse, ein blutiges, entscheidendes Ende. Nun ist es da und ich bekenne Dir, Freund, wir stehen jetzt an

einem Wendepunkt der Dinge. Wir wollen dauernden und immerwährenden Frieden mit Frankreich machen und dessen zum Zeichen und Bündniß wollen wir unsere Schwester Elisabeth mit dem König von Frankreich vermählen. Ich möchte gern, daß alle meine Geschwister Kronen tragen, eigene selbstständige Kronen, und wenn wir auch die Schwester nicht zur souveränen Herrscherin erheben können, so wollen wir sie doch so hoch erheben, daß sie als unsers Gleichen uns zur Seite stehen kann."

Die Wolken auf der Stirne Ferdinands waren schon wieder düsterer geworden, der Kaiser bemerkte es, und ein leises Lächeln glitt über seine Züge hin. „Bruder," sagte er mit sanfter, fast schmerzlicher Stimme, „Bruder, bist Du ehrgeizig?"

Ueber die Wangen Ferdinands schoß ein Schimmer von Röthe hin. „Ja!" sagte er nach einer kleinen Pause, „ja, ich will es Euch bekennen, Majestät, ich bin ehrgeizig, und es scheint mir, als wäre ich ein junges, feuriges Roß, welches Eure Majestät zu stacheln und zu spornen beliebt, daß das Blut fließt; es thut mir weh, mich so gestachelt zu fühlen, und ich bekenne, ich begreife es gar wohl, weshalb Ihr es thut, Ihr sprecht von Eurer Größe und von der Größe Eurer Geschwister und kündet doch zugleich damit, daß sie alles, was sie sind, nur durch Euch erlangen und sein können. Es thut mir weh, mein Bruder, denn ich fühle in mir die Kraft durch mich selber auch etwas zu sein, und darum wiederhole ich meinen Wunsch und beschwöre Euch: laßt mich in Euren Kämpfen zum mindestens an Eurer Seite stehen! Wenn Ihr auszieht zu neuen Schlachten, laßt mich nicht immer, wie ich es bisher gethan, in Deutschland, die Deutschen bewachen und als Bärenhocker hinter dem Ofen sitzen und nichts weiter zu thun haben als immer nur der Hüter Deutschlands zu sein. Lasset mich als selbstständiger Kriegsherr kämpfen für die eigene Ehre. Gönnt, mir das, Karl, und ich will mich niemals beklagen."

Der Kaiser hatte mit ernster Aufmerksamkeit seinen stürmischen Worten zugehört; jetzt nickte er leise.

„Ich sehe es, Du bist ehrgeizig und voll Jugendmuth; nun will ich Dir auch sagen, Bruder, ich habe große Dinge mit Dir vor und ich möchte deshalb schauen können auf den Grund Deines Herzens. Der Ehrgeiz liegt in unserer Familie, wir haben das geerbt von unserm Großvater, dem edlen Maximilian, und von unsern spanischen Großeltern Ferdinand und Isabella. Ihnen verdanken wir Vieles und Herrliches, denn sie sandten den Columbus aus eine neue Welt zu entdecken und für Spanien zu erobern. Und was Columbus begonnen, das hat nun mein Feldherr Franz Pizarro zu Ende geführt. Vor Kurzem erst erhielt ich die segensreiche Kunde, daß in den Regionen, die Gottes Hand lange Zeit zugedeckt hatte, in den unbefahrenen Meeren mein General Franz Pizarro das so lange vergeblich gesuchte Goldland in Amerika aufgefunden und sich unterworfen habe. Ja, als diese Kunde zu mir kam, da schwoll mein Herz in Freude und Entzücken, denn wer den goldenen Strom des Reichthums für sich fließen hat, dem sind seine Kronen und seine Lorbeeren gesichert. Und wir haben nur nöthig, die Hand auszustrecken und die Schätze empor zu heben, mit denen wir unsere Heere besolden und unsere Getreuen belohnen."

„Nun," sagte Ferdinand mit einem leisen, zornigen Lachen, „so wollte ich zum Mindesten, mein großmächtiger und reicher Kaiser Karl möchte auch mich zu seinen Getreuen rechnen und mich belohnen dafür, daß ich in dem langweiligen Deutschland so lange gelebt und diese Länder jetzund in Botmäßigkeit und Unterthänigkeit erhalten habe. Geld kann ich gebrauchen. Obwohl ich zwei Königskronen und zwei Herzogskronen trage, bin ich ein armer verzogener Herr, und ich möchte Eure Majestät bitten ein kleines Flüßlein aus Peru nach Wien herbeiströmen zu lassen, weil wir zuweilen kümmerlich leben."

„Das heißt," nickte Karl, „darum lebt mein freigebiger Bruder Ferdinand kümmerlich, weil seine Diener üppig das Leben genießen und in tollen Festen die Schätze verprassen, die ihr freigebiger, großmüthiger Herr ihnen giebt. Ich weiß davon, mein

lieber schöner Ferdinandus, nicht weil ich, wie Du eben in Deinem Herzen denkst, Spione habe an Deinem Hofe, sondern weil das Lob Deiner Freigebigkeit und Deiner Größe in hellen Jubeltönen zu mir gedrungen ist, und weil Deine schöne Königin Anna sich gestern noch bemüht hat, es mir vorzusingen. Es war ein schönes Lied, es klang in herrlicher Melodie an mein Ohr, denn es zeigte mir, wie sehr die schöne Anna ihren edlen Gemahl liebt und verehrt. Es soll so sein, wie Du es wünschest, und wir wollen versuchen ein kleines Flüßlein von dem Goldstrome aus Peru auch nach Wien zu leiten, wenn wir über alles Andere uns erst geeinigt und verständigt haben. Wissen möchte ich zuvor, wie mein Bruder denkt über die Wirrnisse, welche uns jetzt hierher geführt haben nach Augsburg.

Als wir vor neun Jahren zusammenkamen damals in Worms, da schien es mir, als ob mein Bruder ein wenig angesteckt worden sei von dem deutschen aufrührerischen Sinne der sogenannten Aufklärung. Er legte damals ein gutes Wort ein für den Martinus Luther."

„Nicht ein gutes Wort für ihn," rief Ferdinand eifrig, „sondern nur ein gutes Wort für die Würde der kaiserlichen Majestät. Ihr hattet dem Martinus Luther, dem abgefallenen Mönch trotz des Bannspruches, den der Papst gegen ihn geschleudert, doch freies Geleit hin und her nach Worms gegeben und nun wollten Euch Eure Rathgeber dahin drängen, daß Ihr solltet dem Martinus das freie Geleite zurücknehmen und ihn gefänglich einbehalten; dagegen opponirte ich, nicht um des Martinus willen, sondern um Euretwillen. Ein Fürst und ein Kaiser muß sein Wort halten, wenn er es gegeben."

„Ihr hattet Recht, und ich freute mich damals," sagte der Kaiser, „und ich freue mich auch jetzt, denn es will mich bedünken, als ob Ihr dem Martinus nicht sehr günstig seid."

„Im Gegentheil, unwillig bin ich über den aufrührerischen Mönch, der uns die Brandfackel in Deutschland geschleudert und uns die Gemüther entfremdet hat; in den Staub treten möchte

ich alle die Protestirenden, welche gottlos genug sind, sich gegen Kirche und Kaiser aufzulehnen; nicht begreifen kann ich die Langmuth, die Ihr übt, ich hätte gestern die Herren von Hessen und Sachsen, die da vor Euch aufrecht standen, nieder schlagen mögen mit der Faust, nieder auf ihre Knie. So war mein Herz gesinnt und so ist es und so wird es immer sein."

Der Kaiser nickte. „Ich wollte, mein Beichtvater, der edle und kluge Garcia de Loaysa wäre hier und hörte Deine Worte, es würde ihn freuen, daß mein Bruder mit ihm übereinstimmt, er benennt die Ketzer nimmer anders als die deutschen Hunde und viel Mühe hat er sich gegeben, mir zu beweisen, daß es sich in der Sache mit diesen deutschen Hunden gar nicht um die Phantasie handle, „Seelen zu Gott zu bekehren," sondern daß es genüge, „die Körper zum Gehorsam zu zwingen." Du siehst, das meinst auch Du, wenn Du die Ketzer niederschlagen willst in den Staub. Ich aber bin der Meinung, daß man sie mit dem Stab beugen müsse in den Staub und ihnen ins Angesicht ihren Unverstand, ihre Thorheit und ihr nichtsnutziges albernes Klugdünken als Dummheit beweisen müsse. Der Loaysa hat das auch schon eingesehen und begriffen, daß nicht mit der bloßen körperlichen Gewalt zu helfen sei. Siehe nur, was mein kluger Beichvater mir heute von Rom, wo ich ihn als Gesandten zurückgelassen, schreibt."

Und wie er das sagte, nahm der Kaiser von seinem Schreibtisch, neben welchem er stand, ein Blatt Papier und reichte es Ferdinand dar. „Lies einmal die Stelle da."

Ferdinand schaute auf das Papier hin und zuckte dann die Achseln. „Hieroglyphen sind es, die ich nicht verstehe."

„Ah, es ist wahr," lächelte der Kaiser Karl, „er schreibt mir in Chiffreschrift, denn es ist gut und nützlich, daß man die geschriebenen Worte wohl hüte vor neugierigen Augen, wenn man sein innerstes Denken in Worte kleiden will und seinen Gefühlen Ausdruck giebt. Mir scheint es freilich allemal nothwendig und geboten, daß man das so selten als möglich thue und nicht die neugierige Welt schauen lasse in sein Inneres. Man soll bedächtig

sein mit dem gesprochenen Wort, bedächtig auch mit dem geschriebenen; und darum schreibt mir mein Beichvater in dieser Schrift, die nur mir und ihm bekannt ist. Ich vergaß das und will Dir nun die Worte vorlesen, die er mir geschrieben. Sie lauten so: Ich sehe, wenn Ihr entschlossen seid, Majestät, Deutschland zurückzubringen, kein anderes besseres Mittel, als mit Geschenken und Schmeichelworten, die zur Rückkehr zu bewegen, die auf wissenschaftlichem Standpunkte stehen oder im Reiche die Höchsten sind, und ist das geschehen, so habt Ihr für das übrige, niedrige Volk zuerst Eure Kaiserlichen Edicte und Kaiserlichen Ermahnungen öffentlich zu erlassen, und wollen sie dann nicht gehorchen, dann ist der wahre Rhabarber, um zu heilen, die Gewalt."*)

„Das ist ein wahres und ein tüchtiges Wort," rief Ferdinand begeistert, „ja, der wahre Rhabarber, um diese übermüthigen Aufrührer und Empörer zu heilen, das ist die Gewalt allein, und darum will es mir nimmer gefallen, daß Ihr den Leuten hier gestatten wollt, mit ihren Zungen zu kämpfen gegen Euch und von Euern Räthen mit ihren Zungen ihnen Antwort geben laßt. Besser wäre es, Ihr grifft zum Schwert, riefet alle Getreuen um Euch und sammeltet Eure Armee, um diese aufrührerischen Herren von Hessen und von Sachsen zu demüthigen und in den Staub zu treten."

„Wir wollen es zuerst versuchen mit der Zunge und den Waffen des Geistes," sagte Karl, „und gelingt es dann nicht, nun dann werden wir als gute Apotheker und Aerzte zu dem Rhabarber greifen, von dem Loaysa spricht, und dann werde ich meinen Freund und Bruder Ferdinandus beauftragen, daß er dem Volke in guten Portionen von dem Rhabarber in ihre Nahrung mische."

„Und dann werde ich dem großen Doctor Karl ein guter Apotheker sein und schöne Pillen von dem Rhabarber drehen für

*) Siehe Briefwechsel Karl V. mit Garcia de Loaysa. Herausgegeben von G. Heine.

das nichtswürdige Gesindel der Rebellen, das sich Protestanten nennt!“ rief Ferdinand ungestüm.

Der Kaiser nickte. „Du gefällst mir ausnehmend, mein Bruder,“ sagte er, „ich sehe wohl, wir werden uns verständigen.“

IV.

Erinnerungen.

„Ja“ fuhr der Kaiser fort, seine tiefen, blauen Augen au das erregte Antlitz seines Bruders richtend, „ja, Großes habe ich mit dir vor, Ferdinandus, und wenn wir uns wieder begegnen in Deutschland nach langen Jahren, dann sollst du dich nicht zu mir beklagen und mir nicht vorwerfen können, daß du die deutschen Oefen und die deutschen Ochsen hast hüten müssen, während ich nach Lorbeeren rang mit dem Blute meiner Völker. Nein, es wird eine Zeit kommen, und wer weiß wie bald, in welcher dieser Krieg unserer Gelehrten und Zungen enden wird, und wo wir das Schwert erheben, um auszufechten, was wir nimmer und nimmermehr zu Stande werden bringen können mit Zunge und Feder!“

„Ihr glaubt es, mein Bruder?“ rief Ferdinand freudig „Ihr seid also nicht ein Mann der Zunge und der Feder, wie ich gefürchtet? Ihr meinet nicht, daß wir diesen Martinus Luther und seine Schule bekämpfen werden mit den gelahrten Auseinandersetzungen eines Cochäus und eines Doctors Eck?“ Der Kaiser zuckte die Achseln. „Was weder der Bannstrahl eines Papstes noch der Zorn des Kaisers zu Stande gebracht, das wird auch wohl

den langweiligen Auseinandersetzungen unserer Gelehrten nicht gelingen, sondern das Schwert wird den gordischen Knoten aus einander hauen und ein Ende machen müssen mit den Aufrührern und Rebellen."

„Ein Ende vor allen Dingen mit dem Haupte der Rebellen, mit dem Doctor Martinus Luther, denn ich sage dir, mein Bruder, manche schlaflose Nacht hat mir dieser Martinus Luther bereitet, und dieses Mönchlein ist es, das ich auf Erden am meisten hasse!" sagte Ferdinand.

„Und ist es mir wohl anders gegangen?" fragte Karl, und zum Erstenmale schoß ein Strahl des Hasses und des Zornes über sein sonst so undurchdringliches Angesicht. „Ja, dir will ich es bekennen, was sonst meine Lippen nie einem Sterblichen bekannt, der Martinus Luther ist die Höllenarzenei, die meinen Körper durchwühlt, die meine Nächte schlaflos macht und mir in den Gliedern zwickt mit Gicht und Podagra, denn, glaube mir, nur durch ihn werde ich jetzt krank und hinfällig! Schaue mich nur an, sehe ich, ein Mann von dreißig Jahren, nicht aus wie ein Greis von fünfzig? Sind meine Züge nicht alt und welk geworden? Und nur der Doctor Martinus Luther ist daran Schuld, er ist's, der meine Gesundheit zerrüttet, der Unfrieden in mein Land bringt; und ich gäbe eine meiner größten Kronen darum, wenn der nicht aufgestanden wäre, wenn der begraben läge in dem Dominikanerkloster, und seine widerliche Stimme nicht erhoben hätte zum Unglück für mein Land und für uns Alle. Und doch, ich muß es dir gestehen, mein Bruder, zuweilen ist es mir, als klänge ein Ton von seiner ewigen Wahrheit in meinem Innern wieder, dann aber sinke ich auf meine Knie nieder und bete zu Gott, daß er lieber mich vergehen lasse in Finsterniß, als daß mir ein Licht aufgehe von diesem Mönche, und darum will ich's zu Ende bringen mit ihm für alle Zeit und darum soll's zum Kampfe kommen!

„Doch alles zu seiner Zeit, zuerst mit der Feder und der Zunge, und wenn's nicht fruchtet, und das wird es nicht, dann mit dem Schwerte und mit dem Feuer. Und darum, mein Bruder, laß dich

nicht irren, wenn meine Miene sanft ist vor den Menschen, es ist nicht gut, daß man seine innersten Gedanken den Leuten zeigt. Wie ein Blitz muß der Wille einschlagen, als That muß der Gedanke vor die Menschen treten, und bis zu diesem Moment muß man ihn bergen unter zweideutigen Worten, denn die größte Kunst eines Staatsmannes und eines Regenten ist die, daß er sich solcher Worte bediene im Umgange mit den Menschen, den Fürsten, den Diplomaten und seinem Volke, solcher Worte, die gedeutet werden können auf zweierlei Weise, so daß, wenn jene es anders verstehen, er es auslegen und sagen kann, „ich habe es so gemeint, und das ist meiner Worte Sinn," sowie es ihm paßt und zweckdienlich erscheint."

„Ich höre auf Deine Worte, mein Karlos, mit Freude und Bewunderung," sagte Ferdinand, „denn als ein ganz Anderer stehe ich vor Dir, als Du es bist. Und lachen muß ich, wenn ich gedenke, daß ich gestern eine Flugschrift las von diesem Mönch von Wittenberg, eine Flugschrift, in welcher er den Kaiser Karl lobt und preist, Euch „ein ganz frommes und gutes Herz, aber von vielen Teufeln umgeben" nennt! Ein gutes und frommes Herz habt Ihr in der That, aber anders, als der Martinus Luther es meint. Fromm ist Euer Herz, weil es trachtet, den Mönch, der die heilige Kirche wagt anzutasten, auf immer zu vernichten! Und gütig ist Euer Herz, das zeiget Ihr aller Welt und allen Euern Völkern, das zeigt Ihr vornehmlich mir, der ich mit Dank und Freude Euch auch diese Stunde schulde! Und recht beschämt schaue ich jetzt in die Zukunft und bitte Euch ab alle die schlechten Gedanken, die ich zuweilen über Euch gehegt, jetzund ist nur Liebe, Freude und Bewunderung in mir, und Recht habt Ihr gehabt in Allem, was Ihr mir prophezeit damals schon zu Valladolid, da ich ein störrischer Knabe war und mein Herz nicht fügen und beherrschen konnte, und da Ihr zu mir spracht: Wer ein Fürst sein will, muß sich vor allen Dingen beherrschen.

Oft hat das wieder getönt in meinem Herzen und konnt's doch niemals begreifen und fassen und sehe doch nun an Euch, daß es wahr ist; denn Ihr habt Euch selber überwunden in allen Dingen, und ich will von Euch lernen in jeder Zeit, wie man seine

bösen Gelüste bezwingen soll, bevor man den Kampf aufnimmt mit der Welt und den Feinden! Zuerst bekämpfen sollen wir die Feinde, die in unsern eigenen Herzen gegen uns kämpfen. Oft wohl schon habe ich daran gedacht, oft schon habe ich die Feder in die Hand genommen, um dir ein recht reumüthiges Bekenntniß abzulegen über meine Vergangenheit, um Alles dir zu beichten, was ich in Zorn gegen dich empfunden, und dir's zu sagen, daß ich Allen vergeben habe, denen ich damals zürnte!" fuhr Ferdinand mit leiser Stimme und niedergeschlagenen Augen fort.

„Und darum, weil ich's gethan, möchte ich Auskunft haben über einige von denen, die ich verflucht im wilden Zorn, und von deren Haupt ich den Fluch gern wegnehmen möchte, denn das Glück macht uns milde, und die Liebe besänftigt uns. So sagt mir denn, Karl, was ist aus ihr geworden, die ich geliebt habe, und die Eure Gnade damals vom Tode errettete? Ich will Euch sagen, Karl, daß ich meiner Anna erzählt habe von ihr und ihr meine ganze unglückliche Jugendliebe beichtete, und meine liebe Gemahlin hat geweint über die arme Ancilla und hat mir gegrollt mit manchem harten Wort ob meiner Grausamkeit und hat unsere kleinen Mägdlein, die Prinzessinnen, gelehrt, daß sie jeden Abend in ihrem Gebete die Worte einschieben: O vergieb du, lieber Gott, der armen Ancilla und lasse den Fluch ihr zum Segen werden.

Gar oft habe ich hinter der Thür gestanden, wenn meine Gemahlin die kleinen Prinzessinnen vor sich hinknien ließ zum Abendgebete, und recht inbrünstig habe ich mit meine Hände gefaltet und die Worte wiederholt: Vergieb der armen Ancilla und laß den Fluch ihr zum Segen werden!"

„Und es ist so geworden," sagte Karl leise, der Fluch ist zum Segen geworden, und als eine Heilige ist sie eingegangen zum Himmel, als eine Heilige hat man sie verehrt und zu ihr gebetet, und sie ist gestorben, begleitet von den Segenswünschen aller Derer, denen sie als hülfreiche Pflegerin und als sanfte Trösterrin zu Seite gestanden."

Ferdinand hatte die Hände gefaltet, das Haupt auf die Brust niedergesenkt, und zwei Thränen rannen aus seinen Augen nieder, und er fühlte sie erst, als sie heiß und brennend auf seine Hand niederfielen, er hatte nicht gewußt, daß er weinte. Hastig hob er den Blick zum Kaiser empor. „Vergieb mir, Karl, und denke nicht schlecht von mir, weil —"

„Nicht weiter," unterbrach ihn der Kaiser, „ich denke um so besser von Dir, weil ich gesehen, daß der Herzog Ferdinand, der König von Ungarn und Böhmen, ein menschliches Herz bewahrt hat in seiner Brust. Mein Bruder, diese Thränen, welche Du eben um die arme Ancilla geweint, werden sie erretten von dem Fegefeuer und werden von den Engeln im Himmel gesammelt werden, um dereinst, wenn Du vor Gottes Thron erscheinst, als Sterne vor Dir herzuschreiten. Es ist wohl schön und natürlich, daß man für diejenige, welche man geliebt, doch zuletzt eine Thräne der Erinnerung hat, wenn auch die Liebe längst verloschen ist; vergänglich ist Alles, die Liebe wie der Haß, und so meine ich, wird auch wohl Dein Haß erloschen sein, den Du damals gegen den armen Leyvas und noch gegen einen Andern hegtest. Aus dem Leyvas ist ein tüchtiger General geworden, und in mancher Schlacht hat er für mich und meines Hauses Ehre sein Blut vergossen."

„Ich weiß es wohl" sagte Ferdinand mit einem sanften Lächeln, „es ist etwas Tüchtiges geworden aus dem Schusterjungen und dem Pagen, welcher mich damals so mächtiglich geärgert und gequält hat, und mich soll's freuen, wenn ich dem General Leyvas dereinst die Hand drücken kann und ihm sagen, wie hoch ich ihn achte und wie glücklich es mich macht, ihm das zu bekennen."

Der Kaiser nickte. „Das heißt großmüthig gesprochen, und ich will Dir nur bekennen, ich habe den Leyvas nicht hierher kommen lassen, weil ich Dir kein Aergerniß geben wollte, er weilt in Innsbruck, und wenn Dir es recht ist, so senden wir einen Eilboten dahin und bescheiden ihn hierher."

„Und wenn Dir's Recht ist, so schreibe ich selber an den General und bitte ihn hierherzukommen," sagte Ferdinand mit

einem raschen Kopfnicken. „Nun Karl, noch Eins, sag mir, was ist aus ihm geworden, den Ancilla liebte, um dessentwillen sie mich verrieth?"

„Du weißt es nicht?" fragte der Kaiser befremdet „Du sprichst doch von dem Ritter Inigo Lopez de Ricardo?"

Ferdinand nickte. „Ja von ihm, den ich damals hätte erwürgen und unter meine Füsse treten mögen, als ich meinte, er hätte mein Glück auf immerdar zerschellt, und dem ich jetzt von Herzensgrund vergebe und danke, weil er mein Glück aufgebaut hat, das Glück der Liebe, welches mir mein Weib gewährt. Sage, was ist aus ihm geworden? Ich habe oft nach ihm geforscht und nimmer Auskunft erhalten. Zuletzt hat er gekämpft bei der Belagerung einer kleiner Festung, und man hat ihn tödtlich verwundet in der Bresche gefunden, das ist das letzte, was ich von ihm erfuhr."

„Das glaube ich wohl, das ist auch das Letzte, was Inigo Lopez de Ricardo gethan," sagte Karl. „Aber, mein Bruder, hast Du denn niemals von dem jungen frommen Mönch gehört, der schon beginnt Aufsehen in der Welt zu machen, den die Priester als ein Wunder der Gelehrsamkeit preisen und der umlagert wird, wo er erscheint von dem Volke und der die Aermsten seine Brüder nennt, weil er selbst das Gelübde der Armuth abgelegt hat? Hat man Euch niemals erzählt von Ignaz Loyola, dem frommen Büßer, dem gelehrten Mönche, dem weisen Menschenfreunde, dessen begeisterte Reden die reichsten Jünglinge so entzückt, daß sie Reichthum, Ehre und Rang hinter sich lassen, gleich ihrem Meister das Gelübde der Armuth ablegen und mit ihm hinausgehen als Bettler für die ewige Seligkeit?"

„Doch" sagte Ferdinand, „jüngst ist ein Mönch zu mir nach Prag gekommen von Barcelona her und hat zu mir gesprochen von dem großen Menschenfreunde und Priester, dem Ignaz Loyola, und hat mir von ihm gekündet, daß er die allein seligmachende Kirche mit neuen Pfeilern aufrichten und befestigen werde, dem Martinus Luther zum Trotz."

„Nun," sagte Karl lächelnd, „dann weißt Du auch zugleich vom Ritter Inigo Lopez de Ricardo, denn das ist der fromme Mönch Ignaz Loyola. Abgeschworen hat er die Erdenlust, die irdischen Begierden und alle irdische Liebe, dem Herrn seinem Gotte allein will er dienen, zerknirscht ist sein Herz in Reue über das, was er gethan, in Reue über die Liebe, welche er einem Weib dargebracht, und der Schmerz seiner Jugendliebe hat ihn verklärt zu einem Helden und Märtyrer! Ich weiß auch, Ferdinand, daß er oft Dein gedenkt. Als ich jüngst in Spanien war, ließ ich ihn zu mir kommen, und mit Thränen in den Augen forschte er nach Dir, und als ich ihm sagte, du seist glücklich, geehrt und froh an der Seite einer schönen Königin, da sank er nieder auf seine Knie, hob die abgemagerten Hände auf zum Himmel und dankte Gott mit lautem Gebet für die Gnade, die er ihm gewährt, und daß er den Fluch von seinem Haupte wegnehme durch Dein Glück. Ich sagte ihm, daß ich Dir alles künden und erzählen wolle, da erhob er sich von seinen Knien und mit begeisterter Stimme sagte er:

„Ich künde Euch, Kaiser Karl, daß Euer Bruder ein starker Verfechter der heiligen katholischen Kirche sein wird, und daß er sich nimmer und nimmer zum Abfall verführen läßt von diesem heuchlerischen abtrünnigen Mönche Martinus Luther! Ich werde dereinst meine Boten an ihn senden, und sie sollen ihm künden die heiligen Grüße des ewigen Gottes und die geheime Lehre, welche nur den Eingeweihten gegeben wird."

„Sagt ihm, Karl," rief sein Bruder, „sagt ihm, daß ich diese Boten empfangen werde als meine theuren Freunde! Sagt ihm, daß ich begierig bin, eingeweiht zu werden in die heilige Lehre und den Bund einzugehen mit dem ewigen Gotte und seiner heiligen Kirche. Ach, was sind wir Menschen doch für schwache Geschöpfe, zürnen denen oft, die, ohne daß wir es wissen, mit geschäftigen Händen den Grund legen zu dem künftigen Tempel unseres Glückes, und die wir verwünschen, während wir sie doch segnen sollten! Und nun noch eine letzte Frage," fuhr Ferdinand beinahe verschämt fort. „Da ist noch eine dritte Person, mein Karlos, über die ich Auskunft

haben möchte, mit der mir's eben so erging wie mit den Andern, eine zweite Ancilla, wenn Du willst!"

„Nur daß sie Margarethe Bomgeest hieß," flüsterte der Kaiser mit einem sanften Lächeln.

Ferdinand nickte. „Ich bitte Dich Eins, mein Bruder, sprich von ihr nicht zu meiner schönen Königin, denn von ihr habe ich ihr nichts erzählt! Die Weiber sind gar ängstlich und eifersüchtig, und wenn ich ihr sage, daß ich zweimal geliebt und zweimal vergessen habe, so könnte sie vermeinen, ich könnt' auch ein drittes Mal vergessen, aber das wird nimmer geschehen! Anna Jagello, das seh ich jetzt recht ein, ist meine erste Liebe gewesen, und, ich sag's Euch, sie wird auch meine letzte sein, denn ihr gehört mein Herz mit allen seinen Wünschen und Gedanken. Aber nun sagt, was ist aus Margarethe Bomgeest geworden?"

„Sie hats gemacht, wie wir Alle, Ferdinandus! Sie hat die Liebe und die Träume der Jugend überwunden und hat sich vermählt mit dem gar mächtigen und angesehenen Jean van Dindack. Aber eine Tochter, die nicht den Namen van Dindak trägt, und von der man sagt, daß sie mir gleiche, hat sie nicht in die Ehe mit hinüber genommen, sondern unsre theure, geliebte Muhme Margaretha hat dieses Kindleins sich erbarmt und sie aufziehen lassen an ihrem Hof, und ihr ihren Namen gegeben. Sie liebt die kleine Margarethe als wär's ihr eigenes Kind und hat sie erziehen lassen, als wär's eine große Prinzessin!"

„Das ist sie auch," sagte Ferdinand, „denn sie ist eines großen Kaisers Tochter! Ich wünsche ihr nur, daß sie von ihreer Mutter die Schönheit, von ihrem Vater den Geist und die Würdigkeit geerbt habe!"

„Nun wir werden ja sehen," lächelte der Kaiser. „Du weißt, unsere Tante Margarethe ist gar schwer erkrankt, und die Aerzte geben uns leider keine Hoffnung auf ihre Wiederherstellung. Sie hat nun, mächtig und fest, wie ihr Geist ist, mir geschrieben und mich gebeten, die Prinzessin Margarethe, wie sie an ihrem Hofe allzeit genannt wird, zu mir zu nehmen, bevor sie sterben wird,

damit nicht ihre schöne Mutter, die ihr eifrig nachstellt und sie gar gerne in ihr Haus nehmen möchte, sie entführen könnte aus dem Schloß. So habe ich nun jemand hingesandt nach den Niederlanden schon vor einigen Wochen, daß er mir die Prinzessin abhole von dort, und Botschaft ist mir zugekommen, daß sie mit ihrem Begleiter die Reise hieher angetreten. Ich muß es Dir nur sagen, ich erwarte sie hier jede Stunde und hoffe auf ihr Eintreffen, hoffe darauf aus zwei Gründen, einmal weil ich sie Dir und Deiner schönen Gemahlin zeigen will, und zum andern weil ich schon jetzt ihre Zukunft sichern und ihr einen Gemahl erwählen will."

„Einen Gemahl?" fragte Ferdinand lächelnd, „einen Gemahl für das Kind, welches kaum, wenn ich richtig rechne, acht Jahre zählen kann?"

Der Kaiser nickte. „Just acht Jahre zählt Margarethe, und ich sage Dir, gar manches Fräulein, welches doppelt so alt ist, würde beschämt dastehen vor diesem Kinde, welches reif ist über seine Jahre hinaus, wie mir die Frau Statthalterin in jedem Briefe zu meiner rechten Freude vermeldet hat."

Du liebst die Tochter sehr, wie mich bedünkt?" fragte Ferdinand lächelnd. „Noch niemals sah ich meinen Kaiser und Herrn mit so leuchtendem, frohen Angesicht, wie jetzt."

„Es ist wahr, ich liebe sie sehr," sagte der Kaiser, „und es giebt auf Erden nächst der Kaiserin, meiner schönen Gemahlin, nur noch ein Wesen, das ich mehr liebe als die kleine, oder wenn Du willst, als die große Margarethe, und dieses eine, das ist mein Sohn Philipp, der kleine Prinz von Asturien! Er ist schön, mein Bruder, wie ein Engel und dabei gar klugen und witzigen Geistes. Seine dunklen Augen blitzen so zornig drein, wenn er gereizt wird, und er weiß seinen Zorn in so erregte, mächtige Worte zu kleiden, daß es wie ein Donner von seinen Lippen schallt, und mein Herz gar oft von Entzücken erfüllt ist, selbst wenn er mir, seinem Vater, grollt. Das ist das Einzige, Ferdinand, was mir leid thut, und was ich beklage bei meinem hohen Fürstenstand, daß ich so oft getrennt

bin von meiner Kaiserin und dem Philipp, meinem besseren Leben. Denn Ferdinandus, ich vermeine, der Philipp soll einst das Andenken seines Vaters verklären, soll größer sein als ich. Was ich mir erkämpft habe in mancher blutigen Schlacht, das soll er erben, und was ich erduldet und gelitten, das soll für ihn zur Freude aufschlagen. Just um ihn ziehe ich umher und kämpfe gegen meine Feinde, damit er einst, wenn er mein Nachfolger ist in Ruhe und Frieden leben und durch das Paradies der Welt dahin wandeln kann als ein Gott auf Erden, strahlend in Glückseligkeit, Macht und Herrlichkeit."

„Das ist ein Wort, welches mich fast ängstlich machen könnte, Bruder," sagte Ferdinand erschrocken. „Es ist nicht gut, sein Herz so an ein Kind zu hängen, wenn es stürbe und . ."

„Das ist unmöglich!" rief Karl fast zürnend, „nein, so schwer kann die Hand Gottes mich nicht treffen, denn ich bin kein Sünder und Verbrecher, nein, er wird mir den Sohn belassen, denn auf ihm ruhen alle meine Hoffnungen. Nein, mein Philipp wird nicht sterben, er wird groß und leuchtend dastehen vor aller Welt, und Gott wird geben, daß ich ihn sehe in seinem Glanz und seiner Herrlichkeit!"

„Das wird er nicht," sagte Ferdinand lächelnd, „so lange Kaiser Karlos lebt, wird kein Glanz und keine Herrlichkeit neben ihm sein, denn ihm allein gehört die Welt!"

„So lange er die Welt würdig hält, daß sie ihm angehöre!" sagte Karl. „Ich muß Dir gestehen, mein Bruder, daß ich es zuweilen recht herzlich satt habe, dies Kämpfen und dies Streiten mit unvernünftigen, ehrgeizigen oder superklugen Leuten. Wenn die Schmerzen in meinen Gliedern wühlen und meinen Körper zermartern, wenn's in allen meinen Gliedern zwickt, dann erfaßt mich oft eine tiefe Sehnsucht nach Ruhe und Stille, und ich meine dann, wenn der Philipp, mein schöner Sohn, erwachsen wäre, so würde ich all den Plunder wegwerfen, vielleicht daß er ihm als Herrlichkeit erschiene, und er aufnähme, was ich fallen lasse! Wenn er nur erst erwachsen wäre, mein Philipp, und —"

Plötzlich verstummte der Kaiser und heftete seine Augen auf die kleine Tapetenthür, hinter welcher jetzt ein leises Kratzen und Klopfen sich vernehmbar machte.

„Herein, nur herein," sagte der Kaiser. Die Thür that sich auf, und eine hohe, schlanke Männergestalt in spanischem Reitercostüm mit der Kette des goldenen Vließes auf der Brust erschien in derselben.

„Herzog Ferdinandus Alvarez, Herzog von Alba, tritt ein, mein vielgetreuer Bote, bist Du endlich angelangt?"

Er streckte seine weiße Hand dem Herzog entgegen, der rasch in das Kabinet eintrat, vor dem Kaiser das Knie beugte und dessen Hand an seine Lippen drückte.

„Ja Majestät, zu Befehl, ich bin angelangt und bringe den Schatz mit, den zu heben Eure Majestät mich aussandte!"

Der Kaiser nickte. „Ein allerliebster Schatz, nicht wahr? Ich wollte, Du wärst noch nicht vermählt, Herzog, und ich könnte Dir neben dem goldenen Vließ auf deiner Brust ihn befestigen, Du solltest ihn mir da wohl hüten und wahren. Doch jetzunder kann davon nicht die Rede sein, denn ich denke wohl, die schöne Maria Guzmann, deine Frau Gemahlin, würde mich zu allen Teufeln jagen, wenn ich daran denken wollte, sie zu verdrängen."

„Nimmer auch wird meinem König selbst das gelingen," sagte der Herzog, indem er auf einen Wink des Kaisers sich erhob von seinen Knien, „nein, Majestät, nie wird es einem Sterblichem gelingen, das schönste Weib der Erde, meine Gemahlin, aus meinem Herzen zu verdrängen."

Der Kaiser wandte sich zu seinem Bruder und nickte ihm zu. „Sieh nun, Ferdinand, da fabeln die Menschen so oft von treulosen und bald gesättigten Ehemännern. Seht nur, hier stehen drei junge Männer, welche, wie ich glaube, alle drei von ihren Gemahlinnen entzückt sind, und jeder bereit wäre im Turnier zu kämpfen für die Schönste, der Schönen, für die Gemahlin. Ist's nicht so, Don Alvarez, und ist's nicht so, Don Fernandus, und

ist's nicht so, Don Karlos?" fragte er lächelnd, indem er mit dem Finger auf seine eigene Brust deutete. „Ja wahrlich, rechte Musterexemplare zärtlicher Gatten sind wir alle drei, obwohl ich glaube, der zärtlichste von uns bleibt immer Herzog Alba. Freilich ist der auch erst vier Monde vermählt, und da glüht noch die Liebe und Lust in seiner Seele und in seinem Herzen und daher ist es wohl natürlich und begreiflich, wenn der Herzog uns alle übertrifft an Feuer und Leidenschaft."

Ferdinand nickte. „Ich beneide den Herzog um sein Glück, und ich wollte, ich könnte selbst noch einmal die Wonne jener Tage kosten, da ich als Neuvermählter in den Honigmonaten unserer jungen Ehe zu meiner Liebsten Füßen lag. Ich finde es grausam, Majestät, daß Ihr den Herzog aus dem Paradies entführt habt, um ihn hierher zu schleppen nach dem langweiligen kleinen Augsburg."

Das Antlitz des Kaisers hatte schon wieder seinen ernsten, verschlossenen Ausdruck angenommen, und das ungewohnte Lächeln war schon wieder verblaßt. „Was sagst Du dazu, Alvarez," fragte er leise, das Haupt zu dem jungen Herzog hinwendend.

„Majestät, ich sage dazu, daß es keinen Ort giebt, welcher mir langweilig erscheint, wenn mir daselbst die Sonne Eurer Gegenwart und Eurer Gnade leuchtet, und außerdem bin ich vielleicht zu sehr Soldat und feuriger Liebhaber, wie es Seine Kaiserliche Würdigkeit vermeint sein zu können."

Karl nickte. „Wo ist deine Pflegebefohlene, meine kleine Margaretha?"

„Im Nebengemach, Majestät zu Befehl. Ich ersuchte die junge Dame, sich mit ihren Frauen in die für sie bereiteten Gemächer zu begeben, allein sie erklärte, daß sie nicht eher ruhen könne und wolle, bis sie Kaiserliche Majestät gesehen und begrüßt habe. Sie trägt eine sehr zärtliche Liebe zu Eurer Majestät in ihrem Herzen, das, wie mir scheint, für ihre Jahre schon ausbündig stark und fest ist."

„Von Deinen Lippen, Herzog, ist das ein seltsames Lob," sagte Karl, „doch nun sprich, Alvarez, wie kann ich Dich belohnen? Du hast um meinetwillen Deine junge Gemahlin verlassen und bist nach Brüssel gegangen, um mir Margarethe hierherzuholen, Du hast Sorge und Mühe und Anstrengungen gehabt bei dieser Reise, ich weiß es, und ich möchte Dich gern dafür belohnen. Doch in solchen Momenten fühlt man, daß man auf Erden immer nur ein armer Bettler ist, der Almosen empfängt vom Himmel und selber nichts zu geben hat. Ich denke, Alvarez, Du bist reicher und vielleicht auch mächtiger als ich. Seht nun, Ferdinand, da preis't mich die Welt und sagt, in meinen Landen ginge die Sonne niemals unter, und der mächtigste Herrscher in Europa wäre der Kaiser Karl! Nun steht er da, dem jungen Herzog von Alba gegenüber, und bettelt, daß er sich von ihm etwas erbitten möge, denn er hat nichts, was er dem reichen, angesehenen Herrn als Gnade bewilligen könnte! Der Herzog hat Güter, Millionen, das schönste Weib, er ist Grand von Spanien und trägt das goldene Vließ, was kann der Kaiser Karl ihm wohl noch gewähren? Sei gnädig Alba mit Deinem Kaiser und erbitte Dir eine Gunst von mir."

„Ich rathe Euch, Herzog," lächelte Ferdinand, dicht zu ihm herantretend, „ich rathe Euch, erbittet Euch einen Urlaub von vier Monaten! So lange wird diese Geschichte hier wohl dauern, und Ihr könnt so lange daheim bleiben bei Eurer schönen Herzogin!"

Eine dunkle Gluth schoß über das Angesicht des Herzogs hin und er preßte die Lippen zusammen, als wolle er die ungestümen Worte zurückdrängen, die aus seinem Herzen hervorquollen.

„Danke Euch, Kaiserliche Würdigkeit, es ziemt mir nicht vier Monate zu ruhen, wenn mein Kaiser die Last der Arbeit tragen muß. Um vier Monate bitte ich nicht, Majestät, wohl aber möchte ich die Gnade erflehen, daß ich auf zwei oder drei kurze Wochen von dem täglichen Dienste absolvirt würde, und daß mir gestattet sein möchte, hier in meinem Quartier zu Augsburg in Stille und Einsamkeit ganz unbemerkt ruhen und mich erholen zu können. Denn ich will es Euer Majestät bekennen, ich fühle mich ein we-

nig leidend, fühlte es schon, als Kaiserliche Majestät mir die Gnade erzeigten, mich nach Brüssel zu entsenden. Mein Arzt behauptet, ich trüge eine Krankheit in meinem Körper, und nur durch Ruhe und durch seine Medicamente könnte dem Unheil vorgebeugt werden."

„Es ist wahr," sagte der Kaiser, dessen dunkle Augen forschend auf den Herzog geheftet waren, „es ist wahr, Deine Wangen sind eingefallen. Ich glaubte, es sei Sehnsucht nach Deiner schönen Gemahlin, die Dich blaß und leidend und fast düster erscheinen ließ, und nun höre ich, daß es Krankheit ist."

„Ich glaube es nicht, Majestät," lachte Ferdinand, „ist er krank, so ist er es nur aus Sehnsucht, und das beste Recept, ich bleibe dabei, was Euer Majestät verschreiben können, das wäre doch, daß Ihr ihn vier Monate heimsendet nach Spanien. Nun, Herzog, so lacht doch, so merkt doch, daß ich scherze! Man sagt, es gebe in Spanien zwei junge Männer, die man niemals lachen gesehen. Der Eine sei der Kaiser Karl, der Andere Herzog Alba. Ich habe heute schon gesehen, daß die öffentliche Meinung wie immer lügt, denn mein theurer Bruder hat heute recht fröhlich drein geschaut. Nun möchte ich den Herzog von Alba auch lachen sehen, denn es will mich fast unnatürlich dünken, daß ein junger Mann von fünfundzwanzig Jahren, ein junger Mann, umstrahlt von Glück, Freude und Liebe, nimmer lachen könnte."

„Auch hat man Eure kaiserliche Würdigkeit falsch berichtet," sagte Alba mit ernster Stimme, „ich lache nur nicht über solche Dinge, über welche andere Menschen lachen. Doch entsinne ich mich, daß ich einmal herzlich habe lachen müssen, das war als ich vor einigen Jahren zu Sevilla einem Autodafé beiwohnte, welches der fromme Cardinal Groß-Inquisitor zur Ehre der christlichen Kirche und zur Freude des katholischen Volkes veranstaltet hatte. Man verbrannte da sieben Juden und sie schrieen, als das Feuer ihnen an die Füsse leckte, so laut Zeter mordio, daß es mich laut lachen machte, obwohl es mir klang, wie ein mächtiges Hosiannah zur Ehre unseres Gottes und unserer Kirche. Darum eben erfüllte es auch mein Herz mit Lust und Freude und machte mich lachen vor Vergnügen. Nun Majestät"

fuhr er dann fort, sein Haupt vor dem Kaiser neigend, „bitte ich Euch, wollt Ihr mir die Gnade bewilligen, daß ich zwei Wochen unbemerkt und still in meinem Quartier bleiben und der Kur mich unterwerfen darf, welche mir mein Arzt vorgeschrieben?“

Der Kaiser neigte sein Haupt. „Ich gebe Dir, wie Du es begehrst, zwei Wochen, auch drei Wochen zur Kur und stillem Aufenthalt in Deinem Quartier, Alvarez. Aber mehr nicht! Mehr nicht um Deinetwillen, damit die Spötter und Lacher unseres Hofes nicht vermeinen sollen, daß Du etwa doch als zärtlicher Verliebter Reißaus genommen nach Spanien zu Deiner Liebsten. Aber jetzt, Herzog, führe uns die junge Dame herein, welche Du als Cavalier hieher gebracht.“

Der Herzog durchschritt das Gemach, öffnete die Thür, und neben derselben stehen bleibend verneigte er sich tief.

„Tretet ein, Signora Margaretha! Seine Majestät befiehlt.“

V.

Das Wunderkind.

Jetzt erschien auf der Schwelle der Thür ein junges Mädchen. Ueberrascht und fast erschrocken schaute der Kaiser und sein Bruder zu ihr hin.

War es möglich? War diese schlanke Gestalt mit dem ernsten Angesicht und der wundervollen stolzen Haltung, war das wirklich „das Kind,“ welches der Kaiser erwartete? Das Kind von acht Jahren, das er sich klein, schmächtig und zierlich gedacht, wie es

achtjährige Mädchen sind, das Antlitz umwallt von dem lockigen Haar, das kindliche Gesicht lächelnd in Unschuld und Freundlichkeit?

Da stand vor ihm ein ernstes, schlankes, junges Mädchen, und doch war sie's, war Margerethe von Bomgeest's schöne Tochter, das Abbild ihrer wundervollen, reizenden Mutter!

Er hatte das Kind und die Mutter nicht gesehen seit jenen Tagen flüchtigen Liebesglücks, und jetzt, wie er es erschaute, das holdselige Conterfei der holdseligen Mutter, schlug das Herz des Kaisers höher auf und mit Wehmuth fast gedachte er des verschwommenen Traumes und der verblaßten Seligkeit der ersten Jugendliebe.

Hastig trat er einige Schritte vorwärts und reichte der jungen Dame seine Hand dar. „Bist Du es denn wirklich, Margarethe? Bist Du das achtjährige Kind, welches bei unserer Frau Tante gelebt hat, von ihr erzogen ist?

„Hast Du mir unterwegs das Kind nicht verwechselt und umgetauscht gegen eine schöne Jungfrau, Herzog, und die kleine Margarethe ist vielleicht entflohen und heimgekehrt nach ihrem Vaterlande zu ihrer schönen Mutter? Sagt, Margarethe, ist es nicht so, seid Ihr nicht, wer Ihr scheint?"

„Wenn ich Euch, Majestät, nicht scheine, was ich bin, dann möchte ich sterben!" sagte das junge Mädchen, deren große Augen sich mit Thränen füllten.

„Und wer bist Du denn?" fragte Karl erstaunt, sie anblickend.

Sie beugte rasch das Knie vor ihm und zog seine Hand au ihre Lippen.

„Ich bin ein Kind, das seinen Vater anbetet wie einen Gott auf Erden! Die Liebe zu meinem Kaiser hat mich ernst und groß gemacht vor der Zeit, das sagte meine gute Tante Margarethe und sie sagte mir beim Scheiden, als ich an ihrem Krankenlager kniete: „Du bist nicht acht Jahre, Margarethe, Du zählst schon sechzehn, denn eines Kaisers Tochter zählt ihre Jahre doppelt, wie ein Soldat, der in Schlachten gedient hat. So laßt

mich sein, mein kaiserlicher Vater, was ich scheine, laßt mich ein erwachsenes Mädchen sein, wenn Ihr wollt, aber jedenfalls ein Kind, das Euch in treuester Verehrung und Liebe angehört und nichts weiter wünscht, als zu Euern Füßen zu knieen, zu leben und zu sterben als Euer gehorsames Kind?"

Der Kaiser, tief bewegt, hob die zarte schlanke Gestalt von ihren Knieen auf und drückte sie an sein Herz.

„Sei mir willkommen, Margarethe, Deine Stimme klingt mir wie ein Lied, das ich vergessen hatte und das nun auf einmal vor meinen Ohren wiedertönt und mein Herz erfüllt mit süßer Wehmuth. Ich danke Dir, Herzog, daß Du mir das schöne Fräulein hergeführt und mir nicht verrathen, was ich finden sollte. Es war eine schöne Ueberraschung, ich danke Dir noch somit doppelt. Jetzo bist Du entlassen, entlassen auf drei Wochen."

Er reichte dem Herzog die Hand dar, und dieser drückte mit gebeugtem Knie seine Lippen auf dieselbe. Dann wandte er sich zu Margarethe hin.

„Fräulein, erlaubt, daß ich anjetzo auch von Euch meinen Urlaub nehme und Euch danke für die schönen Stunden, welche ich an Eurer Seite auf der Herreise verleben durfte."

Sie neigte mit einer stolzen Bewegung ihr Haupt und reichte ihm die kleine Hand zum Kusse dar.

Es lag etwas so Ernstes, Majestätisches in ihrer Miene und in ihrer Bewegung, daß der Kaiser ihr staunend und lächelnd zuschaute.

„Ich danke Euch, Herzog," sagte sie, „Ihr seid ein sehr guter Reisemarschall für die Tochter Eures Kaisers gewesen, und ich hoffe, wenn ich dereinst eine mächtige Fürstin bin, werde ich Gelegenheit finden, Euch besser danken zu können, als wie ich es heute thun kann. Ihr seid entlassen, Herzog Alba."

Eine leichte Röthe flog über das blasse Gesicht des Herzogs hin und seine Stirne verfinsterte sich, während der Kaiser und der

Erzherzog kaum ein Lächeln unterdrücken konnten über das ernste, majestätische Gebahren der jungen Margarethe, welche den mächtigen und reichen Herzog entließ, als wäre er einer ihrer Vasallen.

Alba verneigte sich tief und rückwärts schreitend verließ er das Gemach.

„Gestattet nun auch mir, Majestät, daß ich mich entferne," sagte Ferdinand, „ich fürchte lästig zu werden und das Zwiegespräch Eurer Majestät mit der schönen jungen Dame hier zu stören."

„Sagt mir, Majestät," fragte Margarethe, ihre Blicke auf Ferdinand wendend, „sagt mir, Majestät, wer ist jener Herr, Ihr habt ihn mir noch gar nicht vorgestellt."

„Du hast Recht, mein Kind," lächelte der Kaiser, „wir haben in unserer Freude über das Wiedersehen mit Dir der Etiquette fast vergessen. Nun wollen wir es nachholen. Dieser Herr da ist der König von Böhmen und Ungarn, Herzog von Tyrol und Steiermark, ist mein Bruder, Don Ferdinand."

Sie neigte ein wenig das Haupt und wandte dann ihre ernsten Blicke wieder zu dem Kaiser hin.

„Nun bitte, Majestät, stellt auch mich vor!" sagte sie.

„Nun," sagte Karl, „kaiserliche Würdigkeit, ich habe die Ehre Euch hier eine junge Dame zu präsentiren. — —"

„Nicht so," unterbrach sie ihn mit kindlichem Unmuth, „nicht so, Majestät! Nennt meine Titel und Würden, wie sie mir gebühren als der Tochter eines Kaisers."

Der Kaiser schrack ein wenig zusammen und blickte fast verwirrt in das ernste Angesicht des Kindes.

„Deine Titel und Würden?

„Nun ja," sagte sie, „die Frau Statthalterin, meine edle Base und Vormünderin hat mir gesagt, wenn ich sie um meine Titel fragte: „„Warte nur, Margarethe, wenn Du zum Kaiser

kommst, so wird er Dir Deine Titel und Würden schon sagen. Es ziemt der Tochter eines so großen Kaisers wohl, daß sie deren habe, und er wird sie Dir wohl beilegen!"" Nun seht, Majestät, ich warte darauf, nun nennt der kaiserlichen Würdigkeit von Ungarn und Böhmen doch meine Titel."

Karl schwieg und senkte das Auge gedankenvoll nieder, während Ferdinand, sichtlich belustigt und ergötzt, auf das fast zürnende schöne Angesicht des Kindes hinschaute.

„Euer Haupttitel, mein Fräulein, ist, daß Ihr die Tochter des Kaisers seid," sagte er, bemüht dem Kaiser behülflich zu sein.

„Es ist wahr!" rief sie lebhaft, „das ist meine höchste Ehre und mein höchstes Glück. Aber just weil ich des größten Kaisers Kind bin, muß ich auch andere Titel haben, Ehren und Würden, und ich bin neugierig, sie zu vernehmen! Denn, wie meine Frau Muhme immer sagte, es schlägt in mir des Kaisers ehrgeiziges Herz, und ich bin seine rechte und echte Tochter. So sagt, Majestät, wie heiße ich und wie sollen die Herren und Damen Eures Hofes mich nennen, wenn sie sich vor mir neigen?"

„Sie sollen Dich nur die Tochter des Kaisers nennen, die Prinzessin Margaretha," sagte der Kaiser ernst.

„Die Prinzessin Margaretha! Das ist alles?" fragte sie lebhaft.

„Das ist alles und das ist auch genug," sagte Ferdinand lachend. „Was verlangt Ihr mehr, schöne, ehrgeizige Prinzessin, was könnt Ihr Höheres wünschen?"

„Noch vieles habe ich zu wünschen," sagte sie ungestüm. „Vor allen Dingen, Majestät, bitte ich, daß Ihr mir sagt, wie meine Mutter geheißen hat und aus welchem erlauchten Fürstenhause sie stammt? Ich habe die Frau Statthalterin oft danach gefragt, aber dann ist sie immer ernst geworden, hat das Haupt geschüttelt und gesagt: „„Frage nicht danach, der Kaiser wird Dir Auskunft geben."" Nun sehe und spreche ich den Kaiser und möchte von ihm etwas wissen von meiner Mutter. Man hat mir gesagt, daß sie sehr schön gewesen, aber immer hat man so geheimnißvoll gesprochen, und das hat

mich gekränkt. Ich glaube auch, das hat mich so ernst und verständig gemacht vor der Zeit. Die Statthalterin sagte, ich wäre niemals ein Kind gewesen, mit zwei Jahren schon habe ich angefangen zu lesen und zu schreiben, und als ich vier Jahre war, wäre ich so gescheut gewesen, daß sie mich immer ein Wunderkind genannt habe. Ich will Euch nur sagen, Kaiser, ich wäre wohl auch ein lustiges Kind gewesen, aber wenn ich spielen wollte, mußte ich immer an meine Mutter denken. Wenn ich schlief war es mir zuweilen, als sähe ich im Traume ein Paar Augen, die mich anlächelten und wie Sonnenschein glänzten, und dann wachte ich auf und mein Gesicht war von Thränen naß. Daher bin ich so ernst geworden, ein Mädchen, ohne je Kind gewesen zu sein, und sehne mich nur nach meinem Vater und nach meiner Mutter. Nun sagt mir, Kaiser, wer war sie, denn die Frau Statthalterin hat mir gesagt, ich würde eine bedeutende Person sein an Eurem Hofe und alle Welt würde sich beugen vor mir, und der Kaiser würde mir Alles sagen und erklären. Aber was ist denn zu erklären, Majestät, ich will ja weiter nichts, als Euch eine gehorsame Tochter sein, weiter nichts als den Namen meiner Mutter kennen, und hören was für eine Prinzessin sie gewesen. Ihr müßt wissen, Majestät, ich kenne auswendig alle Fürstenhäuser in ganz Europa, alle Regenten, alle Verwandtschaften, und ich habe überall geforscht und mich bemüht, den Namen meiner Mutter zu finden. Nun habe ich gehört, daß der Herr Kaiser, mein Vater, schon einmal vermählt gewesen und jetzt wieder vermählt sei und erst seit vier Jahren. Warum hat man nun den Namen Eurer ersten Gemahlin nicht angeführt in Eurem Stammbaum?"

Der Kaiser schlug vor den großen, dunklen Augen des Kindes die seinigen nieder, und es flog wie eine Röthe der Scham über sein Antlitz hin. „Margarethe," sagte er, „es giebt Dinge, welche zu heilig und ernst sind, um darüber sprechen zu können. Wenn Du wirklich das kluge und verständige Mädchen bist, welches Du sein möchtest, so laß es mich daran sehen, daß Du die Frage, welche Du jetzt gethan, nimmer wiederholst. Ich kann Dir Deine Mutter nicht nennen, es ist ein Geheimniß, welches erst später,

wenn Du wirklich eine erwachsene Dame bist, Dir enthüllt werden kann, und welches Du jetzt noch nicht verstehen könntest. Versprich mir, Margaretha, daß Du die Frage, welche Du eben gethan, nie wiederholen willst, weder zu mir, noch zu irgend Jemand sonst."

Er reichte ihr seine Hand dar und sie legte zögernd und langsam ihre kleinen Finger in dieselben.

„Ich verspreche es Eurer Majestät," sagte sie dann, „Ihr sollt sehen, daß ich kein thöricht, schwatzhaft Kind bin, wie es in meinen Jahren gewöhnlich ist. Ich werde niemals nach meiner Mutter fragen, weder Euch noch irgend Jemand sonst; nur das eine, Majestät, sagt mir aus Gnade, war meine Mutter Eurer nicht werth und mußtet Ihr sie verstoßen?"

Der Kaiser schüttelte langsam das Haupt. „Deine Mutter war ein edles, hochherziges und schönes Weib, frage danach den König, deinen Oheim Ferdinand."

Sie wandte hastig das Haupt zu Ferdinand hin und blickte mit einem Ausdruck ängstlicher Frage in sein Angesicht.

„Ja, Margarethe," sagte Ferdinand bewegt, „ja Deine Mutter war ein edles, schönes Weib, und nach Deinem Vater hat kein Mensch auf Erden sie so heiß geliebt als Dein Oheim Ferdinand! Alles dies sei Dir nun genug, mein Kind, Du hörst, wir Beide haben Deine Mutter geliebt und angebetet, ihr Andenken soll uns heilig sein, und ich, ich liebe Dich schon deshalb, weil Du Deiner schönen Mutter gleichst."

Margarethe sagte nichts, leise erbebte ihre schlanke Gestalt, mit einer zuckenden Bewegung hob sie beide Hände empor und drückte sie vor ihr Angesicht, nicht länger im Stande, die Thränen zurückzuhalten, die aus ihrem kindlichen Herzen aufquollen.

„Warum weinst Du, mein Kind," sagte der Kaiser sanft, seine Hand auf ihre Schulter legend.

„Ich weiß es nicht," schluchzte sie, „Ihr sehet es wohl, Majestät, ich bin doch noch ein Kind, denn ich kann meine Thränen nicht zurückhalten, und doch hat mich die Frau Statthalterin gelehrt,

daß man niemals vor andern Leuten weinen müsse, daß nur Gott unsere Thränen sehen dürfe.“

„Sie hat Recht, was ernste, erwachsene Männer betrifft,“ sagte Karl leise, „aber Du, mein Kind, darfst Dich dieser Thränen nicht schämen, sie fließen Deiner Mutter, und das sind schöne Perlen, Perlen, welche die Engel zählen und welche Dir zum Schmuck und zur Zierde gereichen. Und nun, Prinzeß Margarethe, laß uns von heitern Dingen sprechen. Weißt Du, weshalb wir Dich hierhergerufen?“

Sie trocknete mit der umgewandten Fläche ihrer Hand ihre Augen und blickte dann lächelnd und schnell erheitert, wie Kinder sind, zum Kaiser auf. „Die Frau Statthalterin hat es mir gesagt, Ihr habt mich hierherbefohlen, weil — —“

„Nun, mein Kind, warum stockst Du auf einmal, was hat die Frau Statthalterin gesagt, weshalb habe ich Dich gerufen?“

„Weil Ihr mir meinen künftigen Gemahl zeigen wollt,“ flüsterte das Kind mit einem jungfräulichen Erröthen.

Ferdinand lachte laut auf.

„Wahrhaftig,“ sagte er, „es scheint, als wenn die Frau Statthalterin Margarethe wirklich Deine Jahre doppelt gezählt und das achtjährige Kind wirklich für eine sechzehnjährige Dame angesehen hätte.“

„Und doch hat unsere edle Base die Wahrheit verkündet,“ sagte der Kaiser ernst, „ja wir beschäftigten uns mit der Vermählung der Prinzessin Margarethe.“

„Das freut mich, ach, das freut mich sehr,“ rief Margaretha, in die kleinen Hände schlagend, und ganz mit der Heiterkeit und dem Frohsinn eines Kindes auflachend. „Ich kann Euch sagen, Majestät, ich sehne mich nach dem Gemahl, den Ihr mir geben wollt.“

„Und darf man fragen, schöne Base, weshalb Ihr es thut? Habt ihr vielleicht schon gewählt?“ fragte Ferdinand, belustigt von

dem seltsamen Wesen, das wie ein Zaubermärchen vor ihm stand, in dieser Secunde ein unbefangenes, lächelndes Kind und dann wieder eine ernste, würdevolle Jungfrau.

„Gewählt?“ fragte sie, „ich weiß nicht, was Ihr darunter versteht, Herr Oheim? Ich weiß nur, daß ich mich sehr sehne nach dem Gemahl, den der Kaiser mir geben wird, weil die Frau Muhme gesagt hat, es sei die Pflicht jedes Ehegemahls, seine Gemahlin zu lieben, und ich sehne mich so sehr nach einem Menschen, der mich von ganzem Herzen liebt. Die Frau Statthalterin ist immer so gut und gnädig gegen mich gewesen; aber sie hat mich nicht so geliebt, wie ich es gerne möchte, und kein Mensch auf Erden hat mich sonst noch geliebt, und darum habe ich mich so sehr nach meiner Mutter gesehnt und nach Euch, mein Vater. Aber das weiß ich wohl, Ihr habt nicht Zeit, mit mir zu spielen, schön zu thun, mit mir zu lachen und zu scherzen, Ihr seid ein so großmächtiger, erhabener Kaiser, aber meine Mutter ist todt und ich bin so allein, darum sehne ich mich nach dem Gemahl! Er soll mit mir spielen, schön thun und lachen, und ich werde jedenfalls ein Kind, ein lustiges Kind werden, wenn ich erst verheiratet bin.“

„Und hast Du keine Bedingung zu stellen?“ fragte der Kaiser lächelnd, „hast Du mir nichts zu sagen, wie der Gemahl, von dem Du träumst, beschaffen sein muß? Ein lustiger Geselle, denk' ich mir, hübsch, reich, ein Springinsfeld, mit dem man fischen, jagen, reiten, lachen und spielen kann, und der recht gut Freund ist mit unserer kleinen Margarethe, nicht wahr?“

„Ja freilich,“ sagte sie, „das muß er sein! Doch das ist lange nicht genug! Er muß außerdem ein regierender Fürst sein, er muß aussehen, wie — wie der Kaiser, mein schöner Vater, er muß Augen haben wie Sterne, und wenn er lacht, müssen alle Vögel und alle Blumen mit ihm lachen.“

„Er muß ein Wunder sein,“ rief Ferdinand, „ein Wunder, wie Du selber es bist, Margaretha.“

„Vor allen Dingen,“ fuhr das Kind lächelnd fort, indem es träumerisch vor sich hinblickte, „vor allen Dingen muß er mich

sehr lieb haben, und ich will ihn dafür so lieben, wie ich den Kaiser liebe und in Gedanken meine schöne Mutter auch. Aber die Hauptsache ist, Majestät, daß er ein regierender Fürst ist, denn dann bin ich eine regierende Fürstin und kann befehlen und commandiren und kann zeigen, daß ich es werth bin, die Tochter meines Vaters zu sein."

„Du bist es werth, Margaretha," rief der Kaiser entzückt von dem seltsamen Wesen, „ja wahrlich, Du bist es werth, und ich bin stolz auf Dich, mein schönes Kind, Du sollst Deinen Verlobten sehen, Du sollst mir sagen, ob er Dir wohl gefällt. Morgen Abend feiern wir ein glänzendes Fest und Du sollst zugegen sein; und wenn alle Cavaliere und Fürsten vor unserm Hofe vorüberziehen, dann sollst Du mir zeigen, welcher Dir am besten gefällt, und wenn es sich macht, sollst Du ihn haben, Margarethe.

Nun bitte ich Euch, Bruder Ferdinand, um eine Gunst, laßt uns mit der Prinzessin zur Königin Anna gehen, ich möchte ihr meine Tochter empfehlen und an's Herz legen, ich will sie bitten, daß sie der Prinzessin Margaretha gestatten möge, an ihrem Hofe so lange zu bleiben, bis die Zeit ihrer Vermählung kommt. Die Frau Statthalterin hat Recht gehabt, bei diesem Dämchen zählen die Jahre doppelt, und ich meine, wenn sie das dreizehnte Jahr nach dem Kalender erreicht hat, wird sie ein vollständiges Fräulein sein, und ich werde sie vermählen. Bis dahin, Bruder Ferdinand, werde ich sie an Eurem Hofe belassen. Wir wollen ihr eine Bildung geben, welche ihrem Geiste und ihrer Geburt gemäß ist, und Gelehrte und Künstler wollen wir berufen, daß sie unsere kleine Margaretha zu einer sehr klugen und in allen Künsten bewanderten Dame erziehen. Ich habe schon mit der Königin von meinem Plane gesprochen und sie hat mir gütig und liebevoll, wie sie es immer ist, ihr Wort gegeben, daß unsere Prinzessin an ihrem Hofe bleiben soll bis zu ihrer Vermählung. Gebt mir Eure Hand, Margaretha, ich führe Euch zur Königin Anna."

„Doch, gnädiger Herr und Vater, muß ich noch Eins von Euch erbitten," sagte Margarethe, indem sie zögerte, die Hand des

Kaisers anzunehmen, „die Frau Statthalterin hat zu mir gesagt: gleich am ersten Tage mußt Du den Kaiser bitten, daß Du einen selbstständigen Hofhalt bekommst und nicht abhängig bist, vielleicht von andern Prinzessinnen.“

„Wie weise und vorsichtig doch unsere Frau Muhme ist,“ lächelte der Kaiser, „nun ja, ich verspreche Dir, mein Kind, Du sollst Deine Oberhofmeisterin und Deine Damen haben, auch Deine Cavaliere und Deine Bedienung, wie es der Tochter eines Kaisers ziemt, Du sollst von Niemanden abhängig sein als von der Königin und von dem König, das heißt von Deinem Oheim und Deiner Base.“

„Und Ihr werdet gut und gnädig mit mir sein, Herr Oheim?“ fragte das Kind mit zitternder, flehender Stimme, „Ihr werdet mich nicht hart behandeln und mich nicht zur Dienerin Eurer Prinzen und Prinzessinnen machen, wie es daheim in Brüssel manche Leute mir zugeflüstert, daß Ihr es thun würdet?“

„Sie haben gelogen, glaubt es mir,“ sagte Ferdinand ernst und feierlich, „Ihr sollt die Freundin und die Schwester meiner Prinzen und Prinzessinnen sein, das gelobe ich hier in Eures Vaters Hand. Man soll Euch halten, wie man meine eigenen Kinder hält, und besser noch, wenn es der Kaiser befiehlt. Nun gebt mir Eure Hand, und wenn es Euch gefällig ist, Majestät, gehen wir zur Königin, meiner Gemahlin.“

VI.

Herzog Alba.

Während der Kaiser und der König nun die junge Margaretha hinüberführten in den andern Theil des Gebäudes, in welchem die Königin mit ihren beiden Prinzen und Prinzessinnen verweilte, war Herzog Alba eilends in sein Quartier gegangen.

Mit finsterer Miene, langsamer und schwerfälliger, wie der junge Herzog sich sonst zu bewegen pflegte, ging er dahin durch das Vorzimmer, in welchem die Diener standen und ehrerbietig ihrem Herrn entgegenschauten.

In der Thüre seines Wohngemaches blieb er stehen und wendete sich um zu dem Kammerdiener, der hinter ihm herschritt, um seinem Herrn den spanischen Mantel und das Barett abzunehmen.

Er warf es ihm hin mit einer hastigen, ungestümen Bewegung.

„Holt mir meinen Arzt, Perez, ich fühle mich unwohl! Seid bemüht, daß alles still und geräuschlos zugeht, denn mein Kopf schmerzt!“

Er trat hinein in sein Wohngemach, und der Kammerdiener eilte, den Arzt und Secretair des Herzogs, der überall hin ihn begleitete, herbeizuholen.

Als dieser mit ängstlichem und erschrockenem Gesicht eintrat zu dem Herzog, kam Alba lächelnd ihm entgegen.

„Perez!“ sagte er, „Du weißt, es giebt nur Einen Menschen, dem ich vertraue und vor dem meine Seele offen daliegt. Kannst Du mir den Namen dieses Menschen nennen?“

Der Arzt schaute zu ihm auf mit einem lächelnden und zärtlichen Blick.

„Als die Frau Herzogin, Eure Mutter, Euch gebar,“ sagte er, „nahm ich Euch in meine Arme und reichte das Kind seinem

Vater dar, der mit Freudenthränen es empfing. Da schwur ich, der älteste Diener Eures Hauses, schwur, indem ich meine Hand auf Euer kleines Haupt legte, daß Ihr auf Erden keinen treuern Untergebenen und Freund haben solltet als mich. Eure Frau Mutter und Euer Herr Vater nahmen meinen Schwur entgegen. Als sie starben, stand ich am Sterbebette des Herzogs sowohl wie der Herzogin, und jeder sprach zu mir: „„Du hast Dein Wort gehalten, Perez, Du bist ein treuer Freund und Diener unseres Sohnes gewesen! Bleibe es, so lang Du lebst, und vertritt bei ihm unsere Stelle, indem Du ihn liebst und ihn die Stimme der Wahrheit vernehmen läßt aus Liebe und Freundschaft.“ „Dies ist meine Antwort, Herzog.“

„Und dies ist nun die meine,“ rief der Herzog Alba, indem er seine beiden Arme um den Nacken des alten Mannes schlang und einen Kuß auf seine Stirn drückte.

„Du hast meinem Vater und meiner Mutter versprochen, mir ein treuer Freund zu sein und ihre Stelle an meiner Seite einzunehmem. Du hast Wort gehalten und Du weißt, Perez, daß Du dieser einzige Mensch bist, dem ich vertraue! So will ich Dir heute auch ein Geheimniß sagen, und Du bist der Einzige, dem ich gestatten will zu lachen über mich, und meiner Schwäche zu spotten, wenn Du es kannst oder auch willst.“

„Herzog! ich vermag nur mich Eurer Schwäche zu freuen! Denn die Jugend darf nicht allein der Vernunft und der Besonnenheit folgen, sie muß auch ihren Ungestüm und ihren Leichtsinn haben, und es freut mich, wenn Ihr jung seid in Eurem Herzen und wenn die oft gedankenvolle Stirn sich lichtet und sich schmückt mit jugendlichen Kränzen!“

„Ich merke an Deinem Wort, Perez, daß Du schon ahnst, was ich Dir sagen will,“ lächelte der Herzog. „So höre! was ich Niemandem bekennen würde, das sage ich Dir, mein Herz flammt auf in glühender Sehnsucht nach meiner schönen Marie, Ihr Bild verfolgt mich Nacht und Tag, läßt mir keine Ruhe, es treibt den Schlaf von meinen Augen und macht mich taub und blind am

Tage. Ich höre kaum, was die Andern sprechen, denn immer tönt es vor meinem Ohr: „„Alba, ich sehne mich nach Dir, komme in meine Arme!““ Dann kommt es über mich wie ein Schmerzgefühl und ich möchte denen die Faust in's Angesicht schlagen, welche mit ihren krächzenden Stimmen mich stören, wenn ich in süßen Träumereien die Stimme höre: „Alba, komme in meine Arme.“ Nun weiß ich wohl, die vernünftigen Leute werden diese Leidenschaft verspotten, und ich habe es gehört, wie der ernste Kaiser selbst ein ironisches Wort über den jungen Ehemann Alvarez Alba sprach, und ich habe es gesehen, wie der König Ferdinand mir in's Angesicht lachte ob meiner vermeintlichen zärtlichen Liebe. Ich hielt an mich und unterdrückte die heftigen Worte, die aus dem Herzen mir aufquollen. Aber nimmer möchte ich irgend einem andern Menschen erlauben, daß er so spöttisch über mich sprechen, so frech mich belächeln könnte! Darum, Perez, muß meine Liebe und meine Sehnsucht ein Geheimniß bleiben vor aller Welt, nur nicht vor Dir! Und sage mir, ist es begreiflich, wenn mein Herz sich sehnt nach der einzig Einen, welche die Eisdecke meiner Seele durchbrochen und mich hat fühlen lassen, daß ich lieben kann, glühend lieben? Ich wußte es nicht, daß ich ein Herz in der Brust trage, bis mir Marie Guzmann zum Erstenmale begegnete. Da war's, als ob es Frühling würde in meinem Innern, ich erwachte wie aus einem schweren Traum, eine unendliche Seligkeit erfüllte mein Herz, wenn Marie mir einen Blick voll Gnade und Güte sandte; und als ich ihr meinen Liebes-Antrag machte, als ich zitternd auf meinen Knieen lag und mein Geheimniß stammelte, als sie lächelnd mir ihre Hand reichte und mir versprach mein Weib zu werden, da war es mir, als ob alle Engel zu mir niederschauten und ihr Hosiannah sängen. Niemals war ein Mensch so glücklich als ich, da Marie Guzmann mein Weib ward, das edelste, erhabenste, tugendhafteste Weib. Und dann — kaum vierzehn Tage vermählt — sandte mich der Kaiser fort von meiner Liebsten, von meiner himmlischen, schönen Marie, sandte mich nach Belgien hin, um den Wechselbalg von Kind und Greis, die Margarethe, ihm hierherzuführen! Ich hasse

dieses alberne Zwitterding, denn sie ist es, die mich von Marie Guzmann getrennt hat. Ja, ich hasse sie, und ich sage Dir, es wird ein Tag kommen, wo ich meine Rache dafür nehme, daß dieser Wechselbalg die Schuld trägt an meiner Trennung von der Herzliebsten."

„Inzwischen, Herzog, ist sie unschuldig daran," besänftigte ihn Perez.

„Unschuldig oder schuldig! Für mich trägt sie die Schuld an meiner Trennung von Marie und sie soll sie büßen, ist es nicht heut, so ist es in zehn, in zwanzig Jahren! Sie soll es büßen, ich sags Dir, Perez, und Du weißt, Alba hält sein Wort. Wie mich das alberne Kind gelangweilt hat auf dieser langweiligen Reise! Wie sie bald nach Kinderspielen verlangte, und dann mit altklugem Gesicht faselte von angelernter Weisheit, und dann wieder voll kindischer Sehnsucht schwärmte von Glanz und Herrlichkeit. Es waren Tage voll Langerweile; und nun meine ich wohl, ich habe für diese Tage der Marter, welche ich durchgemacht mit diesem Zwitterding von Bürgerkind und Kaiserkind, wohl eine Belohnung verdient, und ich will sie haben, und Du sollst mir dazu helfen!"

„Mit Freuden, Herzog, wenn ich es vermag," rief Perez lebhaft, indem er dem Herzog seine Hand entgegenstreckte, „sagt, Herzog, was kann ich thun, worin besteht die Belohnung, welche Euer ungestümes Herz begehrt?"

„Perez, ich bitte dich, lache nicht," rief Alba, indem er seine beiden Hände auf die Schulter des alten Mannes legte, „ich muß Marie Guzmann, mein Weib, sehen, ich muß zu ihren Füßen liegen und in ihrem schönen Angesicht lesen, ob sie mich noch liebt."

„Herzog, welch ein Begehren, Marie Guzmann, Herzogin Alba, weilt in Barcelona, und wir sind in Deutschland!"

„Ja, Gott sei es geklagt! Im kalten Deutschland, wo die Leute eine Sprache sprechen, die, wie der Kaiser sagt, nur für die Pferde gut ist, möchte ich die Sprache hören von meiner guten Gemahlin in Barcelona, wie mein Herz beschlossen hat. Der Kaiser fordert von mir, ich solle eine Gnade begehren dafür, daß ich ihm den Wechselbalg zugeführt habe. Nun quoll es mir aus dem Her-

zen: Kaiser, ich bitte mir Urlaub aus auf drei Monate, denn sage, was soll ich hier in Augsburg, wo sie feilschen und dingen, wo Rebellen sich vermessen, die staatlichen Stützen niederzureißen und der Kaiser, anstatt mit dem Schwerte sie niederzuhauen, von seinen Gelehrten sie belehren lassen will? was soll ich also hier? Und ich zweifle nicht, der Kaiser würde mir Urlaub gegeben haben; aber sie hatten vorher mich verspottet und belächelt wegen der leidenschaftlichen Liebe zu meiner Gemahlin, sie hatten mich aufgezogen, die vornehmen, stolzen Herren, die vor nichts Respekt haben, und da konnte ich ihnen den Triumph nicht gönnen, den Herzog Alba als einen verliebten Schäfer belächeln und verhöhnen zu dürfen. So forderte ich denn als Preis und Gnadengeschenk vom Kaiser mir nur drei Wochen Urlaub, und sagte, ich fühlte mich krank und angestrengt, und Du, Perez, hättest es mir auferlegt, daß ich ein Paar Wochen mich fern von allem Geschäft, fern vom Hofe halten solle, um meine Krankheit, die mir in den Gliedern steckt, fortzucuriren."

„Nun," rief Perez lachend, „wundern sollte es mich nur, Herzog, wenn der Kaiser mit seinen scharfen Augen geglaubt hätte an Eure Krankheit, denn ich muß es Euch sagen, Ihr habt niemals wohler und kräftiger ausgesehen als gerade jetzt."

„Und dennoch schien er daran zu glauben und bewilligte mir den Urlaub auf drei Wochen, nicht länger, sagte Majestät, damit die Spötter nicht vermeinen möchten, der Herzog Alba sei verliebt und wolle nur den Urlaub benutzen, um nach Spanien zu gehen; drei Wochen Urlaub, meint der Kaiser, widerlege die Spötter. Dann, wenn ich am ersten Tage nach drei Wochen am Hofe wieder erscheine, wird Niemand denken können, daß der Herzog Alba nach Spanien entflohen war zu seiner Liebsten. Aber ich sage Dir, Perez, der Herzog Alba will nach Spanien, wird heimkehren und wieder am Tage nach dem Ablauf seines Urlaubs beim Kaiser erscheinen."

„Aber das ist unmöglich, Herzog, bedenkt nur, von Augsburg nach Barcelona bei den schlechten Wegen. Man bedarf, wie Ihr

wohl wißt, vier Wochen Zeit, um nur hinzugelangen von hier nach Barcelona."

„Und ich, ich sage es Dir, Perez, ich werde diese Reise in zehn Tagen hin und zehn Tagen zurückmachen, das sind zwanzig Tage, bleibt mir ein Tag, um bei Marie zu sein, und ein Tag genügt zu meinem Glück."

„Das sind Phantasien und Hirngespinnste eines glühenden Verliebten," seufzte Perez achselzuckend, „doch leider lassen sie sich nicht in die Wirklichkeit übersetzen."

„Und ich werde es Dir beweisen, daß sie Wirklichkeit und Wahrheit sind," rief Alba stürmisch, „heut Abend, wenn es dunkelt, reite ich ab von hier, reite Tag und Nacht, und ich habe es mir berechnet, daß ich in zehn Tagen in Barcelona angelangt bin."

„Das heißt, Ihr werdet angelangt sein, weil Ihr in Eurem stürmischen Wollen keine Hindernisse kennt und mit liebeglühendem Herzen den Körper nicht schont. Ihr werdet angelangt sein, aber ich sage es Euch zuvor, Ihr werdet nicht zurückkehren."

„Und ich sage es Dir, Perez, ich werde zurückkehren zur bestimmten Frist, mein Körper wird aushalten, und die Sehnsucht wird ihn stählen gegen Sonnenschein und Kälte. Nun aber hört das Wichtigste, es darf Niemand ahnen und vermuthen, daß ich von hier mich entfernt habe, ich will den Spöttern keinen Anlaß zum Gelächter und zu höhnischen Reden geben, es darf es Niemand ahnen, ich wiederhole es Dir, und dazu eben wirst Du mir behülflich sein, Perez."

„Wie aber kann ich das?"

„Du kannst es leicht. Du gehst sogleich zum Kaiser, Du lässest Dich melden zur geheimen Audienz, und Du verkündest der Majestät, daß ich, kaum heimgekehrt von der Audienz bei Kaiserlicher Majestät, ohnmächtig zusammengesunken, und daß anjetzo ein heftiges Fieber in meinem Hirn rase. Du flehst die Majestät um

die Gnade an, daß Niemand in der nächsten Zeit mein Quartier betrete, weil nur die größte Ruhe und Abgeschiedenheit mir Genesung verschaffen kann. Sag', willst Du es thun, glaubst Du vor Kaiserlicher Majestät Dich nicht zu verrathen und deine Lüge vorzutragen, als sei Wahrheit? Ich weiß es, Perez, daß Du mir ein Opfer bringst; ich weiß, daß Deine ehrwürdigen Lippen bis dahin nie eine Lüge sprachen; aber ich bitte Dich, thue es für mich! Zum ersten Mal in Deinem Leben erniedrige Dich zu einer Unwahrheit, denn Du machst mich zum glücklichen Menschen, wenn Du es thust."

Perez nickte. „Ich will es thun, mein Sohn; was der Arzt nicht thut für seinen Herzog, das thut der Vater für seinen Sohn. Ja, ich will zum Kaiser gehen und ihm alles sagen, was nöthig ist, damit die größte Stille herrsche rings um dieses Gebäude drei Wochen lang."

Der Herzog schlang statt aller Antwort zum zweiten Male die Arme um seinen Nacken und küßte ihn. „So gehe, mein lieber Perez, das Uebrige verabreden wir beim Nachtmahl; ich speise heute allein, nicht an Kaiserlicher Tafel, und Du bleibst hier."

VII.

Die Heimkehr.

Am Abend dieses Tages herrschte große Bestürzung im Quartiere des Herzogs Alba; leise auf den Zehen schlichen die Diener und Lakaien im ersten Vorgemach umher und schauten ängstlich und neugierig zugleich nach der Thüre, hinter welcher eben der Leibarzt des Herzogs, heimkehrend von einer Audienz beim

Kaiser, verschwunden war. Als er die Thüre geöffnet, hatte man drinnen die laute heftige Stimme des Herzogs vernommen, und die Diener wußten nun, daß die Fieberphantasien ihres Herrn sich noch gesteigert hatten, denn am Nachmittag hatte er, wie ihnen der Arzt gemeldet, nur still und bewegungslos auf seinem Lager gelegen; aber er hatte ihnen schon verkündet, daß gegen Abend das Gehirnfieber mächtiger werden und der Herzog laut phantasiren würde. Ja, er phantasirte jetzt! Sie hatten es gehört, als der Arzt die Zimmerthür öffnete, und wenn sie auch jetzt, da sie geschlossen war, nichts hörten und vernahmen, so wußten sie doch, daß drinnen der Herzog immer noch wüthete in seiner furchtbaren Krankheit.

Der Kammerdiener des Herzogs allein war bei ihm geblieben, während der Arzt zum Kaiser gegangen, und jetzt, nach der Heimkehr des Arztes, trat er nach einer kleinen Weile mit erschrokkener und ängstlicher Miene aus den innern Gemächern des Herzogs hervor.

„Nun, wie steht's?“ flüsterten die Diener zu dem Heranschleichenden.

„Schlimm, sehr schlimm!“ seufzte der Kammerdiener, „Signor Perez hat mich eben aus dem Krankenzimmer in das Wohngemach gerufen, und da hat er flüsternd mir befohlen, daß ich heute noch fort muß von hier, soll Tag und Nacht jagen, um der Herzogin die Kunde zu bringen von der Erkrankung ihres Gemahls. Der Doctor sagt, man müsse die Herzogin vorbereiten auf den möglich nahen Unglücksfall, denn er zweifle am Aufkommen. Ich soll alles zur Abreise vorbereiten und dann am Abend noch einmal eintreten zum Herzog; vielleicht hat er noch einen Moment des Bewußtsein und kann mir auch Aufträge mitgeben an die Herzogin. Es steht schlimm, sehr schlimm! Der Doctor sagt, wenn Euch Euer Leben lieb ist, so sollt Ihr Euch hüten vor jedem Geräusch, es ist eine Gehirnentzündung, und es wird im besten Falle lange Zeit vergehen, ehe der Herzog sich erholt.“

Die Diener schlichen nun leise und geräuschlos umher und wagten nicht, ihre Stimme zu erheben, standen flüsternd nur bei einander und lauschten zuweilen an der Thür, ob die wilde und leidenschaftliche Stimme des Herzogs sich noch vernehmen lasse.

Indessen jetzt war alles still darin, und doch mußte die Krankheit immer noch im Zunehmen sein, denn nach einiger Zeit trat der Arzt hervor und bedeutete die Diener mit flüsternder Stimme, sie sollten Decken herbeischaffen und Paravents, um jene am Fenster zu befestigen und diese vor die Thür zu stellen gegen Licht und Luft, und jedes Geräusch sollte für den Herzog abgeschlossen sein für die nächsten Wochen.

Aus dem Quartier des Kaisers und des Königs holte man nun wattirte, seidene Decken und Paravents, und als die Diener eintraten mit diesen Sachen, eintraten mit schleichenden unhörbaren Schritten, sahen sie den Herzog lang ausgestreckt, bewegungslos auf seinem Lager liegen, das Antlitz nach der Wand hingekehrt, so daß sie dasselbe freilich nicht schauen konnten. Aber sein keuchender Athem und die Worte, die er zuweilen hastig murmelte, verkündeten ihnen doch, daß das Fieber immer noch in seinen Gliedern raste. Sie befestigten die wattirten Decken vor den Fensteru, daß nun tiefe Dunkelheit herrschte in dem Krankenzimmer; sie stellten die Paravents vor den Thüren auf und dann schlichen sie leise hinaus und erzählten draußen den Kameraden, daß sie ihn gesehen und daß er entsetzlich anzuschauen gewesen mit seinem verzerrten Gesicht und dem bleichen Angesicht.

Und wie ein Lauffeuer ging es durch Augsburg hin: „der Herzog Alba ist erkrankt, und sein Arzt Perez zweifelt an seinem Aufkommen.“

Sein Arzt Perez und sein Kammerdiener waren allein am Abend spät im Krankenzimmer des Herzogs, und was sich da begab, sah Niemand außer diesen beiden. Nein, Niemand sah es, wie der Herzog sich erhob und hastig die Kleider anlegte, welche sein Kammerdiener ihm darreichte, die Kleider des Kammerdieners, der genau in Größe und Gestalt ihm glich. Nein, Niemand sah es und Nie-

mand hörte auch, was der Herzog, da er nun seine Toilette vollendet, zu seinem Kammerdiener sprach: „Wenn du mir treu bleibst und verschwiegen, Antonio, so ist dein Glück gemacht und ich gebe dir zum Lohne die Stelle eines Haushofmeisters auf Lebenslang in meinem Dienst, und außerdem soll das kleine Häuschen in Barcelona, in welchem Deine Familie wohnt, dir angehören. Wenn du aber mit einem Wort oder einem Blick mich verräthst, so jage ich dich aus meinem Dienste fort, und du sollst die schwere Hand des Herzogs Alba durch dein ganzes Leben auf deinem Nacken fühlen."

„Herzog, ich schwöre, daß ich verschwiegen bis an mein Grab sein will!"

„Du thust wohl daran, für dich selber und für deine Kinder," sagte der Herzog, „ich werde es dir und deinen Kindern danken, wenn du ein treuer Diener bist, denn ich weiß sehr wohl, die Treue ist eine seltene Herrlichkeit auf Erden. So bewähre dich denn Antonio und nimm nun die Stelle auf meinem Lager ein. Es ist freilich nicht angenehm, so drei Wochen eingeschlossen hier zu bleiben, indessen denke an das Haus in Barcelona und an die reiche Stelle, welche ich dir versprochen."

Antonio küßte die dargereichte Hand des Herzogs, und dann, als der Herzog mit dem Arzt das Schlafgemach verließ, entledigte er sich hastig seiner Kleider und zog die Nachtgewänder des Herzogs von Alba an, um dann statt seiner auf dem Lager sich zu betten.

„Und Du, mein alter treuer Freund," sagte der Herzog im andern Gemach zu dem Arzt, „Du wirst mein Geheimniß wahren, das weiß ich! Sicherer ists in Deiner Brust als vielleicht in meiner eigenen; Du wirst Sorge tragen, daß man die Ruhe des Kranken dort nicht stört und daß Niemand ihn sieht, bevor Dein thörichter Knabe, der junge Herzog Alba, der vielleicht sich einst seiner Thorheit schämen mag, zurückgekehrt ist von Barcelona. Nun laß Dich umarmen, alter Freund, geliebter Vater und auf frohes Wiedersehen!"

„Auf frohes Wiedersehen!" seufzte der alte Mann. „Ach ich sage Euch, Herzog, ich ängstige mich um Euch, es ist ein waghalsiges, tollkühnes Unternehmen, zehn Tage und Nächte zu reiten, und

dann kaum nach eines Tages Ruhe, eben so wieder heimzukehren; es gehört ein Riesenkörper und eine eiserne Natur dazu, um das auszuhalten."

„Nun schaue mich an," sagte Alba triumphirend, indem er seine beiden Arme ausstreckte und die Hände in einander ballte, „schaue mich an, Perez, bin ich nicht ein Riese von Gestalt? Oh, Du sollst sehen, daß in diesen Muskeln Eisenkraft ruht. Ich werde gesund zurückkehren, glaube es mir. Nun lebe wohl!"

Er nahm das Barett Antonio's und drückte es auf sein blondes dichtes Haar, drückte es so tief herab, das die kurzen schwarzen Federn, die von denselben herniederhingen, seine ganze Stirn beschatteten.

„Hast Du Sorge getragen, Perez, daß es im Vorzimmer dunkel ist," fragte er, „damit die neugierigen Diener mich nicht erkennen können?"

„Es brennt nur eine Lampe, und ich werde mit Euch hinausgehen, Herzog, und werde mit den Dienern sprechen, während daß Ihr vorübergeht. Es wird Euch Niemand beachten."

Und so geschah es; der Arzt schritt dem Herzog voran, als sie nun hinaustraten in das Vorzimmer, ging zu den Dienern hin, winkte sie zu sich und sprach leise mit ihnen. Erzählte ihnen von der heftigen und gefahrvollen Krankheit des Herzogs, und wie der Kammerdiener Antonio, der eben an ihnen vorüberschritt und hinaus ging, wie der nun sogleich zu Pferde Augsburg verlassen und Tag und Nacht reiten solle um zur Herzogin nach Barcelona zu kommen und ihr das traurige Ereigniß zu verkündigen.

Und während sie angstvoll den alten Arzt umstanden, schlüpfte der Herzog hinunter in den Stall, wo sein Pferd gesattelt stand, schwang sich hinauf und ritt dahin durch die stillen Straßen von Augsburg und hinein in die Nacht. Wie auf Windesflügeln jagte der Herzog von dannen! Die Gluth und Sehnsucht im Herzen, das waren die Sporen für ihn und für sein Roß. Keine Ruhe bei Tag und Nacht; nur auf den Stationen hielt der Herzog, wo für den Courier des Herzogs Alba das Pferd bereit stand, das ihn weiter förderte, dann kaum einen Imbiß und Trunk genommen, ging es

weiter, hinein in die glühende Hitze des Tages, hinein in die kühle Nacht, unaufhaltsam, immer weiter! Und nach zehn Tagen, da hielt ein Roß vor dem Palais des Herzogs Alba, in welchem die schöne Herzogin Marie Guzmann trauerte um den geliebten Gemahl. Und nach zehn Tagen öffnete sich die Thür und hereinstürzte der Herzog Alvarez von Alba, stürzte nieder auf die Knie und rief: „Schau mich an, Marie, und sage, ob Du mich liebst oder —"

Dann auf einmal verstummte das Wort auf seinen Lippen, und ohnmächtig sank er zusammen zu den Füssen seiner heiß Ersehnten.

Sie weinte nicht, sie schrie nicht, sie hatte in dem Antlitz des Geliebten Alles gelesen, sie wußte, daß er im Sturme der Leidenschaft zu ihr gekommen und daß die Liebe allein ihn erwecken konnte. Mit ihren Küssen, mit ihren süßen geflüsterten Worten erweckte sie den Herzog, und er trank von ihren Lippen seine Stärke und sein Glück in seliger Wonne.

„Du liebst mich noch, Marie, Du hast an mich gedacht und meiner niemals vergessen?"

„Ich liebe Dich, Alvarez, inniger noch und heißer, seit Du fern bist! Ich habe Dich nimmer vergessen, jeder Athemzug war ein Gedanke an Dich, und meine Gebete, die ich an Gott richten sollte, die waren nur Dir zugewendet, Alvarez!"

Er neigte sein Haupt auf ihre Schulter und flüsterte: Das ist Musik! Ich wußte es wohl, der ganze Himmel ist offen, wenn ich bei Dir bin, und alle Engel des Himmels jauchzen in meiner Seele wieder."

„Oh, sag mir nun, Alvarez, welch ein Glückstern führt Dich zu mir, und welche Gnade des Himmels bringt den Heißgeliebten, um den ich eben weinte, als Du eintratest, zu mir zurück?"

„Nicht die Gnade des Himmels und nicht ein Stern des Glücks führt mich zu Dir, sondern meine Liebe allein, und das ist himmlische Gnade in meinem Herzen und das ist mein Stern des Glücks."

Lächelnd mit stockender Stimme und seligem Blick erzählte er der lauschenden Gemahlin von seinem Ritt zehn Tage und zehn Nächte hindurch, den er gemacht, um zu ihr zu kommen.

Sie hörte ihm zu mit Entzücken und Rührung zugleich und küßte mit Thränen die Lippen, welche ihr die süße Hymne seiner Leidenschaft und Liebe gesungen.

„Nun sollst Du dafür ausruhen an meinem Herzen schöne selige Wochen."

„Schöne, selige Stunden," flüsterte er, „denn leider nur nach Stunden zählt mein Glück, Geliebte! Nach einem schönen Tag und einer seligen Nacht muß ich wieder von hinnen gehen nach dem kalten Deutschland. Muß wieder reiten zehn Tage und zehn Nächte, um wieder beim Kaiser zu erscheinen."

Sie wollte es nicht dulden, sie flehte mit zärtlichen, selbst mit zornigen Worten, daß er sein tollkühnes Unternehmen aufgeben und dem Kaiser die Wahrheit melden, bat ihn, daß er einen Courier senden solle nach Augsburg, um Seiner Majestät alles einzugestehen.

„Warum sollen sie nicht lachen, wenn es ihnen beliebt, und wenn sie glauben lachen zu müssen über unser Glück und unsere Liebe? Ihr höhnischer Mund und ihre spöttischen Worte können keinen Schatten auf unsere Seligkeit und unsere Liebe werfen! Laß sie doch spotten und lachen, Alvarez, und bleibe bei mir."

Wie sie das sagte bewölkte sich seine Stirn.

„Wehe dem, der sich unterfangen wollte über Alba jemals zu spotten! Habe es einmal geduldet vor elf Tagen in der Kammer des Kaisers, habe es geduldet vom Könige Ferdinand, und von keinem andern Menschen könnte ich es dulden! Du siehst, wie heiß ich Dich liebe, Marie, denn um einen Tag bei Dir sein zu können, Geliebte, muß ich reiten zwanzig Tage und Nächte! Drum sage mir nichts davon! Nur flüstere in mein Ohr die süße Hymne unserer Liebe, das beseeligende Geheimniß unseres Glücks."

Als die Nacht und der Tag vergangen war, schwang sich der Herzog wieder auf sein Roß, und wieder ging es hinaus in Nacht und Dunkelheit fort vor Barcelona den Weg da-

hin, den er gekommen war so jauchzend und so selig, und den er nun in zornigem und bitterm Schmerzgefühl wieder einschlug, den Weg nach Augsburg.

Wieder zehn Tage und zehn Nächte ist der Herzog geritten den Rückweg wie den Hinweg, hat nimmer geruht, und am Abende des zehnten Tages ist er wieder eingeritten in Augsburg, hat das schäumende Roß wieder still zurückgeführt in den Stall und ist dann die Hintertreppe hinaufgegangen, an deren Thür sein treuer Perez ihn empfing.

„Perez, ist alles gut gegangen?“

„Ja, Herzog,“ flüsterte der Arzt, mit staunenden Blicken nnd einem glückseligen Lächeln den Wiederheimgekehrten betrachtend, „ja es ist alles gut gegangen. Niemand hat geahnt, daß es nicht der richtige Herzog von Alba war, der dort auf seinem Lager lag und phantasirte, schrie und ächzte. Der Antonio hat seine Rolle musterhaft gespielt, und es steckt was von einem großen Schauspieler in ihm, wie ich bemerkt habe, keiner von den Dienern hat irgend etwas errathen und geahnt, und täglich hat der Kaiser und der König seine Boten hierhergesandt, um Nachrichten von des Herzogs Wohlbefinden zu erhalten.“.

„Und Du hast die Herrschaften getröstet,“ lächelte Alba, während er mit dem Arzte die Treppe hinaufschlich und durch die kleine Thür hineinschlüpfte in seine Gemächer. „Du hast sie getröstet und sie allgemach vorbereitet auf meine Genesung?“

„Ja, ich habe sie getröstet,“ lächelte der Arzt. „Seit acht Tagen sind jeden Tag die Botschaften besser ausgefallen, und heute Morgen habe ich des Kaisers Majestät zu wissen gethan, daß Ihr bereits Euer Krankenlager verlassen und in den nächsten Tagen Euch melden würdet bei Euerm Kaiserlichen Herrn.“

„Morgen schon, Perez,“ rief der Herzog, „die Frist ist abgelaufen und da bin ich.“

„Wahrlich, da seid Ihr,“ rief Perez, seine Hände fassend und sie innig in den seinen drückend. „Da seid Ihr, mein Herzog und

mein Sohn! Mein Herz hat nach Euch gebangt, und in meiner Seele habe ich Euch wirklich gepflegt wie einen Kranken, denn ich glaubte nimmer, daß Ihr zurückkehren konntet nach so märchenhaften Ritt. Aber sagt, ist es denn wirklich wahr, Ihr seid in Barcelona gewesen und habt Ihr Eure Herzogin gesehen?"

„Habe sie gesehen und sie sendet meinem guten Perez diesen Händedruck und diesen Kuß zum Dank für seine Treue und für einen Tag des Glücks, den Du uns geschenkt, Perez. Nun ist der holde Traum zu Ende. Kein Mensch außer Dir und dem Antonio darf wissen, daß ich ihn geträumt."*)

VIII.

Die Augsburger Confession.

Am 18. Juni fand die erste öffentliche Sitzung des Reichstags statt. Alle Kurfürsten, Fürsten von Deutschland, sodann der päpstliche Nuntius und eine Schaar von Bischöfen wohnten dem feierlichen Akte bei.

Als sie Alle versammelt waren in dem großen Rathssaale, thaten sich die Thüren auf, und der Reichsherold kündete mit lauter Stimme das Nahen des Kaisers und seines Bruders Ferdinand an. Hand in Hand schritten die beiden Brüder herein im spanischen Anzug, festlich gekleidet, das goldene Vließ auf der Brust, das Haupt bedeckt mit dem spanischen Baret, von welchem lange, weiße Straußenfedern niederwallten bis auf die Schulter. Ernst und finster stiegen sie die Stufen zu dem Throne hinauf, auf welchen sich der Kaiser niederließ, während dicht neben ihm auf einem etwas niedrigeren Stuhl König Ferdinand seinen Platz nahm.

*) Dieser fabelhafte Ritt des Herzogs von Alba ist historisch. Siehe darüber Hormayer, österreichischer Plutarch, Band 3.

Aufrecht stehend in ehrfürchtigem Schweigen hatte die Versammlung die beiden Fürsten begrüßt, und jetzt auf ein Zeichen der Majestät ließen sie sich nieder auf ihre Sitze. Eine tiefe Stille trat ein. Dann erhob sich der Kaiser und grüßte mit langsamen Kopfnicken nach allen Seiten hin.

„Der Reichstag ist eröffnet!" sagte er in seiner schwer verständlichen, flämischen Mundart. „Sprecht also, sprecht!"

Sodann erhob sich der Pfalzgraf Friedrich, um im Namen des Kaisers in längerer Rede die deutschen Fürsten willkommen zu heißen und ihnen den Grund seines Kommens zu sagen.

Seit seiner Krönung, meldete der Kaiser den Ständen, und seit dem ersten Reichstage zu Worms, sei er darauf bedacht gewesen und des vorgesetzten Gemüths, sich wiederum zu den Ständen des heiligen Reiches als seinen einverleibten Gliedern zu begeben und das Beste des Reiches zu fördern. Aber durch die Unternehmungen seiner Feinde und Widersacher sei er immer daran verhindert worden. Weil er nun aber durch alles das, was er vorher aus der Ferne für die Ruhe des Reiches gethan, nichts erreicht, sondern die Gegensätze vielmehr immer ärger und ärger geworden, so habe er nach einem endlich geschlossenen Frieden nun seine spanischen Königreiche, welche die jetzt am meisten beruhigten seien, und seine Familie verlassen, um in Person zunächst in Italien mit dem Papst und den italienischen Fürsten zu verhandeln, und die dortigen Angelegenheiten in guten Stand herzustellen. Sodann aber in Deutschland die Meinung eines Jeden zu vernehmen, auf daß jede Ungleichheit mit gemeinem Rathe abgethan und daß sie den Rechten und der Ehre gemäß durch des Papstes Autorität und seine kaiserliche Macht gewährt werden möge. Nun sei er gekommen, um die in seinem Reich waltende Zwietracht abzuändern und mit gutem Willen, eines jeden Gutdünken und Opinion in Liebe und Gütigkeit zu hören und sie in christlicher Wahrheit zu bringen und zu vergleichen; Alles, was in beiden Seiten nicht recht geschehen, abzuthun, damit, wie wir Alle unter ei-

nem Christus sind und streten, also auch in einer Gemeinschaft und Einigkeit der Kirche leben.*)

Als der Pfalzgraf diese Rede im Namen des Kaisers beendet hatte, erhob sich der Geheimschreiber der Majestät, Alexander Schweis, und las das Schreiben vor, in welchem der Kaiser sich gegen die protestirenden Fürsten richtete.

Nun erhoben sich die fünf protestirenden Fürsten, der Kurfürst Johann von Sachsen, der Markgraf Georg von Brandenburg, die Fürsten Ernst und Franz von Lüneburg und der Landgraf Philipp. Sie näherten sich in ernster feierlicher Haltung dem kaiserlichen Thron. Ihnen voran schritt der sächsische Kanzler von Bruck, in seiner Hand das Pergament haltend, auf welchem die Protestation der Fürsten, das von ihnen angenommene gemeinsame Bekenntniß ihres Glaubens, dessen einzelne Artikel von Luther entworfen und von Melanchton ausgeführt waren, sich befanden, dem Kaiser vorzulegen.

Im Namen dieser Fünf erhob jetzt der Kurfürst Johann seine Stimme.

„Es ist uns wohl bewußt, Majestät, daß wir beim Kaiser angeklagt und verdächtig gemacht worden sind, und von Vielen beschuldigt werden, neue Ketzereien einführen und alte zu erwecken, und Anhänger gefährlicher Neuerungen sein. Deßhalb Majestät richten wir an Euer kaiserliche Gnaden, die kaiserliche Würdigkeit den König Ferdinand und an all die übrigen Fürsten katholischen Glaubens unsere Bitte, daß sie zu unserer Entschuldigung den Inbegriff unserer Lehre, wie wir es mit der Religion und den Kirchengebräuchen halten, und wie in unsern Ländern das Evangelium gepredigt wird, in Kürze erlauben vorlesen zu lassen von unserm Kanzler Bruck."

Der Kaiser schüttelte das Haupt. „Nicht vorlesen," sagte er mit lauter gebieterischer Stimme, „gebeten habt Ihr, Eure Schriften überreichen zu dürfen! Vorlesen ist unnöthig."

„Majestät," rief der Kurfürst, „wir beschwören, daß kaiserliche Majestät uns anhören. Es betrifft die Sachen unsere Seele, unser Leben und derohalben bitten wir, daß in unserem Beisein der Kaiser möge hören, was wir glauben und begehren."

*) Historisch. Siehe Buchholz' Geschichte Kaiser Ferdinand I. Thl. 3 S. 461.

Wiederum schüttelte der Kaiser sein Haupt. „Die Stunde ist spät, kommt morgen Nachmittag zu mir in mein Quartier, da sollt Ihr Antwort empfangen. Die Schrift aber gebt mir!“

Er streckte mit einer langsamen Bewegung die Hand aus um das Pergament zu empfangen, und der Kanzler beeilte sich zu ihm heran zu schreiten. Aber der Kurfürst legte seine Hand schwer auf die Schulter des Kanzlers und hielt ihn zurück.

„Wir werden gemäß kaiserlicher Majestäts Befehl morgen gehorsamlichst erscheinen,“ sagte er. „Die Schrift aber bitten wir nicht heute schon überreichen zu sollen, sie ist nicht ganz perfect, sondern muß an einigen Orten corrigirt werden, und wir bitten deßhalb, bis morgen die Ueberreichung zu verschieben.“

Der Kaiser schaute ihn fast verwundert an. „Das ist seltsamlich, Herr Kurfürst,“ sagte er, „ich habe mich versehen, dieweil Ihr so geeilt, Euer Bekenntniß zu übergeben, die Schrift werde gut und geschickt gefertiget sein; wenn es aber daran mangelt, so möge es bis morgen dabei verbleiben.“*)

Er erhob sich von seinem Thron, grüßte nach allen Seiten hin die Versammlung, winkte seinem Bruder, ihm zu folgen, und verließ wiederum den Saal.

Am andern Morgen aber fand im großen Saale der kaiserlichen Pfalz durch den sächsischen Kanzler Bruck in Gegenwart aller Kurfürsten, Fürsten und Herren und des Königs Ferdinand die Vorlesung der Protestation der deutschen Fürsten statt.

Der Kaiser Karl war bei dieser Vorlesung nicht anwesend. Er hatte an seiner Statt den Bruder Ferdinand geschickt, daß der mit den abtrünnigen Fürsten solle verhandeln, weil er ihre Sprache besser verstehe und an Kaiser Statt regiere in den deutschen Landen, in welchen das Uebel ausgebrochen und die Krankheit der Gemüther sich immer mehr und mehr verbreitet habe.

Mit düsterer Miene und feindseligem Blick schaute der König hin auf den Kanzler Bruck, der mit lauter Stimme, langsam und vernehmlich, gleichsam mit der Stärke einer einmal vorhandenen, in

*) Des Kaisers eigene Worte. Siehe Buchholz Seite 344.

keiner Weise zu umgehenden oder zu beschwichtigenden Gegenmacht, die Protestation der fünf Fürsten vorlas.*)

Als die Vorlesung zu Ende war, grüßte der König mit leisem Kopfnicken die Versammlung und erhob sich. „Gebet mir nun die Schrift, ich werde sie dem Kaiser überreichen und ihm den Inhalt vermelden. Dieses aber sage ich Euch in meinem eigenen Namen: Mein Herz ist voll Kummer und Sorge über Euch, und es thut mir wehe in meiner innersten Seele, meinem Kaiser und Herrn keine besseren Nachrichten abstatten zu können, und nicht zu ihm sagen zu können: sie haben recht gethan, gieb ihnen ihr Recht. Nein, Ihr habt nicht recht gethan! Ihr habet nicht gegeben, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist. Die heidnischen Römer selbst hatten mehr Ehrfurcht vor den Göttern, welche doch nur falsche Gottheiten waren, als Ihr habet vor dem wahren, echten Gotte. Wenn die Römer auszogen ihren Feinden entgegen, so beteten sie zuerst zu ihren Göttern, und hätte es einer von ihnen gewagt, die Götter zu verletzen durch Unglauben, Hohn oder Spott, so rächten sie die Ehre ihrer Götter und vernichteten den Uebelthäter. Ihr aber wisset wohl, daß auch wir bald wieder dem Feinde gegenüber stehen werden, dem Ungläubigen, welcher mit Feuer und Pestilenz an unsern Grenzen steht und uns bedroht. Aber Ihr, o Ihr Deutschen, vertraut auf Sieg und Ueberwindung der Feinde, während Ihr die Religion und ihre wahrhaftigen Diener schmähet, welche doch sind die Diener Christi; und indem Ihr die Priester ihrer Autorität beraubt gegen den Willen dessen, der sich nennt den Herrn der Heerschaaren, und stark und mächtig ist im Streite! Ich aber sage Euch, sofern Ihr nicht Abbitte thut bei Gott und Eurem Kaiser, so wird Elend und Unglück die Folge davon sein, und das arme Deutschland wird darum, daß diese fünf Fürsten protestiren wollen gegen Gott und gegen die heilige Kirche, büßen müssen. Dieses vernehmt Alle wohl, und gehet hin und bereuet, da es noch Zeit ist.“ Zornig und laut grollte die Stimme des Königs Ferdinand durch den weiten Saal und erfüllte alle Herzen mit Angst und Sorge um die nahende Zukunft;

*) Siehe Buchholz. Ebendaselbst.

alle Herzen nur nicht die der fünf Fürsten. Kühn und muthig schauten sie drein, und als jetzt der König von seinem Thronsessel sich erhob, reichten sie einander die Hände und schauten sich an mit festem Blick.

„Ausharren wollen wir," sagte der Kurfürst Johann leise, „ausharren und nicht lassen von unserem Bekenntniß:"

Dann nickten sie einander zu und traten zurück in den Kreis anderer Fürsten.

IX.

Vater und Tochter.

„Eins, zwei, drei, vier! Eins, zwei, drei, vier! Jetzt, mein gnädiges Fräulein, eine tiefe Verbeugung, so wie man sie macht vor einem Kaiser und Herrn!"

Die junge Margarethe, welche eben im Begriff gewesen, dem Befehl ihres Tanzmeisters zu genügen und sich tief zur Erde niederzubeugen, richtete sich rasch wieder empor.

„Ist nicht nöthig, das zu lernen! Werde niemals einem andern Kaiser gegenüberstehen, und Ihr müßt wissen, Meister, der Kaiser Carl V. ist mein Herr Vater, und da ist es nicht nöthig, daß ich mich so tief vor ihm beuge! Er nimmt mich in seinen Arm und küßt mich."

„Doch müßt Ihr es lernen, meine junge Dame, müßt es lernen, Euch tief zu neigen vor dem Kaiser! Denn es könnte doch kommen, daß bei öffentlichen Feierlichkeiten Ihr Euch so tief neigen müßtet, und dann tiefer noch wie alle Prinzessinen."

„Warum tiefer," fragte sie und ihre Augen blitzten mit einem zornigen Ausdruck den zierlichen Tanzmeister an, den die Königin Anna beauftragt hatte, die junge Dame zu unterrichten

in der Sarabanda, und in der Menuett. „Nun so antwortet doch, warum tiefer als die Prinzessinen?“

„Nun,“ sagte Meister Selmin ein wenig verlegen, „nun, weil Ihr doch im Grunde genommen keine Prinzessin seid. Wenigstens nicht so eine Prinzessin, wie die kleinen Prinzessinen Töchter des Königs von Ungarn und von Böhmen!“

„Nein, nicht so eine,“ sagte sie das Haupt zurückwerfend, „aber eine größere Prinzessin, ich bin die Tochter des Kaisers, des größten Kaisers, den je die Welt gesehen, des Kaisers Karl V.! Ich wundere mich sehr, Meister, daß Ihr das nicht wisset und nicht mehr Respect habt vor der Tochter eines Kaisers. Ich werde es meinem Herrn Vater heute noch sagen und werde ihn fragen, ob es wahr ist, daß die Prinzessinen von Ungarn und Böhmen mehr bedeuten als ich.“

„Ich bitte um Vergebung, edles Fräulein.“ —

„Warum nennt Ihr mich edles Fräulein? Warum nicht Prinzessin? Die Prinzessinen von Ungarn und Böhmen sind kleiner und dürftiger als ich, und alle ihre Hofleute benamsen sie doch Prinzessinen! Warum thut Ihr es nicht auch zu mir?“

„Es ist nur,“ sagte der Tanzmeister, „weil ich nicht wußte, welches Eure Titel sind. Gefällt es Euch indessen, so tanzen wir weiter. Also beliebt es Euch jetzt die Verneigung zu machen, tief bis auf die Erde, wie vor kaiserlicher Majestät?“

„Nun es sei, ich will es versuchen,“ sagte Margarethe mit glühenden Wangen, tief in ihre Knie sinkend.

„Nun den Kopf gesenkt, ehrfürchtig,“ bemerkte der Tanzmeister.

Margarethe aber warf den Kopf zurück.

„Wenn ich das Haupt niederbeuge, kann ich nicht meinen Herrn Vater ansehen. Aber er wird lachen, wenn ich vor ihm so tief in die Knie sinke, und es wird mich freuen, ihn lachen zu sehen, denn es ist so selten, daß mein Kaiserlicher Vater lacht,“ fügte sie mit leiser, gedankenvoller Stimme hinzu.

Die Hofdame Margaretha's, welche in der Fensternische

gestanden und lächelnd dem Streit der störrischen kleinen Dame mit dem Tanzmeister zugehört, trat jetzt zu ihm heran.

„Laßt es gut sein, Meister, Ihr seht wohl, es ist wenig mit ihr zu beginnen!“ flüsterte sie leise.

Meister Selmin zog das feine leinene Taschentuch hervor und trocknete sich damit die Stirn, auf welcher große Schweißtropfen standen.

„Ich versichere Sie, Frau Gräfin, daß ich in meinem Leben keine so widerspenstige junge Dame in den Pas und den Tanzübungen unterrichtet habe,“ ächzte er. „Ich glaube sagen zu dürfen, daß die junge Dame keiner Lectionen mehr bedarf, sie faßt so leicht auf. Man braucht ihr nur einmal etwas zu sagen, so begreift sie alles, und Königin Anna hatte nur befohlen, daß sie die Sarabanda und die Verneigungen lernen solle zum nächsten Feste. Ich glaube, sie bedarf keiner Lectionen weiter.“

„Und ich weiß es ganz gewiß,“ sagte Margaretha, deren scharfem Ohr kein Wort der Unterredung entgangen war. „Ja ich weiß gewiß, daß ich keiner Lection mehr bedarf, und ich will es Euch zeigen! Ihr sollt sehen, daß es für eine Prinzessin, namentlich für die Kaiserliche Prinzessin Margaretha, genügend ist, wenn ihr sie Einmal die Pas und Touren probiren laßt! Ich will die ganze Lection noch einmal durchgehen.“

Mit ernster Miene wiederholte Margaretha nun alle die Pas und Tanztouren, welche Meister Selmin sie gelehrt. Ihre Miene war dabei so ernst, so feierlich, daß es die Hofdame und selbst den Tanzmeister unwillkührlich lächeln machte, und daß sie mit Verwunderung auf die schöne zierliche Gestalt der jungen Dame von acht Jahren hinschauten, welche seit ihrer Anwesenheit in Augsburg das Erstaunen des ganzen Hofes war.

Die Königin Anna hatte sich viel mit Margaretha beschäftigt, hatte sie in diesen fünf Monaten, die man in Augsburg verweilte, an ihrem eigenen Hofe und in ihren eigenen Gemächern gleich ihrer Tochter gehalten, und sie wußte viel zu erzählen von den scharfen, sinnreichen Bemerkungen des jungen Wesens, von

welchen man nicht wußte, wie man sie zu nennen habe. Sie war kein Kind und doch auch kein junges Mädchen, sie war stark im Geist und doch zuweilen so kindlich bewegt, so harmlos fröhlich, wie es ihren acht Jahren geziemte. Dann wieder ging sie auf einmal aus heiterem Spiel zum tiefen Ernst über, saß ganze Tage Tage lang bei ihren Büchern und Schriften und entsetzte ihre Lehrer und Lehrerinnen, die sie in den schönen Wissenschaften und in den Sprachen unterrichteten, durch ihre spitzfindigen Fragen und ihre unglaubliche Fassungsgabe.

Seit einigen Wochen war sie nur damit beschäftigt gewesen, die italienische Sprache zu studiren Tag und Nacht. Denn der Kaiser Karl hatte eines Tages sie gefragt, ob sie die schönste Sprache der Welt, die italienische, verstehe, und da war das achtjährige Kind erröthet und hatte beschämt die Augen niedergesenkt, als ob es ein schweres Vergehen wäre, daß sie die Frage verneinen mußte.

Dann war sie ungestüm in der selben Stunde noch zur Königin Anna gekommen und hatte so lange gefleht, daß man ihr einen wälschen Lehrer geben solle, bis man den Wünschen der jungen Dame genügte, und sie den Unterricht beginnen ließ.

Am nächsten Tage, als sie wie jeden Morgen zum Kaiser kam, um ihn zu begrüßen und ihm die Hand zu küssen, hatte sie die großen schwarzen Augen zu ihm erhoben und ihn ernst anblickend gefragt: „Weshalb mein Vater und Kaiser habt ihr geforscht, ob ich italienisch verstände?“

Der Kaiser hatte gelächelt und, sanft ihr langes, lockiges Haar streichelnd, ihr geantwortet: „Das will ich Euch sagen, Signorina, wenn Ihr mich in der wälschen Sprache darum fragen könnt.“

Darum hatte Margarethe allen Kinderspielen, welche sie in letzterer Zeit sonst gerne mit den Prinzen und Prinzessinen von Böhmen und Ungarn getrieben, entsagt, hatte fast niemals ihre Kammer verlassen, hatte mit Ungestüm verlangt, daß der wälsche Lehrer den ganzen Tag an ihrer Seite bleiben und immer mit ihr die fremde Sprache sprechen solle.

Nur dem ernsten Befehl der Königin hatte Margaretha heute genügt, als sie dem Tanzmeister Audienz gewährte um eine Lection zum morgigen Feste anzunehmen.

Jetzt, als die Lection beendet war, verließ sie rasch das Gemach und sprang durch den Corridor dahin, leicht und behend wie eine Gazelle.

Die Hofdame eilte ihr nach und fragte, wohin sie sich begebe.

„Zum Kaiser, meinem Vater. Es ist nicht nothwendig, daß Ihr mich begleitet," rief sie das Haupt zurückwerfend und lief schnell weiter nach dem Zimmer des Kaisers.

Man wußte, daß die junge Margarethe stets Einlaß hatte bei Seiner Majestät, und er hatte befohlen, daß man sie unangemeldet bei ihm eintreten lasse. Die Kämmerer und Diener wichen daher ehrerbietig zurück vor der kleinen Person, die mit leichtem Kopfnicken grüßend vorüberschritt und eintrat in das Gemach des Kaisers.

Karl lag auf dem Divan ausgestreckt und seine Miene war ernst und trübe. Aber sie erheiterte sich sogleich, als er die zarte, liebliche Gestalt seiner Tochter zu sich heranschweben sah über den türkischen Teppich, und in seiner Seele tauchte das Bild ihrer schönen Mutter empor.

Ja, so war sie gewesen, Margarethe von Bomgeest, als er sich zuerst erschaut, so trotzig und so wild hatte sie dreingeblickt bei den Spielen ihrer Jugend.

Ach, warum muß doch Alles schwinden und warum auch ist die Liebe vergänglich wie die Blumen des Frühlings!

Er seufzte, als er das dachte, nickte freundlich seiner Tochter zu, streckte ihr die Hand entgegen und lächelte, als sie jetzt ihre Purpurlippen auf dieselben drückte und dann vor dem Divan niederkniete.

„Nun?" fragte der Kaiser, da sie schwieg, „nun, meine schöne Margarethe, mein Wunderkind, warum schweigst Du, warum grüßt mich Deine Lerchenstimme nicht wie sonst mit heiterem Gezwitscher? Wir sind im Herbst, mein Kind, auch meine Seele läßt die Blätter fallen und ist ermattet wie ein Baum im Herbst. Es

thut mir wohl das Lerchengezwitscher des Frühlings zu vernehmen. So sprich, mein Kind."

Sie lächelte und eine dunkle Purpurgluth schoß über ihre Wangen hin.

„Signor," sagte sie im reinsten florentischen Dialect, „Signor und Kaiser, ich frage Euch, weshalb forschtet Ihr, ob Eure Tochter Margaretha der italienischen Sprache mächtig sei?"

Der Kaiser lachte laut auf.

„Ach, Signorina, das ist Musik, und sie thut meinen armen Ohren wohl, die hier so gepeinigt werden von der Pferdesprache der Deutschen! Noch einmal, Kind! Wiederhole mir Deine Phrase."

„Weshalb Signor? Meint Ihr vielleicht, ich hätte sie mir eingelernt und kenne nur diese? Ich bitte, gnädiger Herr, sprecht nur mit mir in der wälschen Sprache, in der Sprache der Musik, ich hoffe Eure Tochter wird Euch Antwort geben können."

Der Kaiser erfreut und erstaunt, richtete sich ein wenig empor von seinem Lager und auf den Ellbogen sich stützend, schaute er mit lächelndem zärtlichen Blick sie an.

„Ist das wirklich wahr, Margarethe," fragte er in italienischer Sprache, „Du meinst, Du könnest mir Antwort geben und wärest wirklich der wälschen Sprache ganz mächtig?"

„Ich denke wohl, daß es so ist," sagte sie lächelnd. „Darum frage ich noch einmal, Signor, weshalb wolltet Ihr, daß ich italienisch verstehe? Ihr habt versprochen, mein Herr und Kaiser, daß Ihr mir Antwort geben wollt, wenn ich in dieser Sprache Euch fragen könnte, so erfüllt nun auch Euer Wort!"

„Ich will es thun," sagte der Kaiser lächelnd, „ja Fräulein Margarethe, ich will ich Euch sagen. Ich wünschte, Ihr möchtet italienisch verstehen, weil —"

„Nun?" fragte sie ungeduldig, „weshalb zögert Eure Majestät?"

„Nun, weil es doch gut ist, wenn Ihr mit Eurem zukünftigen Herrn Gemahl in seiner Sprache reden könntet."

„Mit meinem Gemahl?“ fragte Margaretha hastig, „Euer Kaiserliche Majestät will mich schon jetzt vermählen?“

„Schon jetzt!“ sagte der Kaiser, „Du findest wohl, daß es zu früh ist Margarethe? Indeß sie sagen es ja Alle, daß Du kein Kind mehr bist.“

Sie senkte ihr Haupt traurig nieder und seufzte.

„Ja, sie sagen, ich sei kein Kind, aber sie sagen doch auch, ich sei kein junges Mädchen,“ flüsterte sie; „die Königin Anna, meine schöne Base, meinte gestern lächelnd, ich sei ein Ausnahmsding, wie ihr verstorbener Gemahl, der König von Ungarn, es gewesen.

Da fragte ich sie, wie er gewesen, und sie antwortete: „Ein Wunder, ein trauriges Wunder ist er gewesen, Margarethe! Schon ehe er geboren war, hat man ihn mir verlobt, dann ist er zu früh auf die Welt gekommen, ganz ohne Haut, dann als er zwei Jahre alt war, hat man ihn zum König von Ungarn gekrönt. Mit zwölf Jahren war er schon mit mir vermählt und die Leute entsetzten sich vor ihm, denn der Knabe von zwölf Jahren hatte damals schon die tiefe Stimme eines Mannes, und ein dichter Bart umschattete sein Kinn. Mit achtzehn Jahren aber war sein Haupthaar und Bart so weiß wie eines Greises Haar und mit zwanzig Jahren starb er. Seht, das sagte Königin Anna,“ fuhr Margarethe nach einer Pause fort, „und ich gestehe Euch, Majestät, es hat mir wehe gethan, daß ich mit solch einem Wundermenschen, der aufgestrahlt ist wie ein Licht und dann verlöscht wie eine unnütze Grabeslampe, ohne Thaten zu hinterlassen, daß ich mit dem verglichen werden konnte.“

Der Kaiser schaute ernst in das hochgeröthete, schöne Antlitz des jungen Mädchens.

„Du möchtest also Thaten verrichten, Du möchtest einen Namen haben in der Geschichte?“

„Gewiß!“ rief sie mit aufflammendem Blick. „Bin ich nicht Eure Tochter, Majestät, und ziemt es der Tochter Karl’s V. nicht, daß sie sich Ruhm erwerbe?“

„Wohl gesprochen, mein Kind,“ sagte der Kaiser, „ja, es ziemt Dir wohl und ich will Dir die Gelegenheit dazu geben. Du hast gefragt, weshalb ich wünschte, daß Du wälsch verstehen möchtest, und ich habe Dir geantwortet, weil es gut ist, daß Du mit Deinem Gemahl in seiner Sprache reden kannst. Nun höre noch mehr, der Gemahl, den ich Dir geben werde, langt heute hier in Augsburg an. Schon sind die Fürsten, Grafen und Herren meines Hofes hinausgezogen, ihn zu empfangen und hierher zu führen, und morgen beim Ritterspiel und Festgelage wird er mit den Großen seines Landes zugegen sein. Ich will dann von Dir hören, ob Du herausfindest, wer er ist und ob er Dir gefällt.“

„Vor Allem sagt mir, Majestät, ist er ein großer, selbstständiger Fürst? Werde ich eine Krone auf meinem Haupte tragen und regieren?“

Der Kaiser schüttelte das Haupt. „Er ist kein selbstständiger Fürst, und noch weiß ich nicht, ob Du eine Krone tragen wirst.“

„Dann Kaiserliche Majestät,“ rief sie heftig, „dann nehme ich ihn nicht, ich sage Euch kurz und bündig, dann nehme ich ihn nicht. Sei er auch so schön wie Engel Gabriel, ich mag ihn nicht, wenn er nicht eine Krone trägt und ich nicht eine selbständige Fürstin werden kann.“

„Ah,“ rief der Kaiser, „das sind stolze Worte. Du wirst den Mann nehmen, den ich Dir gebe, Margarethe.“

Sie schüttelte heftig das Haupt. „Nein, Majestät! Als die Frau Statthalterin mich zum Abschied küßte hat sie mir gesagt: „Du bist zum Herrschen und zum Regieren gemacht, sage das Deinem Vater, eine Krone soll er Dir geben und einen Rang, und das ist er Dir schuldig. Oh, Majestät, ich erlebe hier voll Schmerz, daß der Tanzmeister mir sogar ins Gesicht gesagt hat, die kleinen Prinzen und Prinzessinen von Böhmen und Ungarn seien mehr als ich, daß er sich unterfangen, mich Fräulein zu nennen und nicht Prinzeß, wie es sich geziemt. Wenn ich sie nun zuweilen frage, wie sie dazu kommen, da sagen sie: ich wäre nicht berechtigt, Prinzessin genannt zu werden. Ich muß Euch sagen, Majestät, das kränkt

mich sehr und oft, wenn die andern Prinzen und Prinzessinen mit einander spielen, bin ich in meine Kammer geschlichen und habe geweint vor Zorn und Scham."

„Du bist ein seltsames, wunderliches Wesen," sagte der Kaiser, „eine Kindergestalt mit einem Mannesherzen in der kleinen Brust. Doch darin hast Du Recht, Margarethe, ich habe etwas an Dir wieder gut zu machen, das Leben, die Sitten und Gebräuche der Welt haben einen Schatten über Deine Stirn gelegt, ich will ihn wegnehmen und damit eine alte Schuld sühnen, die ich gegen Deine schöne Mutter begangen habe."

„Das verstehe ich nicht," sagte Margarethe sinnend, „erklärt mir Eure Worte, Majestät."

„Nein, mein Kind. Verstehe Du nur, daß ich Dich liebe und Dich groß machen will vor aller Welt. Verstehe nur, daß ich wünschte, Du wärest die Tochter meiner schönen Gemahlin Marie, dann wollte ich alle Könige der Welt zu Deinen Füßen sehen, und Du solltest wählen unter den mächtigsten Herrschern von Europa. Doch, da es nicht so ist, will ich vor allen Dingen Dir Titel, Rang und Stand verleihen, und Du sollst nicht mehr in Deiner Kammer einsam weinen, weil diese thörichten Menschen Dir den Titel einer Prinzessin versagen wollen. Heute noch, wie ich Dir schon gemeldet, kommt Dein künftiger Gemahl hier an, und morgen sollst Du ihn sehen beim großen Festturnier. Dann soll das feierliche Gelöbniß und die Antrauung stattfinden."

„Auch wenn ich ihn nicht leiden mag?" fragte Margarethe. „Ich sag's Euch, Majestät, wenn er kein großer Fürst ist und wenn ich keine Krone tragen kann, dann nehme ich ihn nicht."

„Du gefällst mir wirklich, Du bist meine rechte und echte Tochter," sagte der Kaiser. „Protestirst auch schon und fügst Dich nicht dem Befehl des Kaisers, es scheint die Luft in Augsburg ist ansteckend, und alle Welt lernt hier protestiren, selbst meine kleine Tochter Margarethe. Nun, da muß ich es schon versuchen, es mit Dir zu machen wie mit den andern Protestirenden, muß vermitteln und laviren und Auskunft suchen. Mit Dir bin ich gewiß,

ob mit den Andern, das wird die Zukunft lehren. So höre denn Prinzessin Margarethe: der Mann, den ich zu Deinem Ehegemahl auserkoren, ist bis jetzt noch kein selbstständiger Fürst, doch ich will ihn dazu machen um Deinetwillen! Ja er soll eine Krone tragen, damit meine Tochter, die Prinzessin Margarethe, eine Krone trägt, ich will ihn groß machen vor aller Welt, damit meine Tochter groß dastehe. Nun sage, Kind, ob ich Dich liebe und ob Du den Mann annehmen willst, den ich Dir gebe?"

Margarethe, statt aller Antwort, schlang ihren Arm um den Hals des Kaisers und drückte einen langen Kuß auf seine Lippen.

„Ah, wie das wohl thut und wie süß das mundet," sagte der Kaiser, „küß mich noch einmal, Margarethe, küsse mich mit den Lippen Deiner schönen Mutter," — und der Schmerzen nicht achtend, welche jede Bewegung ihm in seinem gichtgeschwollenen Arm verursachte, drückte der Kaiser das schöne Kind in seine Arme und küßte es innig. „Nun also, Prinzeß Margarethe, Ihr werdet so gnädig sein, den Gemahl anzunehmen, den ich für Euch bestimmt?"

Sie lächelte und nickte ihm zu.

„Ich sage Euch außerdem, er trägt einen stolzen und vornehmen Namen, mein ehrgeiziges Fräulein, und im ganzen Wälschland neigt man sich vor demselben."

„Aber ist er auch ein guter und kluger Mann?" fragte Margarethe gedankenvoll. „Gleicht er Euch an Tugend und an Herrlichkeit, Majestät, hat er Muth in der Schlacht und Weisheit im geheimen Rath?"

Der Kaiser blickte fast erschrocken sie an. „Wahrlich, Margarethe, unsere hochselige Muhme, die Frau Statthalterin, hat aus Dir ein Wunder auferzogen. Wüßte ich nicht aus dem Kalender und meinen Erinnerungen, daß Du erst acht Jahre zählst, ich würde schier vermeinen, ich spräche da mit einer Person von zwanzig Jahren, und ich würde dann immer noch sagen, sie ist weise und hochgebildet."

„Ich frage, Majestät," wiederholte sie dringend, die großen

Augen fest auf das Antlitz des Kaisers geheftet, „ich frage, gleicht er Euch, ist er klug und weise, tapfer und kühn wie mein Kaiserlicher Vater? Doch nein, Ihr braucht mir gar nicht zu antworten, es giebt nur einen Kaiser Karl V. und Niemand auf der Welt gleicht meinem Kaiserlichen Herrn und Vater!“ Wie sie das mit begeistertem Blick sagte, sank sie wieder vor dem Kaiser auf die Knie nieder und küßte seine Hände.

Der Kaiser schaute zärtlich zu ihr nieder und legte wie segnend seine Hände auf Ihr Haupt. „Ich sagte es wohl, es ist Lerchengesang, der meinem Herzen wohl thut. Wie lange noch und ich werde auch ihn entbehren müssen, denn entbehren ist das Loos der Menschen, und leicht und schnell, wie ein Stern flattert das Glück, die Liebe und die Freude vorüber. Steh auf, Margarethe, ich muß mich auch jetzt erheben und hineingehen in die Rathskammer, wo meine Herren Räthe schon versammelt sind, und muß wieder die langweiligen Reden und Zwistigkeiten der Protestirenden anhören, muß das Leben tragen, wie es ist. Morgen, mein Kind, morgen sollst Du Deinen Gemahl sehen, und ich wiederhole es Dir, wir wollen übermorgen das feierliche Angelöbniß begehen, und alsdann wird Niemand es mehr wagen dürfen, meine Tochter Margaretha nicht Prinzessin zu tituliren. Du bist dann eine wahre und wirkliche Prinzessin, und wehe dem, der Dir die Titel und die Ehrfurcht verweigern will. Horch,“ sagte der Kaiser, indem er sich erhob, „hörst Du nicht da Trompeten schmettern und die Glokken läuten? Margarethe horch, es ist Deine Zukunft, welche mit diesem Trompetenschmettern nnd diesem Läuten zu uns herantönt, denn es ist Dein Gemahl, welcher jetzt herannaht. Komm, wir wollen an's Fenster treten und ihn kommen sehen.“

Er legte seinen Arm um den Nacken Margarethens und schritt mit ihr hinein in die tiefe Nische des Fensters.

Drüben auf der Straße und auf dem Platze war es lebendig geworden, ganze Schaaren von Neugierigen strömten heran und stellten sich rings auf dem Platze und in dem Eingang der großen Straße, die vom Thor auf dem Platze ausmündete, auf.

Nun sprengte eine Schaar von Reitern in blitzenden Helmen mit prächtigen Brustschildern über dem spanischem Sammtmantel heran, und gerade der Herberge des Kaisers gegenüber stellten sie sich in langer Linie auf, eine andere Schaar folgte und nahm ihnen zur Seite Platz. Dann schmetterten die Trompeten, ließen Posaunen ihr lange anhaltendes Getön erschallen, als die Musiker auf ihren Rossen heranzogen, und nun kam ein glänzender Zug von Fürsten und Herren daher.

Die Kurfürsten und Fürsten alle waren hinausgezogen auf Kaisers Befehl, um den Neffen des Papstes Paul III., den Herrn und Herzog Alexander von Medici, und die Fürsten, die mitkamen, vor allen den Herzog Karl von Piacenza und Parma zu empfangen.

„Jetzt schau, mein Kind!“ lächelte der Kaiser. „Er wird nun herankommen, Dein zukünftiger Gemahl, und wundern soll's mich, ob Dein Herz ihn erkennt.“

Nun kamen sie herangesprengt über den weiten Platz, all' die Fürsten, Ritter und Herren. Da waren die Kurfürsten und Fürsten von Sachsen und von Anhalt, der Markgraf von Brandenburg und der Kurfürst von Baiern, und in ihrer Mitte sah man auf prächtigen Rossen zwei junge Männer daher reiten. Der Eine im schwarzen Sammtwamms, den rechten Aermel nur nach italienischer Mode mit grünem Sammt gepufft, auf den Achseln mit weißem Atlas aus dem grünen Schlitz, der breite Gürtel, der das Wamms zusammenhielt, blitzte von Juwelen, Perlen und Brillanten, und an demselben war ein kleiner Dolch befestigt, dessen Griff hervorschauend wie ein ganzes Heer von Sternen funkelte und blitzte im Sonnenschein; aber höher noch, als die Brillanten im Dolch und im Gürtel, blitzten die Augen dieses Mannes. Wie Feuerflammen schauten sie hervor aus dem gebräunten ernsten Gesicht, und wer dem Blick dieser Augen begegnete, der schrack in sich zusammen und senkte scheu das Seinige nieder. Es war etwas Drohendes, Herausforderndes, etwas kalt Höhnisches in diesen Augen und in diesem ganzen Gesicht, und wie er jetzt das

Antlitz aufwärts hob und hinauf schaute zu dem Fenster, hinter welchem, wie man ihm vielleicht gesagt, daß der Kaiser weile, da schrack Margarethe in sich zusammen und beinahe ängstlich faßte sie die Hand des Kaisers fester.

„Das ist ein stolzer Mann, Majestät," sagte sie, „vor dem könnte ich mich fürchten."

Der Kaiser schaute sie an mit einem fast erschrockenen Blick. „Vor dem könntest Du Dich fürchten?"

„Ja," flüsterte sie ganz leise und ängstlich. „Aber seht nur, Majestät, wie schön der ist, der ihm zur Seite reitet."

„Ja es ist wahr, er ist sehr schön," murmelte der Kaiser leise, indem er mit prüfendem Auge herniederblickte auf den andern Fremden, auf diesen jungen Mann im himmelblauen Sammtgewande mit den purpurrothen Aermeln, aus dem die weißen Atlaspuffen hervorquollen.

Auch sein Gürtel war geziert mit Perlen und Juwelen, und auch der Griff des Degens, der an seiner Seite niederhing, blitzte von Brillanten, auch seine Augen glänzten, aber sie leuchteten in ungestümer Jugendlust, und ein schönes Lächeln schwebte um seine Lippen. Die hohe Stirn von schwarzem dichten Gelock umrahmt, war hell und klar, als strahlten von ihr die reinen und stolzen Gedanken seiner Seele nieder. Auch er hob jetzt den Blick empor, und dann, als er die beiden Personen, den Kaiser und das Kind, da hinter dem Fenster stehen sah, neigte er sich tief, und ritt so, das Haupt bis auf den Sattelknopf hernieder geneigt, vorüber.

„Der ist schön, schön wie der Engel Gabriel," flüsterte das Kind. „Majestät, der ist mein Gemahl."

Karl schrack leise in sich zusammen und legte hastig seine Hand auf ihre lächelnden Lippen. „Still, Margaretha, er ist es nicht! Armes Kind, sollst Du so früh schon enttäuscht werden, soll der erste Schlag Deines Herzens schon einem Irrthum gelten? Du fängst früh an zu leben, Margarethe! Oh, meine Schwester Maria hat wohl Recht, Du bist ein Wunderkind und gleichst wirklich ihrem unglücklichen Gemahl. Doch," fuhr er lauter fort, ich will es ver-

hindern, daß Du endest wie er geendet, und bist Du früh gereift wie er, sollst Du doch nicht früh altern, wie er es gethan. Dies sage ich Dir, Margarethe, den jungen Mann, den Gabriel, schaue mir nicht an, denn er ist nicht der Gemahl, den ich Dir bestimmt habe. Nun mein Kind, geh und rüste Dich zum morgenden Fest, denn da sollst Du zum ersten Mal mit ihm tanzen, mit Deinem zukünftigen Gemahl, und nun noch eins, Du sollst nicht mehr zu klagen haben, ich führe Dich selbst hinüber zur Königin." Er reichte ihr die Hand und stieß die Thür zum Nebengemach auf. Da standen die Kämmerer, die Grafen und Fürsten und neigten sich tief.

Der Kaiser nickte leicht nach beiden Seiten. „Herr Graf von Dietrichstein, ich bitte, geht uns vorauf und meldet Ihrer Majestät der Königin von Böhmen meinen Besuch und sagt ihr, ich brächte ihr die Kaiserliche Hoheit, Prinzessin Margaretha."

Die Höflinge neigten sich tiefer vielleicht als sonst, um das Erstaunen nicht sehen zu lassen, das aus ihren Mienen sprach.

Der Kaiser, die junge Prinzeß deren Antlitz aufstrahlte in Freude und Entzücken an seiner Hand führend, schritt vorüber. Ihm vorauf flogen die Pagen, und diesem folgte der Graf von Dietrichstein, der Haushofmeister Seiner Majestät des Königs von Böhmen, der eben in das Vorzimmer eingetreten war, um eine Meldung von Ferdinand zu bringen.

Ueberall thaten sich die Thüren weit auf vor dem nahenden Paar, und jetzt auf der Schwelle ihres Gemachs trat die Königin Anna ihrem Schwager, dem Kaiser entgegen, lächelte ihm freundlich zu und grüßte ihn mit herzinnigen Worten.

Der Kaiser nahm ihre Hand und führte sie an seine Lippen. „Meine schöne Muhme, ich komme Euch zu danken für eine schöne Viertelstunde, eine seltene Viertelstunde in meinem Leben. Ihr habt aus meiner Tochter ein gar liebliches Frauenzimmer gemacht in den Monaten, daß sie bei uns ist. Ich führe Euch die Prinzessin Margarethe heute zu und bitte Euch, daß Ihr den Herren und Damen Eures Hofes melden wollt, daß ich, der Kaiser

Karl, meine Tochter Margaretha von heute an mit dem Titel einer Kaiserlichen Prinzessin belehnt habe, und daß man sich darnach zu richten hat."

„Wohl gethan und schön gesprochen, Kaiserliche Majestät, Ihr habt mein Herz erfreut, und ich danke Euch im Namen meiner lieben Margarethe," sagte Königin Anna, das junge Mädchen in ihre Arme ziehend und sie küßend. Dann, als sie mit dem Kaiser eingetreten war in ihr Gemach, eilte sie rasch vorwärts und öffnete die Thür des Nebengemachs: „Herein, ihr meine jungen Prinzen und Prinzessinen, herein Ferdinand und Max, Anna und Elisabeth, seht den Oheim, Euern großen Kaiser, kommt, um ihn zu begrüßen."

Die Kinder sprangen herein und mit ausgebreiteten Armen zum Kaiser hin, welcher innig und herzlich sie umfing und küßte.

„Und da schaut ihr Kleinen," fuhr die Königin Anna fort, „da ist nun auch unsere liebe Margarethe, die Kaiserliche Prinzessin. Verneigt Euch tief vor ihr und begegnet ihr mit Ehrfurcht, denn gar alberne, kleine Dingerchen seid ihr gegen die gelehrte Kaiserliche Prinzessin Margarethe."

VI.

Eine feste Burg.

Tag für Tag sprach man, redete und protestirte man auf dem Reichstage zu Augsburg! Tag für Tag hatten die sächsischen Theologen Melanchton, Eisleben, welche den Kurfürsten begleitet hatten, lange Unterredungen mit den kaiserlichen

Theologen Fuber, Eck, Cochläus und Collin, und gar oft erhitzten sich die Gemüther der gelehrten theologischen Herren in heftigem Streiten gegeneinander, und gar oft hörte man lautes Schreien und Zürnen, bis daß Philippus Melanchtons sanfte Stimme die Herren zur Ruhe ermahnte und zum gütlichen Ausgleich der Streitigkeiten.

Aber wie wär's möglich gewesen, daß die Herren gütlich sich geeinigt hätten über diese Dinge, die ihren Glauben und ihr innerstes Leben betrafen. Was die Protestirenden wollten und begehrten, die Freiheit der Lehre, des Gewissens, Unabhängigkeit von den Priestern, das Aufhören des priesterlichen Cölibats, das Austheilen der Sakramente in beiderlei Gestalt, das alles mußte diesen streng gläubigen Katholiken als Sünde, als Sacrilegium erscheinen. Sie sprachen dagegen in heftiger Aufregung und nannten die Protestirenden: Häretiker und Abtrünnige, und erließen Schriften voll giftigen Zornes und gehässiger Verläumdungen gegen Luther und Melanchton.

Sie nannten Luther einen Thoren, der selber nicht wisse, was er wolle, dessen Bücher wimmelten von Widersprüchen, und sie beschuldigten den weisen und sanften Philipp Melanchton, daß er eigentlich es sei, welcher den Martinus Luther hetze und bestärke in seinem Auflehnen gegen die allein seligmachende Kirche, daß er es sei, welcher dem ungelehrten, abtrünnigen Augustinermönch seine Gelehrsamkeit und Weisheit zugeflüstert.

Es war ein heftiges Streiten und Grollen herüber und hinüber. Der Kaiser hörte mit ernster Miene dem ganzen Zungenkriege zu, selten und mit einem leicht hingeworfenen, abweisenden Worte betheiligte er sich daran. Desto eifriger aber, desto leidenschaftlicher zeigte sich der König Ferdinand. Er betheiligte sich an allen Verhandlungen und nahm auch oft mit hastigem Wort selbst Partei.

Als lange Wochen hindurch vergeblich verhandelt, gestritten und protestirt war, da sandte eines Tages der König Ferdinand

seinen vertrauten Secretär Hoffmann zu Melanchton und beschied ihn zu sich, um persönlich mit ihm zu sprechen. Der Philippus zeigte bei dieser Botschaft keinerlei Ueberraschung und Aufregung. Still lächelnd nahm er sein schwarzes Barett und folgte Hoffmann in das kaiserliche Quartier.

Der Sekretär führte ihn schweigend die Treppe hinauf und durch eine Reihe Zimmer. Die Hofherren und Dienstthuenden, welche in den Gemächern aufgestellt waren, sahen mit Staunen den frommen gelehrten Herrn in seinem einfachen und schmucklosen Kleide durch die prächtigen Gemächer schreiten, grade hin zu dem Kabinet des Königs.

König Ferdinand war allein, als Melanchton jetzt zu ihm eintrat. Er nickte ihm zu und hieß ihn warten, er habe soeben von seinem Freund, dem gelehrten Erasmus, ein Schreiben erhalten, das wolle er lesen, damit sein Gemüth sich besänftige und er gefaßt sei, mit Melanchton zu disputiren.

Er wandte Melanchton den Rücken und las eifrig weiter.

Melanchton blieb mit ruhiger Gelassenheit neben dem Tische stehen, der nahe der Thür stand, stützte die Hand darauf und schaute sich mit lächelndem Blicke in dem prächtigen Gemach um. Nach einer langen Zeit erst legte der König das Papier bei Seite und wandte sich um. Sein Blick war ruhig und ernst, unverwandt schaute er hin auf den kleinen, schmächtigen Mann mit den sanften Zügen und dem freundlichen Blick, der ihm gegenüber stand, dann schüttelte er lebhaft das Haupt.

„Ist es denn wirklich wahr,“ sagte er, „kann es denn sein, daß ein so schmächtiges Männlein so gewichtige Reden über seine schmalen Lippen bringen kann? Ist es denn wirklich wahr, seid Ihr Philippus Melanchton und habet Ihr die Protestation geschrieben?“

„Ja, Majestät, ich habe es gethan,“ erwiederte Melanchton milde, „ich habe sie geschrieben im Sinne und Geiste meines erhabenen, großen Lehrers und Freundes, Luther, ich habe sie

geschrieben im Sinne und Erkenntniß der fünf Fürsten und endlich auch im Sinne und Geiste der Städte, die sich zu der Luther'schen Lehre bekennen."

„Ihr habt sie aufgesetzt an Eurem Schreibtisch!" rief Ferdinand ungestüm. „Im Studierzimmer habt Ihr ausgeheckt, was jetzt die ganze Welt in Flammen bringen kann, wenn Ihr nicht demüthig in Eurem Sinne werdet und Euch fügt in Kaisers Willen und Befehl! Es ist gar leicht, am Schreibtische kühne Ideen zu haben und große Worte auszusprechen! Aber aus den Worten auch Thaten werden zu lassen, das habt Ihr nicht gelernt, und das werdet Ihr nimmer können, das werdet Ihr jetzt allesammt einsehen müssen! Denn ich sage Euch, was Ihr da begehrt habt vom Kaiser, kann er nimmer erfüllen, denn das hieße die Religion zerstören, Gottes spotten und die Kirche in den Staub ziehen!"

„Wenn dem so wäre, Majestät," sagte Philippus sanft, „so stünde ich vor Ihnen als ein Sünder und Verbrecher,*) und ich vermeine doch gehandelt zu haben nach meinem Gewissen, und das nur bekannt zu haben, wovon mein Geist voll ist, und an das ich glaube mit aller Inbrunst meiner Seele! Sagt nicht Majestät, daß wir streit- und zanksüchtig sind! Ich glaube, wir haben bewiesen, daß wir nicht bloß protestiren können, sondern daß wir auch zum Frieden geneigt sind! Ich habe, wie Ew. Majestät vielleicht bekannt ist, an den Legaten des Papstes, an den Campeggio geschrieben im Namen der protestirenden Herren und habe dem Legaten vermeldet, daß wir alle das innigste Verlangen nach Frieden und Herstellung der Eintracht haben. Wir haben kein von der römischen Kirche abweichendes Dogma, wir haben auch viele zurückgedrängt, welche verderbliche Neuerungen auszustreuen unternehmen! Wir sind bereit, der römischen Kirche zu gehorchen, nur daß diese nach jener ihrer Milde, die sie gegen Alle gezeigt hat, einige wenige Stücke dissimulire oder ablasse, welche wir jetzt bereits, wenn wir auch wollten, nicht ändern können. Um keiner Sache willen leiden wir mehr Haß in Deutschland, als weil wir die Dogmen der römischen Kirche mit Standhaftigkeit vertheidigen,

*) Melanchtons eigene Worte. Siehe Buchholz Theil III. P. 508.

Es besteht nur eine kleine Verschiedenheit in dem Ritus, die der Eintracht hinderlich sein kann, aber die Canons selbst räumen ein, daß die Eintracht der Kirche auch bei Verschiedenheit des Ritus beobachtet werden kann."

„Es besteht nur eine kleine Verschiedenheit?" rief Ferdinand ungestüm. „Das nennet Ihr eine kleine Verschiedenheit, daß Ihr sagen wollt, die Sakramente könnten in beiderlei Gestalt gereicht werden? Daß Ihr gegen das Anrufen der Heiligen als den Vermittlern sprechet, daß Ihr den Geistlichen das Recht absprechen wollt, Vergebung der Sünden zu ertheilen, daß ihr die Ohrenbeichte als überflüssig bezeichnet, daß Ihr ferner sagt, die Priester dürfen sich verehelichen?"

„Gnädigster Herr! In den Friedensartikeln, die ich im Namen aller Protestanten bereits an den Cardinal Campeggio eingesandt, habe ich auch von unseren Forderungen des lieben Friedens willen schon in manchem abgelassen! So wollen wir nicht die Messe ausrotten, wir schlagen sogar vor, die öffentlichen Ceremonien zu behalten, und nur die Zahl der Messen ist nicht gleich. Und wenn wir verlangen, daß das Abendmahl in beiderlei Gestalt gegeben werden soll, so meine ich, die römische Kirche würde nichts thun, was ihrer Würde ungemäß wäre, wenn sie uns gestattete beide Gestalten des Sakramentes zu gebrauchen, zumal da wir nichts Anderes vermeinen und erkennen, daß in der Gestalt des Brodes der wahre Leib des Herrn enthalten sei, aber per non committant das Blut und demnach der ganze Christus, und ebenso unter der Gestalt des Weins der ganze Christus! Und diese Sätze scheinen bei dem Volke die Ehrfurcht des Sakramentes und die Frömmigkeit zu vermehren, weil es lieber das ganze Sakrament in beiderlei Gestalt empfängt!"

„Aber ich sage Dir, Philippus Melanchton, das ist nicht wahr!" rief Ferdinand heftig. „Wir wissen nur zu gut, wie übel dieser neue Gebrauch die Ehrfurcht verspottet! Ihr habt das Volk, welches sonst in Ehrfurcht auf die Knie niedersank, wenn es von ungefähr dem Sakramente auf der Straße begegnete, das zu

einem Kranken geführt ward, Ihr habt sie nun gelehrt, zu zweifeln! Sie glauben nicht mehr, sondern sie fragen sich in ihrer dummen Klugheit, ob die Substanz des Brodes wirklich in den Leib Christi verwandelt würde und der Wein wirklich in Blut, ob in der Messe ein Opfer sei, und ob das Sakrament im Ciborium aufbewahrt, und in der Monstranz herumgetragen werden solle! Seitdem das Volk gelernt hat zu zweifeln, ist es nachlässiger geworden gegen das Sakrament! Ihr entkleidet die Religion ihres Glanzes und ihrer Feierlichkeit! Ihr wollt, was in Poesie geschaffen ist und herniedergestiegen vom Himmel, auflösen in Eure gemeine, irdische Prosa! Ihr nehmt dem Volke die Festtage und die Stunden der Erhebung, sogar das Frohnleichnamsfest wollet Ihr als überflüssig erklären! Ihr wollt die Messen, die Gesänge, die Hymnen, die Beleuchtung hinwegnehmen, und zwischen kahlen Wänden, mit alltäglichen Worten, ohne Erhebung und ohne Begeisterung soll das Volk beten zu dem Gotte der Alltäglichkeit! Endlich, was wollet Ihr ferner? Den Priestern wollet ihr erlauben, daß sie sich verehlichen! Nicht Gott allein sollen sie dienen, ihr Herz sollen sie erfüllen mit Liebe, und wo nur Gott allein weilen sollte, wollet Ihr die Kinder und die Hausfrau hinbringen!"

„Wär's denn nicht besser, wir geben den Geistlichen ein ehelich Gemahl, als daß wir sehen müssen, wie die Priester meistentheils übelgesinnte Concubinen haben und ein unsittlich, unzüchtig Leben führen?"

„Es mag wahr sein," sagte Ferdinand zögernd, „ich muß zugeben, daß bei uns in Deutschland die Priester meistentheils ihre Concubinen und Geliebten haben. Hieraus aber soll nicht folgen, daß ihnen gesetzlich Ehefrauen gestattet werden sollen, sondern vielmehr, daß nach der Strenge der Canons die Priester gestraft werden sollen, welche Concubinen haben, damit es nicht das Ansehen habe, als nütze es ihnen gesündigt zu haben; wer die Canons verletzt, dem gebührt nicht eine Ehefrau, sondern Strafe! Es ist nicht Milde sondern Pflichtversäumniß, dem Priester, welcher unsittlich lebt, umsonst das Gelübde und das

offenbarte Kirchengesetz, die Ehelosigkeit eigenmächtig angreift, gleichsam eine Belohnung einzuräumen, da sein Bischof vielmehr Strafe über ihn verhängen muß! Wahrlich, Philippus, ein Sachwalter ganz neuer Art bist Du, da Du für die Schuldigen sprichst und für sie Dich verwendet hast, statt daß Du sagen solltest, wenn Dein Sinn rein wäre und Dein Herz gläubig: Sie haben gesündigt, sie müssen gestraft werden! Denn so saget Paulus, der kundig war des Willens Gottes: „„Ein Jeder wird seinen Lohn empfangen nach seiner Arbeit!““ Und so sage ich auch Euch," fuhr der König mit drohend erhobener Stimme fort, „Euch, die Ihr Euch Protestanten und Anhänger des Martinus Luther nennt, sage Euch, Ihr werdet Strafe empfangen, wie Ihr es verdient habt, wenn Ihr nicht Euer Herz bessert, in Euch gehet und nachlasset vom Bösen! Darum habe ich Euch Melanchthon gerufen, denn Ihr schient mir ein sanftmüthiger und besonnener Mann zu sein, ich sage Euch, lasset ab von dem Unglauben und von der Sünde! Gehet in Euch und bekennet, daß Ihr Euch geirrt habt! Dann wird der Kaiser für Euch sprechen beim heiligen Vater zu Rom, daß er Euch wieder aufnehme und vergesse was geschehen, um des Lammes willen, das da sitzet zur rechten Hand Gottes, und das wir unsern Herrn und Heiland nennen!

„Gehet in Euch, denn sonst sage ich Euch, werden viele Weiber schreien um ihre Männer und viele Mütter jammern um ihre Kinder! Sie werden Euch anklagen vor Gottes Thron, wenn Ihr nicht thut, was ich begehre! Gehe hin zu den protestantischen Fürsten und sage ihnen: „Der Kaiser darf und soll keine Milde üben, er ist da, um den Glauben zu vertheidigen und die Kirche zu schützen! Und ich mit aller meiner Kraft und Fähigkeit will ihm zur Seite stehen in diesem Kampfe und nicht eher ruhen, als bis Ihr besiegt zu unseren Füßen liegt und einsehet, daß der Teufel Euch nicht die Macht gegeben hat, durchzusetzen, was er in Euer Herz gelegt hat! O Ihr übermüthigen Thoren und Narren wollt vermeinen, daß Ihr nicht bedürft der Vergebung Eurer Sünden durch die bestellten Knechte Gottes, durch die

Priester und das heilige Sakrament, und wollt dasselbe nur zur Gedächtnißfeier, wollt es nicht als Sündenablaß betrachten! Ich sage Dir, Philippus, es wird ein Tag kommen, wo Du auf Deinem Sterbebette mit Deinem eigenen Blute alle Sünden gern abwaschen möchtest! Gehe in Dich, Philippus, und wenn Du in Deines Herzens Unverständigkeit vermeinest Recht zu haben und zu thun, so verbirg diese Gedanken in der Tiefe Deiner Seele, um des Friedens willen und um der Tausende willen, die Eurer Irrlehre zum Opfer fallen müßten! Um deretwillen beuget und unterwerfet Euch, kehrt heim zu Eurem Gotte und Herrn und zu der allein seligmachenden Kirche! Ich habe dem Kaiser gesagt, daß ich es noch einmal versuchen wollte zu Euch zu sprechen in Sanftmüthigkeit und Milde! Es ist in seinem Namen, daß ich zu Dir spreche und durch Dich zu den fünf protestirenden Fürsten, sprich zu ihnen als ein Mann des Friedens! Künde ihnen, was ich Dir gesagt, fordere sie auf um Gottes und der Liebe willen, daß sie abstehen von diesen Irrlehren und sich der Kirche und den Gebräuchen, die durch Jahrtausende gültig gewesen, fügen!"

„Ich will thun, Majestät, was ich vermag und was mein Gewissen mir erlaubt," sagte Melanchton feierlich. „Ihr habt ganz recht gesagt, Majestät, ich bin ein Mann des Friedens, und in meiner Seele fühle ich mich beschwert und geängstiget vor der großen Verantwortlichkeit, welche des Königs Majestät auf meinen Arm und mein schwächlich Haupt legen. Um der Liebe Gottes willen will ich ermahnen zur Eintracht und die Fürsten beschwören, daß sie, was sich mit ihrem Gewissen verträgt, thun, damit der Friede erhalten bleibe. Aber das, Majestät, muß ich auch bekennen und sagen, widerrufen werden weder die Fürsten noch Einer von uns. Widerrufen und als Sünde und Verbrechen anerkennen, was wir als Heil und Läuterung verehrt haben, das werden wir niemals, und müßten wir alle auf dem Scheiterhaufen büßen für das, was wir glauben und bekennen. Es ist freilich ein trübseliger Gedanke, daß die Lehre Gottes und Christi, die Lehre der Liebe nun soll mit Blut, Feuer und Schwert vertheidigt oder ausgerottet werden,

aber das Opfer unseres Gewissens und unserer Erkenntniß dürfen wir der menschlichen Schwäche, welche sich des Krieges fürchtet, nicht bringen. Ermahnen will ich zum Frieden im rechten, ehrsamen Sinne, aber ermahnen zur Sünde und Heuchelei, das kann ich nimmer und nimmer, mein Herr und König, und das könnt Ihr auch nicht verlangen von einem ehrlichen Mann."

„Ich verlange von Sündern, daß sie sich bessern," rief Ferdinand heftig, „und so verlange ich von Ketzern, daß sie heimkehren zu ihrem rechten und echten Glauben, und wenn sie's nicht thun, das heißt, wenn sie revoltiren, so behandle ich sie wie Hochverräther. Ja das sage den Fürsten und Rebellen, und wenn sie nicht in sich gehen, so wird die Kriegesfackel aufleuchten über ganz Deutschland, und dann giebt es kein Pardon für Euch Alle. Der Kaiser ist milde, Ihr wißt es, ich aber kenne keine Milde, das sage ich Euch, denn Gott hat mich zu seinem Knecht und Werkzeug gemacht, und ich will ihm dienen mit meinem Glauben und meiner Erkenntniß. So spreche ich denn das Wort der Bitte und der Ermahnung, möge es wiedertönen in Eurem Herzen, gehet hin und kündet Euren Fürsten, was ich Euch gesagt zur Warnung und zur Drohung!"

Melanchton neigte sich tief, wandte sich dann langsam um und ging hinaus. Zuerst ging er zu dem Kurfürsten Johann und kündete ihm ernst und mit sanfter Rede Alles, was ihm der König in seiner stolzen heftigen Weise gesagt, wie er gedroht und gescholten und wie er ermahnt zur Nachgiebigkeit.

Der Kurfürst hörte ihm zu mit ernstem Sinn und begab sich sodann mit Melanchton zum Landgrafen Philipp von Hessen, daß er auch ihm künde, was der Kaiser durch Ferdinand zu ihnen gesprochen.

„Und was sagt nun zu alle Dem unser Freund und Lehrer Philippus?" fragte der Landgraf, der mit lächelnder Ruhe und feurigem Blick ihm zuhörte. „Meinst Du wirklich, wir sollten wie reumüthige Schüler unter der Zuchtruthe des gestrengen Lehrers Pater peccavi rufen und winseln, meinst Du, wir sollten sagen: was wir gestern als Recht erkannt, das sehen wir heut als Unrecht ein, meinst Du, es geziemt sich solches, Philippus?"

„Ich meine, wir müssen ausharren mit Standhaftigkeit im Glauben!" sagte Philippus. „Dennoch aber meine ich, wir müssen das Aeußerste versuchen, um den Frieden zu erhalten. Wenn sie nur in einigen Dingen nachgeben, in den Hauptpunkten uns unser Recht gewähren, so mögen wir in anderen, die nicht ausdrücklich zur Lehre gehören, nachgeben und uns fügen. Wenn man einige wenige Dinge einräumte oder dissimulirte, so könnte eine Uebereinkunft getroffen werden."

„Und was?" fragte der Kurfürst gedankenvoll, „was für Dinge meinst Du, die man uns einräumen müßte?"

„Das Abendmal in beiderlei Gestalt, die Ehe der Priester und Mönche, das Aufhören des Ablasses in der Vergebung der Sünde durch die Priester. Wegen der Messe könnten wir uns dann verständigen, und den Bischöfen könnten wir den Gehorsam und die Jurisdiction zurückgeben."

„Oh Philippus, Philippus!" sagte der Kurfürst, die Hand erhebend und mit dem Finger drohend. „Was würde der Martinus Luther sagen, wenn er Deine allzu sanftmüthige und friedfertige Rede hörte! Wir wollen die Sache unentschieden und unerörtert lassen, gehe Du zum Luther und frage ihn, was er zu allen diesen Dingen meint. Gehe hin, melde ihm, was hier geschehen, und so wie er entscheidet, soll es sein. Meint Ihr nicht auch so, Herr Landgraf?"

„Ja ich meine so," sagte der Landgraf, „und obwohl ich glaube die Antwort Martinus Luthers zu kennen, so meine ich doch, es ist besser genau zu wissen, wie er denkt. Wo weilt denn der Luther zu dieser Zeit?"

„Ich bat ihn in Koburg zu verbleiben," sagte der Kurfürst, „es ist besser für seinen ungestümen und heftigen Sinn, daß er fern bleibt von diesem Ort, und es ist gut und nützlich für uns, daß wir den Martinus in unserer Nähe wissen. Er soll uns gleichsam den Rücken decken, damit wir seiner Nähe und seines Schutzes gewiß sind, wenn's zum Aeußersten kommt. Außerdem,

ist der Martinus krank und leidet an heftigem Kopfschmerz, wie er mir gestern geschrieben. Ich habe ihm von meinem Leibarzt dem Dr. Kasper eine wohlthätige Arznei verschreiben lassen, Du magst ihm das Recept bringen. Lieb wäre es mir, wenn Du in dieser Stunde noch abreisen könntest, denn je eher Du abreisest, je eher bist Du wieder hier und kannst mit Luthers Worten zu uns sprechen und uns Stärkung, Aufrichtung bringen oder, wenn es sein muß, zur Nachsicht ermahnen. Ich will eine Ordre geben, Melanchton, daß sie Dir ein Gefährt stellen noch in dieser Stunde mit tapfern und muthigen Rossen, die aushalten und gut vorwärts laufen. Bist Du bereit abzureisen?"

„Bereit und willig!" sagte Philippus lebhaft. „Es sehnt sich mein Herz zu dem Martinus, er ist für mich ein Born der Kraft, und ich danke Euch, Ihr Herren, daß Ihr mich gehen lasst zu meinem liebsten Freunde!"

Am Nachmittag desselben Tages schon trat Philippus seine Reise an und ruhte und rastete nicht unterwegs, bis er angelangt war in Coburg, wo Luther auf dem kaiserlichen Schlosse verweilte.

Drunten am Fuß des Berges hatte Philippus den Weg verlassen und langsam stieg er den schmalen Pfad herauf, langsam und mit klopfendem Herzen.

„Ob der Martinus droben sein wird und ob er mich freundlich und liebevoll empfangen wird? Oder ob er unzufrieden ist über unser Zögern und Hinhalten?"

Das fragte Melanchton sich selber und blieb zuweilen stehen und schaute hochathmend ringsum auf die herrliche Landschaft, die mit jedem Schritte höher, prächtiger und schöner sich vor ihm hinlagerte. Da drunten die dunklen Tannenwälder, die rings den Hügel beschatteten und die Erde mit einem dunklen Strich ablösten von dem tiefen Blau des leuchtenden Himmels, weiter hin zwischen dem hellen Grün schimmerten die rothen Dächer der vielen Flecken und Dörfer, die anmuthig sich lagerten im Thal, zwischen den kleinen Bächen und Flüssen, die wie silberne Fäden sich dahinschlängelten, und dann hoch über ihm, auf der Spitze des Berges

die Veste Coburg in ihrem stolzen Bau, mit den Thürmen, Zinnen und gothischen Zacken, ein herrlich Werk von Menschenhand und doch so klein gegen das, was Gottes Hand geschaffen, gegen das, was sein Athem hervorgerufen aus dem Nichts! Die Bäume, die Blüthen des Wiesengrüns und der Berge Herrlichkeit verkündet seine Liebe und Macht, und leuchtet und lächelt den Menschen entgegen als Friedensglück und Friedensherrlichkeit!

„Und Ihr wollt's nicht hören und wissen! Zanket und streitet um des Wortes willen! Ihr solltet doch nur hingehen auf diesen Berg, solltet ihn anschauen als den echten Tempel Gottes, solltet niedersinken auf Eure Knie und andächtig die Hände faltend, das Auge aufschlagen zum Himmel, um zu bekennen: wir glauben All an einen Gott! Das ist die rechte wahre Kirche, die Gott uns kündet in seiner schönen lieblichen Natur! Wer sich freut dieser Herrlichkeit, der trägt in sich den rechten Glauben und betet am rechten Altar des Herrn!"

Das sprach er leise vor sich hin, als er seine Blicke dahin schweifen ließ über Berg und Thal.

„Wir glauben All an einen Gott, an einen Gott und Erlöser! Um was wir zanken und streiten, das ist doch nur die Form und nicht das Wesen!"

Höher stieg er hinauf und immer stiller wards um ihn her. das Rauschen der Bäume klang wie sanftes Wellengemurmel zu seinen Füßen, wie kleine rothe und schwarze Punkte waren die Dächer der Häuser nur noch, in denen dort drunten Menschenlust und Menschenschmerz sich bewegte. Es war ihm, als wenn mit jedem Schritt höher die Erdenlast niedersänke und des Himmels Lust und Herrlichkeit höher auflammte in seiner Seele.

Wieder blieb er stehen, nahe schon am Gipfel des Berges, nahe der Mauer, welche rings die Veste einschließt. blieb stehen, lauschte mit andächtigem Sinn auf die friedliche, feierliche Stille der Natur und schaute entzückt hernieder auf das herrliche Panorama, das sich ihm rings aufthat in Himmelspracht.

Da auf einmal unterbrach eine Menschenstimme die feierliche Stille, eine kräftige, jubelnde Stimme.

Der Philippus horchte auf und es flog wie ein Sonnenstrahl über sein Angesicht hin.

„Das ist er," sagte er freudig, „das ist mein Martinus! Kein Mensch auf Erden hat solch eine Stimme, die wie Donner schallt und wieder wie ein Vöglein flötet! Das ist mein Martinus!"

Mit begeistertem Blick stand er da und horchte, und die Stimme, welche anfangs leise geklungen hatte ohne Worte, diese Stimme hob sich jetzt auf, und voll und mächtig tönte es über seinem Haupte von der Veste hernieder:

„Ein' feste Burg ist unser Gott,
Ein' gute Wehr und Waffen;
Er hilft uns frei aus aller Noth,
Die uns jetzt hat betroffen.
Der alte, böse Feind,
Mit Ernste er's jetzt meint;
Groß' Macht und viele List
Sein' grausam Rüstung ist,
Auf Erden ist nicht sein's gleichen!"

Mit einem freudigen Lächeln und tiefer Begeisterung hatte Melanchton dem Gesange zugehört, und jetzt erhob er auch seine Stimme, und laut und mächtig einte sie sich mit der des Sängers:

„Mit unſ'rer Macht ist nichts gethan,
Wir sind gar bald verloren
Es streit't für uns der rechte Mann,
Den Gott selbst hat erkoren."

Die Stimme da droben verstummte und auf der Randmauer an der Ecke, wo der kleine Altan sich erhob, erschien eine Gestalt, dann hörte man ein freudiges Rufen und Jauchzen: „Das ist Melanchton, mein tapferer, lieber Melanchton!"

Die Gestalt verschwand. Melanchton aber rief hinauf:

„Es streit't für uns der rechte Mann,
Den Gott selbst hat erkoren!"

Nun that das Thor der Veste sich auf und eiligen Schrittes näherte sich Martinus dem Freunde, der hastig zu ihm hinaufstieg.

Jetzt lagen sie einander in den Armen und küßten sich innig und blickten sich an mit frohem Lächeln.

„Da bist Du ja endlich, mein Philippus, wie sehr in meines Herzens Grimmigkeit hab' ich nach Dir mich gesehnt!"

„Und ich, mein Martinus, wie sehr in meines Herzens Verzagtheit hab ich nach Dir gebanget!" sagte Melanchton.

Dann schritten sie Arm in Arm hinauf und traten ein in die Veste.

„Ich führe Dich zuerst in meine Kammer," sagte Martinus, „will Dich ganz allein haben, will Dich nicht theilen mit Gott und der schönen Natur! Der Gott und Herr gehe mit uns hinauf in die Kammer. Hier unten würden unsere Gedanken zu sehr zerstreut werden von der Schönheit der Gotteswelt!"

Mit hastigen Schritten führte er nun den Freund in die Veste und die Treppe hinauf, dann über den Vorflur in das Zimmer zur rechten Hand, in welchem Martinus damals wohnte, und das ihm der Kurfürst zum Aufenthalt gegeben hatte. Dort auf dem breiten, mit Leder überzogenen Lehnstuhl hieß er Philippus niedersitzen, holte sich selber einen Sessel herbei, stemmte die beiden Ellbogen dann auf des Philippus Stuhl und schaute mit seinem lächelnden guten Angesichte ihm tief in die Augen.

„O Philippus, wie freue ich mich Deiner, und wie thut dein milder Blick mir wohl, als wär's Sonnenschein, der in mein Herz hineinstrahlt und mich erquickt!

„Aber nun sag mir zuerst: es ist doch nichts Uebles geschehen in Augsburg auf der Confession, und weshalb Du zu mir kommst?"

„Nichts Uebles, Freund, aber auch nichts Gutes!" sagte Melanchton leise, „wir zweifeln und sorgen und deßwegen bin ich hiehergekommen zu Dir, unserm Meister, um Trost zu holen und Aufrichtung von Deinen Lippen! Du weißt, wir haben in Augs

burg gar viele und mächtige Feinde, nicht allein gegen die Lehre sondern auch gegen die Person, gegen Deine Person, gegen die Personen der Fürsten!"

Martinus nickte und lachte laut auf. „Vornehmlich gegen meine Person! Widersprüche wollen sie gefunden haben in meinen Büchern und klagen mich an als einen Dummkopf! Sie meinen darin zeige sich die Klugheit ihrer Weisheit! Wie sollten denn jene Esel über Widersprüche in unserer Lehre urtheilen, da sie noch keines von beiden Stücken, wovon eines dem anderen widersprechen soll, verstehen!*) Aber ich mache mir nichts daraus, Martinus, und was jene schreien, blöcken und meckern, kümmert mich nichts! Sag mir aber was Euch betrifft! Künde mir Alles ohne Rückhalt, Alles um was man sich dort streitet und zanket, und wer Euch drohet."

Mit leiser Stimme und ängstlich fast auf das Angesicht des Freundes schauend, welcher gar düster vor sich hinblickte, begann Melanchton seine Relation, meldete ihm von den Friedensartikeln, welche er dem päpstlichen Legaten eingereicht und auf die er nun die Antworten erwarte.

„Soll ich Dir auch sagen, wie die Antwort lauten wird?" unterbrach Luther den Freund. „Sie werden schreiben: Väter, Väter, Väter! Kirche, Kirche, Kirche! und Gebrauch, Gewohnheit! Das werdet ihr hören! Uebrigens aus der Schrift nichts. Und auf diese Zeugen und Schiedsrichter gestützt, wird der Kaiser wieder entscheiden! Es werden Drohungen und Besserungen folgen von Himmel und Hölle! Der Herr aber wird uns geben Macht und Wahrheit! Ihr habt dem Kaiser gegeben in Wahrheit, was des Kaisers ist, gebet nun Gott, was Gottes ist! Dem Kaiser habt Ihr gegeben vollkommenen Gehorsam, indem Ihr erschienen seid mit so vielen Kosten und Mühen! Gebet nun Gott, was Gottes ist, das auserlesene Opfer der Confession, welches durchbrechen wird in alle Höfe, Kirchen und Forsten! Manche Herzen werden zur Erkennt-

---

*) Luthers eigene Worte.

niß gelangen auf daß die, welche nicht glauben, keine Entschuldigung haben! Eintracht aber und Zugeständnisse wollet nicht hoffen, auch habe ich Gott nicht darum gebeten, wissend, daß es unmöglich sei!"

Sodann erzählte Philippus weiter von seiner Rede mit dem König Ferdinand und von den Vorschlägen, welcher dieser ihm gemacht.

Aber da, gleich beim Beginn unterbrach Luther ihn wieder, und sein Angesicht leuchtete in Trotz und Energie.

„Das ist der Teufel, welcher aus ihm spricht!" rief Luther lebhaft, „der Teufel, welcher verhöhnt und verspottet unser Kreuz. Was sonst als Gewalt oder Trug kann der Vater der Sünde bringen, der Vater des Todes und der Gewalt? Aber der, welcher die Gnade gehabt, die Gewalt zu überwinden, wird sie auch verleihen um den Betrug zu besiegen! Handelt nur und glaubet den Gegnern nichts! Denn das sage ich Euch, und das sollst Du den Fürsten sagen: wenn Ihr etwas wider das Evangelium einräumen und so in irgend einem Sack jenen Adler einschließen möget, dann zweifelt nie, wird Luther kommen des Adlers Herrlichkeit zu befreien. So wahr Christus gelebet, wird das so sein!

„Darum fürchtet nichts, Ihr Besieger solcher Gewalt, und lasset Euch nicht abschrecken durch Worte der Listen und Drohungen, wie auch die Sache ausfallen möge. Frei ist der Luther, frei auch vielleicht der Macedonier Philippus.*) Im Uebrigen, was hat der König Ferdinand zu drohen? Nicht er ist unser Herr, dem Kaiser allein gebührt es, Recht zu sprechen in allen Dingen im deutschen Reich!"

„Der König Ferdinand sprach in des Kaisers Namen vertraulich zu mir. Ich gestehe Dir, Martinus, daß es mir viel lieber gewesen wäre, mit des Kaisers Majestät selber zu reden und so in Einsamkeit und Stille ohne Zeugen ihm meine Gedanken aussprechen zu dürfen! Ich würde großes Zutrauen zu dem Kaiser haben können, und ich würde in der feierlichen Stunde Worte der Ueberzeugung auf meinen Lippen getragen haben, deß bin ich gewiß."

---

*) Martin Luthers eigene Worte.

„Du könntest ihm vertrauen," sagte Martinus achselzuckend, ihm, diesem schweigsamen, blassen Knaben mit der düstern Miene?"

„Er hat sich verändert, Martinus, seit Du ihn nicht gesehen! Neun Jahre sind seitdem verflossen, und aus dem Knaben ist ein Mann geworden, ich sage Dir, ein edler und bedeutender Mann, Martinus! Auf dem ganzen Reichstag ist nichts Merkwürdigeres zu sehen, als der Kaiser Karlos! Die größte Gunst des Schicksals hat sein Gemüth nicht aus der Fassung gebracht, keine Begierde ist an ihm wahrzunehmen, kein Zeichen von Hochmuth oder Leidenschaftlichkeit und Heftigkeit. In dieser Religionsangelegenheit, in welcher er von unsern Gegnern mit wunderbaren Künsten herausgefordert wird, wie Du solches schon siehst aus der Rede seines Bruders, des Königs Ferdinand, ist der Kaiser uns dennoch seither mit Bescheidenheit begegnet. Sein häuslich Leben ist durchaus voll des ehrsamen Wandels, im Trinken und Speisen voll Enthaltsamkeit, Mäßigkeit und Frugalität, die häusliche Zucht, welche ehemals bei allen Fürsten Deutschlands mit Strenge beobachtet wurde, wird jetzt nur noch in der Familie des Kaisers gefunden. Keiner kann daher verhoffen durch üble Künste sich in sein Vertrauen einzuschleichen. Als Freunde behandelt er nur fürstliche Männer und solche, die er selbst wegen ihrer Künste nach eigenem Urtheil erkoren hat.

„Und wie Alexander an keinem Umgang mehr Gefallen hatte als an dem mit Alpian, dem reichen Gelehrten, so hat der Kanzler Merkurianus das innigste Vertrauen unseres Kaisers, so lange er lebte, genossen, welcher als ein trefflicher und sehr weiser Mann auch Euch bekannt ist, Martinus. So oft ich den Kaiser gesehen habe, schien es mir, als sähe ich einen jener berühmten Heroen oder Halbgötter, von denen geglaubt wurde, daß sie einst unter den Menschen gewandelt haben. Und mit dem größten Rechte, erachte ich, kann von ihm gesagt werden, was Horaz von Augustus sagt: daß nichts Besseres und Größeres als ihn den Sterblichen von den Göttern verleihet werden könnte, wenn selbst die alten goldenen Zeiten zurückkehrten."*)

*) Diese Schilderung des Kaisers ist nach Melanchtons eigenen Worten.

„Schau! Schau!“ rief Martinus ganz verwundert, „wie begeistert der Philippus da spricht, als sänge er uns einen Hymnus auf den Gott der Götter, und als wär's kein Sterblicher, von dem er uns erzählte und berichtete. Schier ganz bezaubert ist ja deine Rede, mein sanftmüthiger Melanchton, und kaum erkenne ich den Streiter Gottes in dem Schmeichler des Gegners wieder!“

„Nein, Martinus, so ist es nicht, kein Schmeichler bin ich, nur Deine Frage beantworte ich Dir und auch nur Dir! Zu keinem Andern würde ich in so begeisterten Worten über den Kaiser sprechen, damit man nicht glaube, ich wollte meinen Kopf auch beugen unter seinen Willen, wie ich mein Herz beuge unter seiner Güte. Zagen und bangen wir doch alle ob der großen Verantwortung, die wir auf uns laden! Denn das hörte ich wohl aus den Worten des Königs, daß diejenigen, die dem Kaiser nachgeben, die nachlassen und die es zur Milde und Ausgleichung kommen lassen, daß diejenigen Gnade und Vergebung bei ihm finden werden. Drum senden die Fürsten mich zu Dir, Martinus, daß Du uns sagen sollest, nachdem Du Alles, was der König gesprochen, von mir vernommen haben wirst, was sie thun sollen, und ob sie um des Friedens und um der Tausende willen, welche verbluten müssen, wie der König sagte, durch unsere Schuld, ob sie nachgeben und sich fügen sollen.“

„So sage mir denn Alles, was der König gesprochen,“ rief Martinus ungestüm.

Dann lauschte er athemlos auf Melanchtons Erzählung, und während jener sprach, rötheten seine Wangen sich immer mehr und mehr, blitzten seine Augen immer höher auf. Wie Melanchton nun geendet hatte, erhob sich Luther von seinem Schämel und stand aufrecht und groß mit blitzenden Augen vor seinem Freunde da, der ehrfürchtiglich sich erhob, als stünde er vor seinem Herrn und Meister, vor seinem eigentlichen Kaiser.

„O, Ihr Kleinmüthigen und Ihr Verzagten!“ rief Martinus heftig. „Wie konntet Ihr nur zweifeln, wie konnte Euch nur der Gedanke kommen, Euch unterwerfen zu wollen, da Ihr doch wissen

müßt, daß Gott mit Euch ist, und daß der Teufel Euch nichts anhaben kann! Ich bin zugleich entrüstet und getröstet, daß unsere Gegner mit diesem erbärmlichen Gespött die Sache abmachen. Alles wäre verloren, wenn wir Deine Nachgiebigkeitfür nöthig erklärten, daß Viele dann die ganze Kirche verdammten und dem Kaiser Recht geben. Jetzt haben sie nichts anderes übrig, als daß sie Gespött treiben im Beisein des Kaisers; lassen wir sie, ich beschwöre Dich, den Kaiser mißbrauchen, denn durch alles Geschwätz werden sie denjenigen heraufbeschwören, welcher schon im Himmel seinen Bogen gespannt und wider ihn, den Kaiser, die Gefäße des Todes bereitet. Sei Du eingedenk, o Philippus, daß Du Einer von Denen bist, die der Lott in Sodom genannt werden, deren Seele durch Tag und Nacht durch gottlose Frevler geklärt werden. Ihr habt Christus erkannt, Ihr habt den Frieden angeboten, Ihr habt dem Kaiser genügt, Ihr habt Unbilden ertragen, ihr seid mit Lästerern gesättigt worden, da freut Euch auch endlich, Ihr Herren freut Euch, Ihr Gerechten! Ihr habt lange genug in der Welt getrauert, erhebet Euer Haupt, erkämpft Eure Freiheit, ich will Euch heilig sprechen als treue Diener Christi! Was wollet Ihr hier noch für Ruhm, lasset nicht ab vom Glauben und vom Herrn. Die Bedingungen aber, welche der König uns stellt, die wollen wir nicht annehmen, und niemals werde ich das thun, wenn auch ein Engel vom Himmel käme und sie befehle, denn was bezielen unsere Gegner Anders, denn daß sie selber kein Haarbreit weichen wollen; aber wir sollen nachgeben und bekennen, daß sie Recht gehabt hätten — nimmer soll das und darf das geschehen.

„Da helfe unser lieber Vater im Himmel, daß unsere Fürsten fest und geduldig bleiben in seiner Gnade! Gott zum Freunde haben ist ja tröstlicher denn aller Welt Freundschaft haben. Es geschehe Gerechtigkeit, und es vergehe die Welt, denn ich sage, daß ein Friede zur untersten Hölle gestoßen werden muß, welcher mit Verlust des Evangeliums und des Glaubens erkauft ist.“*)

*) Das Alles sind Luthers eigene Worte.

„Wohl gesprochen!“ rief Philippus freudig, indem er seine beiden Arme um den Hals des Freundes schlang, „das ist eine gute Arzenei, die ich mir hole von Dir für mich und die Fürsten. Deine Worte sind mir ein Labsal gewesen, und ich will sie den Fürsten künden als ein Hosiannalied der Gnade, des Glaubens und der Standhaftigkeit!“

„Wie Du gesagt, so soll es geschehen, ausharren wollen wir und kein Stücklein mehr nachgeben, als wir bis jetzt schon gethan, und gleich Dir wollen wir alle sagen und werden die Fürsten es mit Dir sagen: „„Es geschehe die Gerechtigkeit, und es vergehe die Welt. Denn ich sage, daß ein Friede zur untersten Hölle gestoßen werden muß, welcher mit Verlust des Evangeliums und des Glaubens erkauft ist!““ Nun will ich mit Freuden von hinnen gehen, ja heute, mein Martinus, will ich schon zurück nach Augsburg. denn Deine Worte tönen in meinem Herzen wieder und sollen es auch in den Herzen der Fürsten! Dein Antlitz leuchtet über mir gleich Sonne, Mond und Sterne und strahlt Lust und Freudigkeit in meine Seele, und Lust und Freudigkeit sollen meine Worte für die Fürsten und für alle Protestanten bringen!“

X.

Ein Fest.

Zwischen all dem Wirrwarr der streitendent Parteien leuchtete jetzt endlich ein Fest, ein Vergnügen auf. Der Kaiser hat sie Alle geladen, die Fürsten und Herren, damit sie an einem Tage wenigstens ausruhen möchten von dem wüthigen Zanken, dem ingrimmigen Streiten, daß sie vergessen möchten einen Tag lang, ob man das Abendmahl in einerlei oder zweierlei Gestalt nehmen darf, ob die Prie-

ster die Vertreter Gottes auf Erden oder nur die Diener der Kirche seien, ob sie wie bisher nur Geliebte, und Concubinen an ihrer Seite haben, oder ob sie sich rechtsgültig vermählen dürfen. Auf einen Tag mindestens soll alles Gestreite vergessen sein und Friede und Freude herrschen unter den Parteien.

Die Fürsten alle schmücken sich zum glänzenden Turnier, zum herrlichen Feste, welches draußen unfern von Augsburg, nahe beim Schlosse Weinburg stattfinden soll. Da sind zwei große Gerüste aufgerichtet, eines für des Kaisers Majestät und die Kurfürsten, ein zweites für die fürstlichen Damen und die Fürsten und Grafen nebst ihrem Gefolge. Den beiden mit Teppichen, prachtvoll ausgestatteten Gerüsten gegenüber, in einem Zelte, das wundervoll mit türkischen Teppichen und Goldbrocat geschmückt war, befand sich der König Ferdinand mit seinem Gefolge, denn ihm, dem Könige, galt das Fest. Aufs Neue wollte Karl ihm ein Zeichen seiner Liebe und Hochachtung geben, und die österreichischen Lande, welche er damals beim Reichstage zu Worms ihm zur Verwaltuug und Regierung übertragen hatte, wollte er ihm jetzt in feierlicher Belehnung für alle Zeiten öffentlich übergeben.

Ganz Augsburg war hinausgeströmt, der wundervollen Feier beizuwohnen und sich zu erfreuen an dem Pomp und Glanz der Kaiserlichen und Königlichen Majestäten, der Fürsten und Großen und sich zu erquicken am Anschauen der schönen Damen des Kaiserhofes, die heut in aller Pracht und Herrlichkeit hinausgezogen waren und ihren Platz in der ersten Reihe der zweiten Tribüne, nahe der des Kaisers, genommen hatten.

Die Königin Anna von Böhmen, Ferdinands Gemahlin, und ihre Schwägerin, die Königin Marie von Ungarn, hatten beide heute das Trauerkostüm, welches sie bisher wegen des Todes der Statthalterin von den Niederlanden trugen, abgelegt, und im vollen Schmuck, mit goldbrocatenen langen Schleppkleidern, mit großen Diamanten von Brillanten und Saphiren auf den jugendlich schönen Häuptern, stellten sie sich dar vor der staunenden bewundernden Menge. Prachtvolle Schleppen von Purpursammt,

mit Hermelin verbrämt und mit Brillantspangen fest gehalten, fielen von ihren Schultern hernieder, lang hinter ihnen her wallend, jede von acht lieblichen Pagen, kostbar angethan in seidenen Gewändern nach spanischem Schnitt, getragen. So schritten die hohen Frauen jetzt die Tribüne hinauf.

Die Fürstinen wurden von der Menge mit lautem Vivatrufen begrüßt, aber noch höher jubelten sie auf, als jetzt hinter ihnen der Zug der fürstlichen Kinder daher kam, zwei allerliebste Pärchen, die vier Kinder des Königs Ferdinand, welche er von Prag mit hiehergebracht, während die zwei Kleinsten daheim geblieben auf dem Hradschin. Da waren der Erzherzog Rudolf, der älteste der Prinzen, welcher die Prinzessin Maria führte, dann kam der kleine fünfjährige Erzherzog Ferdinand, der seiner kleinen Schwester, der zweijährigen Prinzessin Elisabeth die Hand reichte. Gar lieblich waren sie anzuschauen diese vier Kinder, so prächtig geschmückt. Die kleinen Prinzessinen in silberbrocatenen Schleppkleidern, aus den länglichen Schlitzen der eng anschließenden Aermel von Purpursammt, Puffen von weißem Atlas hervorquellend, kleine Kronen von Gold mit Smaragden und Rubinen geziert, auf den Häuptern, während die beiden Prinzen in dem spanischen Costüm von himmelblauem und gelbem Atlas den kleinen spanischen Mantel, mit prächtigen Agraffen auf der Schulter festgehalten und auf dem Haupte das spanische Barett mit den lang wallenden Straußenfedern trugen. Sie zogen zuerst am Throne des Kaisers, welcher mit den Königinen gekommen war und schon auf der Tribüne Platz genommen hatte, vorüber. Tief neigten sich die Prinzessinen vor dem Kaiser. Auch die kleinen Prinzen wollten also thun und mit eifriger Beflissenheit das Barett vom Haupte nehmen, da aber schüttelte Kaiser Karl sein Haupt und drohte ihnen mit aufgehobenem Finger.

„Ei, ei, Ihr kleinen Herren, wißt Ihr nicht, daß ich Euch zur Ehre Eurer hohen Abkunft und zur Erinnerung an Eure Großmutter zu Granden von Spanien ernannt habe? Wisset Ihr ferner nicht, daß jeder spanische Grand das Recht hat, vor seinem Könige bedeckten Hauptes zu erscheinen?“

Die kleinen Prinzen erröt̃eten und blieben nun aufrecht stehen, bis daß der Kaiser sie mit einem gnädigen Winke seiner Hand entließ. Nun wandten sie sich zur andern Tribüne, um zur Seite der Königin ihre Plätze einzunehmen.

Jetzt nahte ganz allein noch eine andere junge Dame. Das Volk, welches zu Tausenden hinter den Tribünen sich drängte, schaute neugierig auf sie hin und fragte unter einander, wer sie sein möge, diese schlanke, zarte Mädchengestalt mit dem ernsten Gesicht und den doch so jugendlichen Zügen, mit den großen schwarzen Augen, deren ernster Blick so seltsam contrastirte zu dem kleinen purpurnen Munde, der von einem Kinderlächeln bewegt ward. Glänzend wie der Anzug der beiden anderen kleinen Prinzessinen war auch der ihre, aber während jene ohne Gefolge erschienen, kam diese junge Dame, welche Niemand kannte und nach deren Namen das Volk so begierig fragte, begleitet von zwei reich geschmückten Damen. Ihr voran schritten vier Pagen und begleiteten sie bis zu der Tribüne des Kaisers. Sie schritt die beiden Stufen hinan und neigte ihr kindlich schönes Haupt tief nieder, aber der Kaiser vor allem Volk und vor allen Großen seines Reiches hob das junge Mädchen in seine Arme und küßte sie.

Da rief und jubelte das Volk und wußte doch nicht recht weßhalb, es wußte nur, daß es ein schöner und lieblicher Anblick war, den ernsten Kaiser lächeln zu sehen und sein sonst so undurchdringliches, bleiches Gesicht wie von einem Sonnenstrahl der Liebe erglänzen zu sehen. Ja, nun wußten sie auch, wer sie war, das junge schöne Mädchen, einer hatte es dem Andern gekündet und gesagt, und lauter und immer lauter war das Gemurmel durch die Reihen gegangen: „Daß ist die Tochter des Kaisers, die kaiserliche Prinzessin Margaretha, sie lebe hoch!“ Und jetzt erhoben sich die Stimmen und riefen ein donnerndes: „Hoch die Prinzessin Margarethe!“

Da zog es wie ein Strahl über das Angesicht der Prinzessin, und ihr Gesicht ward heiter, als sie nun zum Erstenmale das

Jubellied der öffentlichen Meinung, welches ihr Lob spendete vernahm.

Drüben auf der zweiten Tribüne, dicht hinter den beiden Königinen standen zwei junge Männer, prächtig geschmückt und seltsam genug anzuschauen in ihrem italienischen Costüme von dunklem Sammt, aus welchem nur der rechte Aermel in abstechender Farbe hervortrat, geschmückt mit Bändern und Puffen. Sie schauten mit seltsam forschenden und neugierigen Blicken hinüber zu der jungen Prinzessin Margaretha und ihre dunklen Feueraugen verfolgten jede ihrer Bewegungen, jeden Ausdruck ihrer Mienen.

Sie fühlte diese Blicke, als sie jetzt von der kaiserlichen Tribüne zurückkehrte und hinaufstieg zu der der Königin. Sie fühlte und wandte langsam mit fragendem Ausdruck die Augen zu ihnen hin und schaute sie an mit einem langen, seltsamen Blick. Dann wandte sie hastig das Haupt zur Seite und setzte sich auf einen Wink der Königin Anna dicht zu ihr. Nun ertönten die Pauken, schmetterten die Trompeten und auf einen Wink des Kaisers that die Zeltthüre sich auf und ein glänzender Zug von Grafen und Herren der einzelnen österreichischen Lande, zwanzig Lehnfahnen tragend, ritt heraus. Hinter diesen kam König Ferdinand in weißem Sammt mit Hermelin gekleidet, in der Hand den Erzherzogshut, das Haupt geziert mit einem goldenen Kranze, in dessen Mitte das Krondiadem und das Kreuz sich erhob, einen silbernen Stab, gleich einem Scepter, in der Hand haltend. So schritt er heran zu der Tribüne des Kaisers, während die Grafen und Herren zu beiden Seiten derselben sich aufstellten. Jetzt stand er dicht vor dem Kaiser, neigte tief das Haupt und beugte das Knie, aber Karl erhob sich, reichte ihm die Hand dar und bat ihn sich von seinen Knieen zu erheben. Sodann verlas der Kurfürst von Mainz den Eid, welchen König Ferdinand seinem Herrn und Kaiser schwören mußte, indem er die österreichischen Lande zu Lehen auf ewige Zeiten für sich und seine Nachkommen empfing.

Nun nahte sich der Kurfürst von Sachsen, welcher bis dahin das Reichsschwert getragen, und übergab es dem Kaiser. Wieder erhob sich Kaiser Karl von seinem Sitz, nahm das Schwert und hielt es ausgestreckt die ganze Zeit, während der König mit lauter feierlicher Stimme den Eid nachsprach, welchen zum zweiten Mal der Kurfürst von Mainz ihm vorgesagt. Dann, als es geschehen, gab der Kaiser das Reichsschwert zurück an den Kurfürsten von Sachsen. Nun donnerten die Kanonen und ein freudiges Hoch der rings versammelten Menge begrüßte den König und den Kaiser. Nachdem die Ceremonie nun beendet war, erhoben sich die Fürsten und die Herren von den Tribünen. König Ferdinand ging zurück in sein Zelt, und auch der Kaiser begab sich jetzt in das Seinige, welches neben der Tribune sich befand. Wie durch ein Wunder schien es zu sein, als sie nach wenigen Minnten schon alle wieder aus den Zelten hervorkamen, der König und der Kaiser jetzt nicht mehr im glänzenden Ornate, sondern im prachtvollen Rittercostüm, die Rosse prächtig geschmückt, mit Silber und Goldgeschirr. Karl und Ferdinand schwangen sich schnell hinauf, hinter ihnen her sprengten die spanischen und burgundischen Reiter, ihnen gegenüber kam der Herzog von Braunschweig mit der Schaar seiner Reiter, alle mit Kürassen, Tartschen, leichten Spießen bewaffnet. Auf türkischen, polnischen und deutschen Pferden kamen sie herangesprengt, dem König und dem Kaiser und seinen spanischen und burgundischen Herren gegenüber sich aufstellend.

Nun riefen die Trompeten, nun schmetterten die Posaunen, nun kamen sie heran von allen Seiten die deutschen Fürsten wie Spanier und Italiener und Niederländer gekleidet und das Turnier begann. Herüber und hinüber, Sieg und Niederlage begleitet von Jauchzen des Volkes, welches jedesmal den Sieger begrüßte.

Einmal tönte ein lauter ängstlicher Schrei von den Lippen der Königin Anna, denn ihr geliebter König Ferdinand war so eben im Kampfspiel von dem Herzog von Braunschweig besiegt worden. Das Roß des Königs vom Speer des Herzogs in die Brust getroffen, sank zusammen und mühsam nur vermochte der

König sich mit seinem goldenen Harnisch unter dem ringenden Pferde hervor zu winden. Er hatte den Schrei seiner Königin gehört, wandte sich nun zu ihr mit lächelndem Blick und grüßte sie, und das Volk als es das sah, jubelte laut auf und freute sich der ehelichen Zärtlichkeit des deutschen Herrn und Königs. Jetzt, gleichsam um den König zu rächen an dem Herzog, sprengte ein anderer Ritter heran. Die schmächtige, schlanke Gestalt blitzte im goldenen Panzer, der Brustharnisch, geziert mit funkelnden Brillanten und Edelsteinen, nur die Arme nach der Sitte der italienischen Ritter waren nicht mit dem Panzerhemd bedeckt, sondern mit Aermeln von Purpursammt und weißen Atlaspuffen, sein Helm blitzte in der Sonne, die in hundert und hundert Lichtern wiederstrahlten in dem brillantenen Sterne, der auf demselben sich erhob und von dem ein langer Streifen von Straußenfedern herniederhing. Das Visir hatte er aufgeschlagen und man sah ein bleiches, ernstes Angesicht mit schwarzen funkelnden Augen, die einen Moment sich hinüberwandten nach der Tribüne der fürstlichen Damen. Nun hob er die Lanze empor und wandte sich gegen den Herzog von Braunschweig, der als Sieger in Mitten des Turnierplatzes hielt.

Der Herzog senkte die Seine und gab damit das Zeichen, daß er das Kampfspiel annehme. Nun sprengten sie gegen einander auf ihren stolzen Rossen, nun rannten sie dicht an einander, Brust gegen Brust, daß die Harnische rasselten und klirrten. Athemlos schaute das Volk ihnen zu und meinte, daß sei kein Kampfspiel mehr, so heftig und wüthend kämpften die Herren gegen einander, als wäre es ein ernster Kampf.

Drüben auf der Damentribüne saß Prinzessin Margaretha und schaute hinüber in athemloser Erwartung, und ganz leise in ihrem Herzen flüsterte es: „Ich wollte, daß der Herzog von Braunschweig der Sieger wäre, ich wollte, daß er diesen stolzen Herzog von Medici zu Boden schleuderte. Ich mag sein Gesicht nicht, er schaut gar zu übermüthig drein und wenn er mich ansieht, da wird mir so bange ums Herz, ich wollte der Herzog von Braunschweig riß ihn von seinem stolzen Pferde nieder auf die Erde!“ — Als

jetzt wirklich ihres Herzens innerster Wunsch sich erfüllte, als der Herzog von Braunschweig den italienischen Herrn von seinem Pferde hob und ihn in den Sand warf, da, ganz unwillkürlich lachte die Prinzessin Margarethe laut auf und klatschte in ihre kleinen Hände.

Der Kaiser wandte hastig das Auge nach ihr hin und schüttelte leise das Haupt und die beiden Königinnen neigten sich zu ihr und tadelten sie ob ihres raschen Beginnens. Sie senkte erröthend das Haupt und sah doch den zornigen, vorwurfsvollen Blick, welchen der Herzog von Medici auf sie richtete, da er sich jetzt erhob.

Auch er, so schien es, hatte das Lachen gehört und das Aneinanderschlagen der kleinen Hände gesehen.

Als das Turnier zu Ende war, begab man sich in die große Halle, welche eigens zu diesem Feste auf kaiserlichen Befehl errichtet war. In dem weiten großen Riesensaal, der prächtig decorirt war mit Sammttapeten und goldenem Stuck, waren lange Tafeln aufgestellt, die mit prächtigen Leckereien, Speisen und auserlesenen Weinen besetzt waren. An dem Eingang der Halle empfingen die Kurfürsten, Fürsten und Großen, den Kaiser und König Ferdinand, die beiden Königinnen und ihre Prinzessinen und führten sie dann hinein zu den ihnen bestimmten Plätzen. Oben an der ersten Tafel thronte der Kaiser Karl, ihm zur Seite die Königin von Ungarn und neben ihr hatte Karl selbst dem Herzog Alexander von Medici seinen Platz angewiesen. Dann kam auf ausdrücklichen Befehl kaiserlicher Majestät die Prinzessin Margaretha.

Als der Oberkämmerer sie zu diesem Platz führte und sie den Herzog von Medici erkannte, schrack sie zusammen und ihr Angesicht, welches bis jetzt so heiter gewesen und auf dem ein frohes kindliches Lächeln geglänzt hatte, ward nun ernst und trübe. Der Herzog sah es und neigte sich zu ihr: „Warum, mein schönes Prinzeßlein," fragte er leise, „warum schaut Ihr auf einmal so ernsthaft drein?"

„Weiß nicht, Herr Herzog, daß ich es thue," sagte sie mit schnippischem Ton, denn ihr kleines Herz fand sich geärgert und verhöhnt von dem spöttischen Lächeln des Herzogs.

„Aber Ihr wußtet doch, schönes Prinzeßlein," fragte er wieder, „Ihr wußtet doch, daß Ihr Euch freutet, als ich von ungefähr aus dem Sattel gehoben ward und zur Erde sank. Gar lieblich klang Euer Lachen zu mir herunter, und allerliebst war es anzusehen, wie Ihr in die kleinen Hände klatschtet."

„Wenn es Euch gefreut hat, Herzog, freut es mich gleichfalls," erwiderte sie spöttisch.

„Ja," murmelte er so leise, daß nur sie es vernahm, „ja es hat mich sehr gefreut, und ich werde es Euch dereinst gedenken, meine schöne Prinzessin Margaretha."

Weiter sprachen sie kein Wort mit einander während der ganzen Tafel, nur zuweilen wandte sein dunkles Auge sich zu ihr hin und sein Blick schien ihr zu drohen. Dann lächelte die kleine Prinzessin Margaretha spöttisch und schaute hin zu dem Kaiser, ihrem Vater.

„Er möchte mir gern etwas zu Leide thun," flüsterte es in ihrem stolzen Herzen, „aber wagen wird er es nimmer, denn mein Kaiser und Vater schützt mich vor Jedermann."

Wie die Tafel nun sich ihrem Ende nahte, da, auf einen Wink des Kaisers, schmetterten abermals die Trompeten. Der Kaiser erhob sich, nahm den goldenen Becher, welchen der Pfalzgraf ihm darreichte, hob ihn hoch empor und gab damit für Alle das Zeichen zu schweigen. Sie erhoben sich von ihren Sitzen, und all' diese neugierigen Augen wandten sich hin auf die schmächtige Gestalt des Kaisers mit dem bleichen Angesicht. Höher nun hob er den goldenen Becher empor, und dann mit klarer Stimme sagte er: „Ich trinke auf das Wohl des Brautpaares, des Herzogs Alexander von Medici und der kaiserlichen Prinzessin Margarethe."

Die Fanfaren und Trompeten schmetterten, und jubelnd und jauchzend riefen die Fürsten und Grafen: „Es lebe der Herzog von Medici und die kaiserliche Prinzessin Margarethe!"

So laut war das Jubeln und Schreien, das Schmettern der Trompeten und das Klirren der Gläser, daß Niemand den angstvollen Seufzer hörte, welcher aus der Brust der kleinen Prinzessin hervordrang, Niemand sah, wie ein rascher Blitz aus den dunkeln Augen

des Herzogs über ihre Gestalt dahinflog, und wie ein spöttisches, boshaftes Lächeln um seine schmalen zusammengepreßten Lippen zuckte.

Nach dem Mahle folgte ein glänzender Ball, den der Kaiser selber eröffnete mit der Königin Anna, seiner lieben Base. Dann kam der König Ferdinand mit seiner Schwester, der Königin von Ungarn, und dicht hinter Beiden der Herzog von Medici mit der Prinzessin Margarethe.

Eins, zwei, drei, vier; eins, zwei, drei, vier! Meister Selmin hatte ihr nur einmal die Touren gezeigt, aber Margaretha machte nicht einen einzigen Fehler. Eins, zwei, drei, vier, genau im Tact, ging jede Bewegung; sie neigte sich zur Rechten und zur Linken, schritt vorwärts und zurück, ruhig und langsam im Tact der Sarabanda. Aber ihr Angesicht war so ernst und trübe, wie es sich eigentlich nicht schicken mochte für ein so junges Mädchen und für eine Braut. Nicht einmal hob sie das Auge empor zu dem Herzog, der unverwandt den Blick auf sie gerichtet hielt.

Zuweilen nur schaute sie hin nach dem Cavalier, der neben dem Herzog von Medici stand, nach dem jungen Herzog von Farnese, der mit Medici aus Italien gekommen war. Der lächelte dann dem Kinde zu, und sein Blick voll Güte und Freundlichkeit schien sie zu trösten über das spöttische Lächeln und die bösen Augen des Herzogs Alexander.

„Ach," tönte es in ihrem Herzen, während sie mit Medici ihre Tanztouren ausführte, „ach, warum ist es nicht der andere, dem mich mein Vater verlobt hat, warum soll ich nicht die Frau des hübschen jungen Herzogs von Parma werden? Sie sagen wohl, er hat kein Land, er ist fortgejagt aus Parma, aber ich würde ihm helfen, wieder sein Land zu erobern, und ich wollte lieber mit ihm in Armuth leben, als mit dem andern in Pracht und Herrlichkeit."

Niemand wußte, was leise in dem kindlichen Mädchenherzen flüsterte und klagte; die Musik schmetterte so lustig drein, und alles tanzte, lächelte und schien froh zu sein.

Bis in die Nacht hinein dauerte das glänzende Fest. Alles

war so glücklich und froh, und Niemand sah es, wie die kleine Prinzessin Margarethe, als sie allein war in ihrem Schlafgemach und ihre Damen sie auf ihrem Lager gebettet hatten, Niemand sah, wie sie da das Haupt in den Kissen barg und bitterlich weinte.

Am andern Morgen fand in den Gemächern des Kaisers das feierliche Verlöbniß des Herzogs von Medici mit der Prinzessin Margaretha statt. „In fünf Jahren möget Ihr kommen, Herr Herzog, Eure Gemahlin heimzuführen," sagte der Kaiser, als die Ceremonie beendet war und die Hofleute sich in die nächsten Gemächer auf einen Wink des Kaisers zurückgezogen hatten. „Bis dahin soll meine Tochter Margaretha in Belgien verbleiben bei der neuen Statthalterin, meiner Schwester, der verwittweten Königin Maria. Ihre Erziehung wird sodann vollendet sein und Ihr werdet, das verspreche ich Euch, eine Gemahlin finden, welche Eurer würdig ist. Nicht wahr, Prinzessin Margarethe, das versprecht auch Ihr?"

„Majestät," sagte sie mit einem schnellen trotzigen Blick auf den Herzog, „ich weiß nicht, wie man sein muß, um des Herrn Herzogs würdig zu sein, weiß nur, daß ich gern würdig sein möchte, meines kaiserlichen Vaters Tochter zu sein, und darnach will ich streben all' mein Leben lang."

„Schaut nur, Herr Herzog," lächelte der Kaiser, „das junge Fräulein versteht zu antworten trotz ihrer Jugend, denn wisset, daß sie jetzt kaum acht Jahre alt ist."

„Nein, Herr Kaiser," unterbrach sie ihn hastig, „kaum neun Jahre wollt Ihr sagen."

„Ah, es ist wahr, Prinzessin, es war unverzeihlich," antwortete er, „hätte Euch bald ein Jahr jünger gemacht. Kaum neun Jahre ist Eure Braut, und wenn Ihr kommt, sie heimzuführen, wird sie schon sehr betagt sein, wird schon dreizehn Jahre alt sein."

„Majestät," sagte der Herzog mit süßer, einschmeichelnder Stimme, „mir scheint, die Natur hat bei der Prinzessin fortgesetzt, was sie bei ihrem erhabenen Vater begonnen. Ihr Alter zählt

nicht nach Jahren, sondern nach Tagen, wie der Ruhm des großen Kaisers Karls V. Was ganze Fürstengeschlechter in Jahrhunderten zu Stande gebracht, das hat Kaiser Karl in Monden und Tagen vollendet, und auf Eurem Haupt, das nach menschlichem Bedünken just dreißig Jahre zählt, strahlen die Ruhmeskränze und Lorbeeren solcher Schlachten, wie sie sonst ein Jahrhundert kaum aufzuweisen hat. Prinzessin Margarethe ist des Kaisers Karls V. Tochter, und so wundert es mich nicht, daß, was sonst ein Kind von acht Jahren wäre, vor uns steht als eine herrliche Jungfrau von sechzehn Jahren."

Der Kaiser nickte. „Ihr habt Recht, Herzog, sie ist an Verstand und Geistesfülle wie eine erwachsene Jungfrau und liegt ernst und eifrig den Studien ob wie ein ehrbares Fräulein. Aber, Herzog, wenn Ihr sie dereinst heimführt, dann ist es Eure Aufgabe, das alte Kind zu einem jungen Weibe umzugestalten. Wenn sie jetzt so lernt und studirt, um ihrer großen Zukunft würdig zu sein, so werdet Ihr alsdann sie einzuführen haben in die Jugend, in die Lust des Lebens und werdet sie lehren glücklich zu sein. Ich hoffe, daß Ihr das wollt?"

Der Herzog neigte sein Haupt. „Ich will es, Majestät, und will es von Herzen."

Karl reichte ihm seine Hand dar. „Es wird mich freuen, Herzog, denn Ihr müßt wissen, ich liebe meine Tochter von ganzer Seele, und dessen, hoffe ich, werdet Ihr eingedenk sein. Zum Zeichen, wie ich die Prinzessin liebe und Euch hochschätze, verspreche ich Euch, dem Neffen meines erhabenen Verbündeten, des Papstes Paul, verspreche Euch, daß Ihr nicht bloß Herzog heißen sollt, weil Ihr der Neffe des Papstes seid und weil das römische Gesetz die Neffen Seiner Herrlichkeit zu Herzögen erhebt, verspreche Euch, das Ihr ein selbstständiger, regierender Herzog sein sollt! Wir wollen den Kämpfen in Italien ein Ende machen, und Florenz soll Euch seine republikanischen Thore öffnen, auf daß Ihr dort einzieht als der Herzog von Florenz."

Die dunklen Augen des Herzogs leuchteten höher auf, und ein freudiges Lächeln erhellte seine Züge. „Majestät, wenn Ihr das wollt, so ist mein Leben zu arm, Euch zu danken, so werde ich, so lange ich athme, bemüht sein, an Eurer Tochter zu vergelten, was der erhabene kaiserliche Vater mir Großes und Herrliches gethan."

„Möge es so sein," sagte der Kaiser sich ihm zuneigend, „Ihr sollt Herzog von Florenz sein, darauf mein Wort; und ich habe Euer Wort, daß Eure Herzogin durch Euch glücklich sein soll. Nun scheidet. Margarethe gib Deinem hohen Verlobten Deine Hand und gestatte, daß er in meiner Gegenwart Deine Lippen mit dem Brautkuß grüßt."

Sie hob langsam die kleine zitternde Hand empor und legte sie angstvoll und zagend in die des Herzogs. Er drückte sie fest in der seinen und schaute sie an mit seinen großen flammenden Augen, vor denen das Herz des Kindes erbebte, dann neigte er sich zu ihr nieder und küßte ihre Lippen. Es war ein Kuß, kalt wie Eis, sie fühlte das in ihrem zitternden Herzen, und ein tiefer Schreck malte sich in ihren Zügen. Niemand sah es, Niemand außer dem Herzog von Medici, und wieder war das spöttische Lächeln auf seinen Lippen, wieder flammte der drohende Blick in seinen Augen.

Als er hinaustrat aus dem Gemach des Kaisers wandte er sich an den Herzog Ottavio Farnese, der draußen stand und seiner harrte, nahm seinen Arm und schritt mit ihm hinaus aus dem kaiserlichen Quartier. „Ottavio," sagte er, als sie sich auf der Straße befanden, „Ottavio, wir haben da eine lächerliche Farce zu Ende gebracht. Der Kaiser ist sehr besorgt, seinen namenlosen Wechselbalg an den Mann zu bringen, und er hat mir sogar die Krone von Florenz versprochen, damit ich sie nehme und ihr einen Namen gebe. Ich sage Dir aber, Ottavio, ich werde es ihr dereinst gedenken, sie ist ein schnippisches Ding und trotzig und hochmüthig in ihrem Herzen, das habe ich in ihrem altklugen Gesicht gelesen; und als ich sie küßte, da hätte ich sie lieber wie ein elend

Spielzeug in meiner Hand zerdrücken mögen. Ach, Ottavio, warum zwingt mich das Schicksal, daß ich schön thun und lächeln muß mit diesem Kaiser, der so hochmüthig und finster dreinschaut, warum bin ich gezwungen mein Herz zu beugen in äußerer Demuth, während es sich doch aufbäumt in Trotz und diesen hochmüthigen Kaiser von Deutschland niederreißen möchte in den Staub. Durch seine Gnade soll ich Herzog von Florenz werden, von Kaisers Gnaden, weil ich seinen Wechselbalg von namenloser Tochter heimführen werde. Oh, ich werde es die Florentiner büßen lassen, daß sie sich mir so lange widersetzt haben und nicht freiwilig mich zu ihrem Herzog annehmen wollten, ja sie sollen es büßen."

„Alexander, wie kannst Du nur so hart und grausam sprechen," sagte der junge Herzog Farnese mit seiner sanften, melodischen Stimme, „ich habe die junge Prinzessin fortwährend beobachtet gestern Abend, und ich muß Dir sagen, daß mein ganzes Herz voll Staunen und Entzücken ist über dieses Wunder der Natur. Ja ein Glanz, ein Liebreiz umgibt ihre ganze Erscheinung, wie ein geheimnißvolles Wunder, ganz eingehüllt in mystischen Sternenschleier, so erschien mir dieses räthselhafte Wesen, das nicht Kind, nicht Jungfrau ist, und wie ein lichtgeborener Engel seltsam, kaum menschlich unter all den andern Frauen dastand."

Der Herzog schaute ihn an mit einem langen, spöttischen Blick. „Mir scheint, Ottavio, Du sprichst wie in einer Liebesverzückung! Oh, das wäre ein kostbarer Scherz, wenn der Ottavio Farnese, den unsere schönsten Frauen in Italien umsonst mit den zärtlichen Liebesblicken verfolgten und von dem sie sagten, daß er ein Herz von Eis im Busen trage, wenn der aufgethaut wäre in Liebe zu diesem Wechselbalg."

„Oh, sprich nicht so, nenne die liebreizende Jungfrau nicht mit dem entsetzlichen Spottnamen. Beneidenswerth bist Du, daß sie Deine Gemahlin wird, ja, das bekenne ich, aber ich gönne Dir Dein Glück, und hoffe, daß der Liebreiz dieser holdseligen Jungfrau, wenn sie erst an Deiner Seite steht, Dein wildes, trotziges Wesen zähmen wird, und daß Alexander von Medici, der im

Gegensatz zu mir die Weiber alle liebt und huldigend vor jeder kniet, daß der durch seine unschuldsvolle Gemahlin dereinst zur rechten und echten Liebe erstarken wird."

Der Herzog lachte laut auf. „Ich glaube, Ottavio, das viele Predigen hier hat Dich angesteckt und Du kehrst heim nach Wälschland als ein recht moralischer junger Protestant! Nimm Dich in Acht, Ottavio, und vergiß nicht, daß ich der Neffe des Papstes bin! Nun zu Roß! Ich danke Gott, daß wir heimkehren in unser schönes Italien, in das Land der Sonne und der Liebe. Man langweilt sich in diesem kalten Deutschland zu Tode und dieser Popanz von Prinzessin mit ihrer eingebildeten Kaiserlichkeit drängt mich, so schnell als möglich von dannen zu kommen."

Drüben in der tiefen Fensternische stand der Kaiser Carolus und neben ihm Prinzessin Margaretha. Sie schauten hernieder auf die beiden wälschen Herzoge, die jetzo mit ihrem glänzenden Gefolge vorüberzogen an dem kaiserlichen Quartier und zum letzten Male tief bis auf den Sattelknopf die Häupter neigten vor dem Kaiser und der Prinzessin.

Der Kaiser nickte ihnen zu, Margarethe aber schaute mit traurigem Gesicht zu ihnen nieder, und ihr Blick folgte ihnen nachdenklich und trübe, wie sie dahin ritten, gefolgt von allen den Fürsten, Grafen und Rittern, die ihnen das Geleite gaben bis außerhalb der Stadt.

„Nun sage, meine kleine Margarethe," sagte der Kaiser, sanft seine Hand auf das Haupt der Prinzessin legend, „sage, gefällt Dir der Gemahl, den ich Dir ausgewählt?"

Sie senkte die Blicke nieder und schwieg.

Der Kaiser wiederholte seine Frage. „Sage mir die Wahrheit, Kind, Du siehst, wir sind allein, und ich bin jetzt nicht der Kaiser und Du nicht die Prinzessin, ich bin Dein Vater und spreche zu meiner Tochter und ich hoffe, daß sie mir alle Zeit die Wahrheit sagen wird. Gefällt Dir Dein Gemahl?"

Sie schüttelte heftig das Haupt. „Nein, Majestät, er gefällt mir ganz und gar nicht, und ich möchte, Ihr hättet mich nicht mit

ihm verlobt, sondern lieber mit dem andern wälschen Herzog, mit dem Herzog von Farnese."

Der Kaiser lächelte. „Ei, also der gefällt Dir besser, es ist wahr, er ist jünger und auch schöner. Aber mein ehrgeiziges Prinzeßchen, er ist ein Herzog ohne Land."

„Auch der Andere ist es, Majestät," fiel sie lebhaft ein, „auch der Herzog von Medici hat kein Land und keine Krone."

„Ich aber gebe sie ihm, Margarethe, gebe sie ihm um Deinetwillen."

„Das könnt Ihr auch dem andern Herzog thun, könnt ihm auch eine Krone geben, und wäre sie auch nur halb so groß wie die des Medici, ich wollte sie auch nehmen, und wäre damit zufrieden, wenn ich ihn, statt des bösen Herzogs von Medici, meinen Gemahl nennen könnte. Warum kann es nicht so sein, mein Vater?"

„Warum nicht?" fragte der Kaiser lächelnd und sinnend, „weil es mir nicht paßt in meiner Politik, Margarethe."

„Politik?" fragte sie, und jetzt war wieder der verwunderte kindliche Ausdruck in ihren Augen, die sich zum Kaiser erhoben. „Politik, Majestät? was ist das?"

Der Kaiser lächelte. „Das ist ein grausam hartherzig Ding," sagte er, „ein Ungeheuer, das alles natürliche Wollen und Empfinden der Menschen verschlingt und ihre Liebe und ihren Haß mit feurigen Zungen aufleckt, wenn es ihm so paßt und wenn es hungrig ist. Politik, das ist der Moloch, dem wir Alle opfern, der heute lacht, wo er gestern weinte, der heute flucht und verwünscht, wo er gestern segnete und pries! Politik, das ist der Herrscher und Gesetz für uns alle, und Du mußt Dich ihm beugen, wie wir es thun, und mußt um ihretwillen früh schon lernen, was die Bestimmung der Fürsten und vor allen Dingen der Prinzessinen ist."

„Und was ist denn ihre Bestimmung?" fragte Margarethe mit aufmerksamer Miene.

„Mein Kind, die Bestimmung der Prinzessinen ist, ihr Herz zu beugen unter das Gesetz der Nothwendigkeit und früh sich zu üben im Entbehren. Sie müssen lernen, daß das Leben arm ist

an Glück und reich an Pflichten, und auch Du, Margarethe, mußt diese Lehre üben im Leben und Deine Bestimmung erfüllen als Prinzessin. Nun gieb mir den Scheidekuß, Margarethe, denn heute noch verläßt Du mich und gehst mit der Königin Maria nach Brüssel. Versprich mir, Kind, daß Du nimmer der hohen Bestimmung vergessen willst, die ich Dir gegeben, und daß Du Deines Vaters würdig sein willst bis zum Tode."

Sie reichte ihm mit einem ernsten Blick die Hand. „Ich verspreche es Euch, Majestät, werde es nimmer vergessen, was Ihr mir eben gesagt, und werde eingedenk sein der Bestimmung, die, wie Ihr sagt, allen Prinzessinen vom Schicksal angewiesen ist."

VIII.

Der Reichstagschluß.

„Granvella," sagte der Kaiser, indem er die Pergamentrolle, welche er eben durchgelesen, mit einer ungewöhnlich heftigen Bewegung auf den Tisch warf, „Granvella, ich bin nun dieser Dinge herzlich satt und überdrüssig, und es muß ihnen ein Ende gemacht werden. Ich war bisher langmüthig und geduldig, und wie haben sie diese Langmuth gelohnt?"

„Mit Trotz und Widerstand!" erwiederte Granvella düster, „und je mehr Euer Majestät ermahnte und nachgab, jemehr haben diese Herren Protestirenden gefordert, je trotziger haben sie widersprochen."

Der Kaiser nickte. „Wahr! Nicht ein Tüttelchen haben sie nachgegeben in ihren Forderungen und ich meinte es doch so gut mit ihnen. Wollte versöhnen und die Gewissen nicht zur Unterordnung unter einen Glauben zwingen, der nicht mehr der ihre ist."

„Welcher aber der ihre sein muß!“ sagte Granvella mit hartem Ton. „Der heilige Glaube läßt seiner nicht spotten, und wenn man die Geister nicht demüthigen und zum Gehorsam bringen kann, so muß man die Körper wenigstens dazu zwingen!“

Der Kaiser schaute zu ihm hin mit düsterem Blick. „Ja, ja, das ist so Eure Ansicht! Du stimmst darin ganz überein mit meinem Beichtvater, denn die Folgen solchen Handelns habt Ihr nicht zu tragen. Wenn dann nachher Ströme Blutes fließen und sich Berge von Leichen aufthürmen, so wascht Ihr Eure Hände in Unschuld und sagt: „Es ist um die heilige Kirche geschehen!“ Ich aber bin nicht nur ein Hüter des Glaubens, sondern ich bin auch hingestellt von Gott, das Wohl meiner Völker zu fördern und zu schützen.“

„Das Wohl und Glück kann nur gefördert werden durch den Glauben an die allein seligmachende Kirche,“ sagte Granvella streng.

Der Kaiser neigte demuthsvoll sein Haupt und stand lange schweigend und gedankenvoll da, dann mit einem tiefen Seufzer ließ er sich niedergleiten auf den Sessel und legte matt das Haupt an die hohe Lehne.

„Granvella,“ sagte er nach einer langen Pause, „wir wollen und dürfen uns nicht übereilen und vom Zorn hinreißen lassen! Schauen wir noch einmal zurück auf die Begebenheiten der letzten Wochen, wiederholen wir kurz, was geschehen ist, und ich will sodann das Resumé daraus ziehen! Nicht wahr, ich berief die protestirenden Fürsten nach Augsburg, berief ihre Theologen und die meinen, berief alle Fürsten des deutschen Reiches und kündete ihnen an, daß ich eine Einigung versuchen wollte. Meine Worte waren nicht hart, nicht herausfordernd, nicht wahr, Granvella? Ich war nicht ein zürnender Richter, sondern ein versöhnender Freund, ist es nicht so?“

„Ja, Majestät, es ist so! Ihr kamt hierher mit dem erhabenen Willen und der echten christlichen Meinung, die Streitenden zu versöhnen und die Widerstrebenden auszugleichen. Ihr gingt auf den Rath der Kurfürsten und Stände ein, obwohl ich,

Euer gehorsamster Diener und Knecht, die Meinung derselben nicht theilen konnte. Ihr thatet, wie jene erflehten, und ließet eine Art Schiedsgericht von Theologen der Protestirenden und der Schriftgelehrten der katholischen Confession zusammen treten, um über die streitigen Punkte zu entscheiden. Darauf reichten die fünf Fürsten und die Städte, welche sich ihnen angeschlossen, ihre Confessionsschrift ein, und Eure Theologen widerlegten sie durch eine Confutationsschrift, in welcher die Irrlehren der Protestirenden bekämpft, in einigen Dingen leider ihnen nachgegeben und sodann gesagt ward, daß mehreres nicht geschehen könnte, und daß, wenn die Fürsten diesem sich nicht unterwerfen wollten, der Kaiser zu ernsteren Maßregeln schreiten werde."

Der Kaiser nickte. „Aber sie ließen sich davon nicht einschüchtern, sie erklärten, daß sie von ihrer Ansicht und ihrem neuen Glauben nicht weichen wollten, sie lehnten sich auf gegen Recht und Gesetz, sie wollten reformiren mit ihrem Martinus Luther in unserer heiligen Kirche und wollten die Schriften von den Kirchenvätern und die Aussprüche der Päpste nicht mehr zu Rechtens bestehen lassen. Weiter, Granvella, weiter!"

„Sie trotzten," sagte Granvella mit erhobener Stimme und düsterm Blick, „sie trotzten und spotteten der Milde kaiserlicher Majestät und setzten ihr fast Hohn entgegen, denn ohne Entschuldigung, da Eure Antwort ihm nicht gefiel, zog der Landgraf Philipp von Hessen aus Augsburg fort. Das war eine offene Auflehnung gegen Gesetz, Sitte und Recht!"

„Ja," sagte der Kaiser, „das war es, und schwer in meinem Herzen gekränkt fühlte ich mich an jenem Tage. Ich sagte das dem Kurfürst von Sachsen, und er selbst mußte gestehen, daß das ganz unmanierlich und ungesetzlich vom Landgrafen gehandelt sei. Dieser entschuldigte sich freilich in einem langen Schreiben nachher, daß seine Frau Gemahlin erkrankt sei und er sich daher zur eiligen Abreise bewogen gefühlt."

„Aber man wußte es wohl, daß es nur lügnerische und heuchlerische Worte seien, und dennoch ließen sich Euer Majestät in

Ihrer unüberwindlichen Milde nicht zum Zorn und Haß gegen die Andern verleiten, wie ein minder großmüthiger Herr es gethan hätte. Euer Majestät brachen die Verhandlungen mit den Protestirenden nicht ab, sondern ließen dieselben fortsetzen und hörten mit Langmuth und Geduld die gotteslästerlichen Gründe der Protestirenden an, mit welchen sie die heilige Kirche auflösen und Unzucht und Unsitte einführen wollten, den Gesetzen zuwider. Alles wagten sie anzutasten mit ihren unheiligen und unreinen Händen! Der heilige Kelch des Blutes Christi selbst war nicht geschützt vor ihrer Berührung, und die heiligen Mysterien des Glaubens zogen sie hinein in die Alltäglichkeit und Erbärmlichkeit ihres irdischen Lebens! Die Priester sollten sich verehelichen dürfen, und nicht mehr Gott sondern ihrer Familie sollte ihr Herz gehören!"

„Da thaten Euer Majestät einen weiteren gnädigen Schritt, ließen die Fürsten und Kurfürsten in Ihr Quartier bescheiden, sprachen selbst zu ihnen versöhnend und fast bittend, daß sie zurückkehren möchten zur allgemeinen Uebereinstimmung des christlichen Erdkreises und zur Gemeinschaft der katholischen Kirche. Euer Majestät versprachen sodann, daß Sie ein Concilium veranlassen würden, bis dahin möchten die Fürsten mit ihrem Glauben sich gedulden und alles möge in dem bisherigen Stand verbleiben. Wofern sie aber meinten — so sagten Euer Majestät — daß in den streitig gebliebenen Artikeln noch eine größere Annäherung möglich wäre, so wollten Eure kaiserliche Majestät dabei selbst in der Conferenz den Vorsitz führen."

„Die Protestirenden aber, ungerührt von der kaiserlichen Milde, erklärten beharrlich, daß sie nichts weiter nachgeben könnten, daß sie aber den politischen Frieden annehmen wollten und warten bis zum Concil. Darauf haben Euer Majestät die Bedingungen für diesen politischen Frieden aufgesetzt und den Fürsten übergeben. Waren sie nun zufrieden und demüthiglich gerührt in ihren rebellischen Herzen?"

„Nein, sie waren es nicht, sie wollten selbst diese Artikel

nicht annehmen und protestirten dagegen, und wie Hohn und Spott klang ihre Ablehnung."

„Ja wie Hohn und Spott," wiederholte der Kaiser mit aufflammendem Blick, „und nun war's zu Ende mit meiner Langmuth und Geduld, ich erklärte diesen Widerstrebenden, daß auch ich eine Seele und ein Gewissen habe und mehr Reputation und Ansehen vor Gott als sie und könnte keinen Artikel nachlassen, noch bewilligen, daß jene aus ihrer eigenen Gewalt Neuerungen wider den Gebrauch der heiligen christlichen Kirche machten. Ich sagte ihnen, daß all die gnädigen Mittel und Handlungen von ihnen nicht anerkannt seien, und ich sei denn nun bereit mein Leib und Gut daran zu setzen und mit Hilfe des Allmächtigen und mit Beistand der Fürsten und Kurfürsten auszuharren wider die Protestanten und ihnen zu zeigen, was Rechtens sei. Doch ließ ich sie noch einmal beschwören, in sich zu gehen und ihre Seelen wie ihre Körper zu retten, indem sie ihre Irrlehre erkennen und heimkehren würden zu ihrem Gotte und zu ihrem Kaiser."

„Ja, Ihr ward milde, Majestät, wie der Sohn Gottes es gewesen ist, und ich sage, so wie Jesus gekreuzigt ward, so wollten diese Rebellen auch Euer Majestät an das Kreuz schlagen und Euch verhöhnen ob Eurer Milde und Güte. Wie antworteten die Fürsten? Der Kurfürst Johann von Sachsen zog fort von Augsburg, wie's der Landgraf gethan, zog von hinnen, ohne Abschied und Consens. Damit gab er nun den Gleichgesinnten das Beispiel des Aufruhrs und der Empörung, und sie hoben, was doch dem Kaiser allein gebührt zu thun, hoben gewissermaßen den Reichstag auf, und so steht zu befürchten, daß die Andern seinem Beispiele folgen, und daß kaiserliche Majestät zuletzt fast beschämt von dannen ziehen müssen, wenn Ihr jenen nicht zuvorkommt und zeigt, daß Ihr noch der Kaiser und Herr seid!"

„Ja, ich will's ihnen zeigen!" rief der Kaiser glühend, „sie haben mein gespottet und versucht meine Majestät in den Staub zu ziehen, aber ich will ihnen zeigen, daß Kaiser Karl V. der Herr und Meister ist, und da sie die Stimme ihres Vaters nicht

haben hören wollen, so sollen sie jetzo die Stimme ihres Richters vernehmen. Kein Nachgeben mehr, Granvella, und kein Laviren; wollten sie die Hand, die ich ihnen versöhnend reichte, nicht annehmen, nun wohl, so wird meine Hand das Schwert erfassen und wird sie zerschmettern, diese Ungläubigen, die nicht an die Kirche und nicht an Gott glauben, sondern Gottes spotten."

Plötzlich verstummte der Kaiser. Die zürnenden Worte, welche seine Lippen gesprochen, riefen in seiner Seele eine Erinnerung wach, die Erinnerung an den sterbenden Cardinal Gattinara, und gleichsam als ein mahnender und besänftigender Geist tönte es in seinem Herzen wieder. „„Ich beschwöre Euer Majestät, seid eingedenk in Eurem Zorn des großen Wortes: Wir glauben all' an einen Gott! und dann seid milde gegen die Protestirenden!""

„Wir glauben all' an einen Gott!" murmelte der Kaiser ganz leise in sich hinein, während er mit langsamen Schritten gesenkten Hauptes in dem Gemach auf und niederging.

Granvella stand hoch aufgerichtet mitten in dem Zimmer, schaute mit blitzenden Augen zum Kaiser hin und folgte jeder seiner Bewegungen mit fast zürnendem Blick. Als aber der Kaiser jetzt sich ihm näherte und vor ihm stehen blieb, schwand dieser Ausdruck in seinen Zügen, und seine Augen blickten mild und sanft.

„Granvella," sagte er, „ich will mich in diesen heiligen Dingen nicht von menschlichem Zorn beherrschen lassen, will nicht allein entscheiden, mein Bruder Ferdinand soll kommen, soll mit uns sitzen hier im Rath, ich will hinsenden ihn zu holen."

„Erlaubt Majestät, daß ich selber gehe, den König hierher zu rufen?" bat Granvella.

Der Kaiser schüttelte hastig sein Haupt. „Nein, es soll unter Euch Beiden nichts verabredet und beschlossen werden, unvorbereitet will ich ihn hören?"

Er nahm die silberne Pfeife von dem Tisch, an welchem er stand und ließ dreimal einen lauten Pfiff ertönen. Der Kämmerer,

welcher draußen im Vorzimmer stand, trat eilends ein, und der Kaiser ertheilte ihm seine Befehle für den König.

Dann ging er wieder langsam und gesenkten Hauptes auf und ab; nur einmal noch blieb er stehen und hob die Hand zur Faust geballt empor, und ein zorniges Blitzen war in seinen Augen.

„Oh dieser Luther! dieser Luther!“ sagte er leise. „Er ist die Geißel meines Lebens, und mehr Schmerz hat er mir bereitet als die Gicht, die sonst gar mächtig mich plagt und in meinen Gliedern wühlt!“*)

Granvella nickte. „Er ist nicht des Teufels Bote, dieser Luther, er ist der Teufel in Person.“

„Seine Kaiserliche Würden,“ meldete eben der eintretende Kämmerer, „Seine Kaiserliche Würden, der König von Ungarn und Böhmen!“

Hinter ihm, mit hastiger Eilfertigkeit, trat jetzt König Ferdinand in das Gemach ein. „Ich danke Euer Majestät, daß Ihr mich rufen ließet,“ sagte er. „Ihr kommt mir nur zuvor, denn soeben erhielt ich durch einen Eilboten wichtige Briefe, die ich meinem kaiserlichen Herrn vorzeigen wollte.“

„Und was enthalten diese Briefe, Ferdinandus?“ fragte der Kaiser freundlich.

„Gar schlimme und traurige Botschaft, Majestät! Der Türke ist wieder eingefallen in unsere Lande und zieht raubend, plündernd und vernichtend vorwärts. Man fleht zu mir um Beistand, denn immer weiter und unaufhaltsamer dringen die türkischen Schaaren, bestehend aus einem Heere von 40000 Mann, vorwärts in Ungarn. Jetzunder belagern sie Preßburg, und achtzig Ortschaften schon haben sie ausgeplündert und verbrannt. Den Woywoden Zapolya haben sie zum König von Ungarn ernannt, meiner spottend, und obwohl sie jetzt fort gezogen sind zurück in die Türkei, so haben sie doch geschworen und laut verkündet, daß sie im Früh-

---

*) Kaiser Karls eigene Worte.

jahr wiederkommen wollen mit erneuter Heereskraft, daß sie in Oesterreich, Schlesien und Mähren einfallen würden, um das Alles, was sie unterworfen, dann dem Könige Zapolya zu Eigen zu geben. Das haben einige wenige Gefangene der Türken, welche man unsererseits eingebracht, ausgesagt und beschworen, und haben auch die Ursache angegeben, weßhalb solches geschehen."

„Und diese Ursache, wie lautet sie, mein Bruder?"

„Diese Ursache wäre, daß der Sultan gar wohl wisse, daß die deutschen Fürsten mich, den König Ferdinand, ohne nöthige Hülfe und Beistand lassen würden."

„Nun aber, Kaiserliche Majestät, beschwöre ich Euch, gebt mir diese Hülfe und den Beistand, dessen ich so sehr bedarf, wenn die Kronen, welche nach Gesetz und Recht auf meinem Haupte ruhen und die Kaiserliche Gnaden mir bestätigt haben, mir nicht entrissen werden sollen und den Türken oder den aufrührerischen Ungarn zufallen!"

Der Kaiser nickte leise. „Wir sprechen nachher davon, Ferdinandus, und ich getröste Dich, du sollst zufrieden sein mit meinem Wort. Nun aber laß mich zuerst Deinen Rath vernehmen, Du kennst die Angelegenheiten so trübseliger Art, die uns jetzt beschäftigen, und sie müssen nun zu Ende gebracht werden, um meinetwillen und auch um Deinetwillen zu Ende gebracht werden im Guten oder im Bösen! Der Türke vermeint, die deutschen Fürsten würden Dir keinen Beistand gewähren und die Zwistigkeiten in der Religion machten, daß die deutschen Fürsten uneins wären, und einander sogar die Hülfe gegen die Ungläubigen verweigern könnten! Nun denke ich wohl, wenn wir die deutschen Fürsten zu versöhnen trachteten, so würden sie die begehrte Hülfe nicht verweigern; wenn wir ihrem Begehr uns fügten, wenn wir gestatteten, was sie seit Monaten beanspruchten: Die Freiheit, zu denken und zu glauben, was sie wollen, die Freiheit des Laienkelches, die Priesterehe, die Offenbarung der heiligen Mysterien; dann wür-

den sie wohl bereit sein, Dir zu folgen im Kampfe wider die Türken. Drum frage ich Dich, mein Bruder, wollen wir um Deinetwillen ihnen diese Freiheit gewähren?"

„Nein nimmermehr, nicht um meinetwillen, nicht um aller Kronen willen! Lieber will ich als ein Bettler hinpilgern nach Rom und die Füße des Papstes küssen, und, mit seinem Segen gerüstet, in irgend einer Höhle verkommen mit meinem Weib und meinen Kindern, lieber das alles, als diesen Protestirenden ihren sündigen Begehr erfüllen! Die Welt und alles Recht und Gesetz müßte unterliegen, wenn Euer Majestät so thäten, wie sie begehren! Was bleibt noch heilig, wenn's die heilige Messe nicht ist? Was bleibt noch erhaben, wenn es der Wunderkelch des Blutes Christi nicht ist, den sie berühren wollen mit ihren unheiligen Lippen? Was bleibt noch groß und voll geheimnißvoller Wunder, wenn sie vermeinen, durch ihr eigenes Selbst und durch ihr eigenes Thun könnten sie Seligkeit erlangen, und es bedürfe dazu nicht des priesterlichen Gebets und der Gnade Gottes? Sie spotten der heiligen Kirche, sie spotten allen Mysterien, sie spotten Gottes und Christi, sogar die heiligen Evangelien sind ihnen nichts als eitel Menschenwerk! Wie könntet Ihr nur Frieden mit ihnen machen, Majestät, ein solcher Friede müßte zur Hölle gestoßen werden, welcher mit Verlust des Evangeliums und des Glaubens erkauft werde!"

„Gott segne Euer Kaiserlichen Würden für dieses große und erhabene Wort!" rief Granvella mit begeistertem Blick die Arme gen Himmel erhebend, „ich danke dir, Vater der Christenheit, ich danke Dir, Gott im Himmel, daß Du die Seele dieses Königs erleuchtet hast mit Deiner Gnade!"

„Auch ich, mein Bruder!" sagte Karl, die Hand auf die Schulter Ferdinands legend und ihm zärtlich in die Augen blickend, „ja, auch ich danke Dir im Namen der Christenheit, im Namen meines Gewissens, Du hast Recht, nicht um irdischen Vortheils und um irdischen Friedens willen dürfen wir den heiligen Glauben gefährden. — Standhaft wollen wir sein vor Gott und Menschen, und mit dieser Standhaftigkeit wollen wir nun den

Reichstag schließen und zu Ende bringen, damit nicht, wie Granvella meinte, jene Fürsten fortziehen und wir beschämt und demüthig von dannen schleichen müssen!"

„Einen Reichstagsschluß will ich ihnen geben, der ihnen zeigen wird, daß Karl sich nicht von ihrem Protestiren einschüchtern läßt, und daß er sie nicht entlässet ihrer Pflicht und ihres Gehorsams. Ja, einen Reichsschluß sollen sie empfangen, der ihnen proclamirt, daß die katholische Kirche unverbrüchlich gehalten werden soll bis zu dem Concil, welches ich ihnen versprochen, daß Neuerungen, Strafen des Leibes, Lebens oder Gutes vermieden werden sollen, und was dawider handelt, abgestellt werden muß; auch will ich ihnen künden, daß kein Prediger zugelassen werden soll, der nicht von den Bischöfen examinirt und gutgeheißen ist, die geistlichen Klöster und Abteien sollen wieder hergestellt werden. Die Priester, die sich vermeinter Weise verehelicht, sollen ihrer Pfründe entsetzt werden, und nur jenen, die treu und demüthig sich vor den Bischöfen stellen und um Gnade flehen bei Seiner Heiligkeit dem Papst, soll vergeben werden, was sie gethan. Diejenigen Unterthanen in den protestirenden Ländern, welche dem alten Glauben treu geblieben, sollen in dem besondern Schutz des Reiches stehen und ihnen freie Auswanderung ohne alle Nachsteuer und Abzug ihrer Güter von Reichswegen gewährt sein. Dies, Granvella, ist meine letzte Entscheidung und mein unerschütterlicher Wille, dies Alles, was ich Dir gesagt, bringe nun zu Papier, und das soll der Reichsschluß sein, welchen ich den Protestirenden gebe und es soll gültig sein bis zum Concil."

„Und für diesen Reichsschluß danket Euch in Ehrfurcht und Entzücken Euer unterthänigster Knecht!" sagte Granvella, vor dem Kaiser das Knie beugend und das Haupt tief zur Erde neigend.

„Und für diesen Reichsschluß danke auch ich Dir, mein Bruder, auf den Knien!" rief Ferdinand, gleich Granvella vor dem Kaiser das Knie beugend.

Der Kaiser stand aufgerichtet. „Gieb auch Du Deinen Segen, Gott im Himmel!" sagte er leise, „und wenn wir irren sollten in unseres Geistes Befangenheit, so gieb uns Deine Gnade

und Verzeihung, denn Du siehst, ich habe gekämpft in meines Herzens Milde, aber mein Gewissen ermahnet mich zur Strafe. Stehe auf, mein Bruder, und auch Ihr, Granvella! Gehet hin und verfasset den Reichsschluß für mich! Du bist stark gewesen in Deinem Glauben, Granvella, und hast durch meiner Milde Aengstlichkeit Dich nicht einschüchtern lassen, Deinen Kaiser anders zu bestimmen, Du hast Deinem Gotte treulich gedient und treulich will ich Dir danken!“

„Du aber, mein Bruder Ferdinand,“ fuhr der Kaiser fort, während Granvella mit leisem Schritt das Gemach verließ, „Du hast Dich bewährt als ein tapferer und standhafter Fürst, Deines eigenen Vortheils selbst warst Du nicht eingedenk, Du hast redlich gekämpft um Deine Gewissensfreiheit, das will ich Dir lohnen, Ferdinand, so viel ich es vermag, und erkennen sollst Du daß ich Dein treuer und zärtlich ergebener Bruder bin!“

„Wir verlassen nun Augsburg und ziehen von dannen nach Cöln, dorthin will ich die Kurfüsten rufen und will zu ihnen sprechen, und begehren, daß sie dem Reiche und dem Kaiser geben, was des Reiches und des Kaisers ist, und Gott geben, was Gottes ist, das heißt: einen Nachfolger für die Zukunft, wenn Gott mich zu sich ruft!“

„Es fehlt bis jetzt dem deutschen Kaiser der römische König, welcher dereinst ihm folgen soll; nun sage ich Dir, mein Ferdinand, ich habe mir diesen König, diesen Nachfolger erwählt, und das bist Du!“

„Oh, mein Kaiser! mein Bruder!“ rief Ferdinand, dessen Augen sich mit Thränen füllten, indem er mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit die Arme um den Nacken seines Bruders schlang und seine Lippen küßte. „Ich danke Dir, mein Karl! Scham und Reue ob der Vergangenheit erfüllen mein Herz. Gehalten hast Du, was Du dereinst in Spanien mir gelobtest, Du hast mich es kennen gelehrt, daß Du mein edler, treuer Bruder bist, und so lange ich lebe, will ich Dir danken! Und wenn es nicht gelingen

sollte, wenn die Kurfürsten den Plan nicht erfüllen wollen, Dir nicht den Willen thun, mich zum römischem König zu ernennen —"

„Sie werden und sollen es nicht ablehnen, darauf mein Wort, Ferdinandus!" rief der Kaiser lebhaft, „ich selber werde zu ihnen sprechen. Mit Worten, mit Bitten und wenn es sein muß, mit Drohungen will ich von ihnen fordern, daß sie meinem Willen sich fügen, ich will ihnen Deinen Werth und Deine Würdigkeit erklären, und meine Liebe zu Dir wird meine Worte beredt und überzeugend machen! Ja, Du sollst zum römischen König erwählt werden in Köln, wohin wir uns jetzt begeben, und wenn die Krone Deiner Herrlichkeit dann Dein Haupt umglänzt, dann wird es auch zugleich die Krone meiner Bruderliebe sein!"

„Und wenn es so geschieht," rief Ferdinand, zum zweiten Male auf seine Knie niedersinkend, „wenn die Krone des römischen Königs mein Haupt umglänzt, dann will ich knieen vor Dir, wie ich jetzo thue, und will Dir geloben die Treue zu halten, Karlos, bis an's Ende!"

Der Kaiser neigte sich zu ihm nieder und zog ihn sanft empor. „Stehe auf, König von Rom, Nachfolger Karls V., schau mir Aug in Aug, und reiche mir Deine Hand dar, wir wollen fort von hier nach Köln, und wenn Du zum römischen König gewählt bist, dann wollen wir vereint ausziehen dem Türken entgegen, ihn zu zerschmettern, wie's geschehen soll all' denjenigen, welche sich auflehnen gegen Gott und die heilige Kirche*)!"

*) Am 19. November verließen der Kaiser und der König nach dem ertheilten Reichsschluß Augsburg und zogen nach Cöln, dort ward am 5. Januar 1531 von den Kurfürsten auf des Kaisers Wunsch und Willen der König Ferdinand zum römischen König erwählt. Sachsen freilich hatte protestirt im Namen aller der Fürsten, welche sich der neuen evangelischen Lehre zugewendet und welche wohl wußten, daß der König Ferdinand der erbitterte Gegner der Protestanten sei. Aber trotz Sachsens Protest wählten die andern Fürsten, dem Wunsche des Kaisers gemäß. Und am 1. Januar ward unter großer Feierlichkeit zu Aachen die Krönung des römischen Königs Ferdinand vollzogen.

VIII.

Ignatius Loyola.

Im Collegium von St. Barbara in Paris herrschte heute am 19. September 1532 eine ungewöhnliche Bewegung. Die große Aula, welche nur bei außerordentlichen feierlichen Versammlungen geöffnet war, erschloß heute ihre hohen Flügelthüren den Studenten, die in großen Schaaren herbeiströmten in die heiligen Hallen der Wissenschaft und Platz nahmen auf den hölzernen Bänken, welche dicht gedrängt, Reihe an Reihe den halben Raum des Saales einnahmen. Vor diesen Bänken aber befanden sich ganze Reihen von Lehnstühlen, bestimmt für die Professoren und die Herren vom Parlament, welche nun auch in ihren langwallenden schwarzen Talaren mit den breit gefalteten weißen Fransen um den Hals hereintraten, in ernster Würde durch die Reihen der Studenten dahinschritten und Platz nahmen auf den Sesseln.

Drüben an der gegenüberstehenden Mittelwand des Saales erhob sich ein Katheder, und nahe dabei, auf einer Erhöhung, nahmen auf den prächtig geschmückten Lehnstühlen hinter dem grünen Tische der Rector und die Senatoren des Collegiums ihre Plätze ein.

Nun nachdem der ganze Saal gefüllt, alle Bänke, alle Lehnstühle besetzt waren, und die große Uhr vom Thurme St. Jacques die elfte Stunde kündete, trat eine tiefe Stille im Saale ein. Der Rector in seinem purpurrothen Mantel mit dem hohen Barett auf dem würdigen Haupte erhob sich von seinem Lehnstuhle und gab dem Huissier, der neben der Thür stand, ein Zeichen. Nun öffnete dieser die Thür, und unter dem lautlosen Schweigen der ganzen Versammlung traten drei Männer in den Saal ein, drei wunderbare, seltsame Gestalten, hager und bleich alle drei, eingefallen die Wangen, die schwarzen, glühenden Augen tief in ihren Höhlen liegend, das schwarze Haar, in dichten Locken über

die bleichen Stirnen herniederfallend bis auf die Schultern. Alle drei gekleidet mit Gewändern, welche faltenlos ihre magern Gestalten umhüllten und herniederfielen bis auf die Füße, die mit plumpen Lederschuhen, wie sie die Bauern zu tragen pflegen, bedeckt waren, ein härener Strick hielt diese grauen Gewänder um den Leib zusammen und von demselben hernieder hing eine Geißel. So Einer wie der Andere gekleidet, alle Drei so bleich, so hager, so schwarz von Haaren und Augen, schien Einer das Abbild des Andern zu sein.

Derselbe Gedanke, derselbe Ernst, dieselbe Feierlichkeit sprach aus ihren Zügen und gleichmäßigen Schrittes gingen sie nun durch den Saal dahin nach dem Katheder.

Die Studenten, an denen sie vorübergingen und deren Achseln vielleicht gestreift wurden von ihren grauen häßlichen Gewändern, zuckten zusammen und machten Platz, um der Berührung auszuweichen, und die Professoren lächelten fast verächtlich, wie die drei grauen Gestalten an ihnen vorüber schritten. Und doch herrschte ein seltsames Schweigen in dem Saal seit dem Eintritt dieser Drei.

Wer waren sie? Einer fragte es den Andern und flüsternd ging es durch den ganzen Raum: „Das sind die drei verrückten spanischen Bettler, von denen seit Jahren schon so viel die Rede ist, jedes Kind auf der Straße kennt sie, und jeder Lump ist ihr Freund und Bruder."

„Ich sah gestern," flüsterte Einer der Studenten, „ein trunkenes Weib, im Schmutz auf der Straße liegend, da kam der Erste von den Dreien gerade des Weges, beugte sich nieder zu ihr und redete dem Weib, das heulend im Schmutz sich wälzte, zu sie solle aufstehen und ihre Sünden abschwören. Es ist wahr, er sprach beredt, obwohl mit ausländischem Accent, er rührte, wie es schien, das Herz des Weibes, und als er sie sogar meine liebe Schwester nannte, da brüllte sie vor Entzücken, da richtete sie sich auf und schwur, ihre Sünden abzulegen, und er führte sie die Straße hinunter unter dem Hohngelächter und dem Geschrei des Volkes."

„Wie mag er heißen dieser seltsame Geselle, der die Weiber auf der Straße seine liebe Schwester nennt und sich nicht beschmutzt fühlt von der Berührung der Schmutzigen!“

„Ihr wißt das nicht?“ bemerkte ein Dritter, „er heißt Ignatius Loyola und ist ein Spanier, wie man sagt von reichem und vornehmem Geschlecht, aber überspannt und schwärmerisch, halb entzückt und halb verrückt.“

Die Studenten lachten leise über das glückliche Impromptu des Freundes und schauten dann wieder hin auf die drei grauen Gestalten, welche jetzt vor dem Rector und den Senatoren standen und sich tief vor ihnen verneigten.

Der Erste von ihnen erhob nun seine Stimme, und in fließender lateinischer Rede bat er, dem gelehrten Ceremoniel gemäß, den Rector des Collegs St. Barbara um die Erlaubniß, vor ihnen mit seinen Freunden die Disputation um die Würde eines Magister artium halten zu dürfen, und zu bekunden dadurch, daß er dem Herrn Principal, dem Professor Penga, seinem gelehrten Vorbilde und seinem Repetitor, dem hochgelahrten Peter Lefevre Ehre mache und nicht umsonst unter ihrer Obhut den Studien sich geweiht.

Der Rector ertheilte mit einer gnädigen Handbewegung dem Bittenden die Erlaubniß dazu und Ignatius Loyola stieg langsam nun die Stufen des Katheders hinauf.

Wie er nun Allen so gegenüberstand mit seinem bleichen, ausgemergelten Gesicht mit den großen flammenden Augen, mit der hohen gedankenvollen Stirn, von dichtem Haar, wie von einem schwarzen Trauerschleier eingehüllt, da überkam ein seltsames Grauen Alle, welche ihn anschauten. Das war nicht ein Mensch von dieser Welt, das war ein Schatten, ein verkörpertes Gedankenbild; nichts Menschliches, nichts Irdisches schien an ihm zu sein. Wie drei Boten einer andern Zeit, einer andern Welt, so standen die Drei nun da, und er war der Größte, der Erhabenste und der Gedankenvollste, das fühlten Alle, die ihn anschauten, er, Ignatius Loyola, die Seele der zwei andern Schatten, die ihm zu beiden Seiten standen.

Nun mit lauter klarer Stimme, mit begeistertem Wort und glühendem Feuer begann Ignatius Loyola seine Rede. Von den heiligen Mysterien des Glaubens handelte sie, von der göttlichen Kraft, welche den Priestern sich mittheilt durch die Weihe, von den Wundern, die sich vollziehen, wenn in dem heiligen Kelche, den der Priester den Gläubigen zeigt, der Wein sich in das Blut Christi verwandelt.

Die zwei Schattengestalten versuchten es, dawider zu disputiren, sie sagten, sie wollten die Rollen übernehmen des Martinus Luther und des Philippus Melanchton, der Teufelsboten, und wollten in ihrem Geiste und mit ihrer spitzfindigen Logik versuchen, das Heilige seines mystischen Schleiers zu berauben, und in den Staub zu ziehen das Erhabene. Ein seltsames Thema war es, ganz neu und ungewöhnlich, welches die Drei sich erwählt, und wie ein Schauspiel dünkte es den Zuhörern und Zuschauern, die athemlos, mit weit geöffneten Augen den Disputirenden zuhörten.

Mit aller Kunst der Rede wandten die beiden Widersacher, die sich Melanchton und Luther nannten, sich gegen den Ignatius hin. Mit spitzfindigem Sophismus suchten sie kunstvoll und gelehrt jeden seiner Sätze zu widerlegen, und immer wieder parirte Ignatius mit schlagenden Worten und sicherem Hinweis aus der heiligen Schrift den Angriff der beiden Feinde.

Es war ein wundervoller Wettkampf des Geistes, ein Leuchten und Funkenschlagen von Blitzen, von Gelehrsamkeit, von Genie und Beredsamkeit. Das ganze Auditorium war entzückt, begeistert, und alle die, welche vorher mit spöttischem Lächeln nur die drei Schattengestalten in den grauen Gewändern, die „Fledermäuse der Gelehrsamkeit," wie einer der Professoren zu dem andern sie genannt, betrachtet hatten, schauten nun mit Ehrfurcht hin auf die Drei. In einem Strom der Beredsamkeit wurden die Lehren der katholischen Kirche klar dargelegt, nicht durch Loyola allein, sondern auch durch die beiden Andern, denn gerade durch die spitzfindige Gegenrede leuchtete die Majestät und Klarheit der Glaubenslehre nur mächtiger und herrlicher empor.

Wie seltsam allgemach diese drei bleichen Gestalten sich verwandelt hatten, wie ihre Augen blitzten und funkelten, wie der beredte Mund von einem Lächeln der Begeisterung umspielt ward, wie die Wangen sich gefärbt hatten vor Entzückung und Begeisterung — es war ein wunderbarer Anblick.

Und als die Disputation nun zu Ende war und als Ignatius Loyola die beiden Gegner geschlagen hatte mit den brillantenen Waffen seines Feuer-Geistes und als sie glühend und demuthsvoll sich vor ihm neigten, und ihm gegenüber sich für überwunden erklärten und ihn als ihren Herrn und Meister erkannten, da, alles vergessend und nur der Gluth ihres Empfindens nachgebend, erhoben sich die Studenten von ihren Sitzen, als wäre es im Theater, schlugen ihre Hände gegen einander und riefen: „Es lebe Meister Ignatius Loyola."

Freilich hatten sie der Entscheidung des Herrn Rectors vorgegriffen, aber der verzieh es ihnen heute; denn er war selbst entzückt von dem, was er vernommen. Er bedeutete mit einem Wink seiner erhobenen Hand die Studenten, ihre Plätze wieder einzunehmen, und dann wandte er sich in feierlicher lateinischer Rede an den Ignatius Loyola und gar wundervoll und majestätisch kündete er ihm, daß er, der Rector des Collegiums, sowohl als auch seine Beisitzer, die Herrn Professoren zufrieden gewesen mit der Disputation, und daß sie demgemäß den Ignatius Loyola zum magister artium ernennten, das Diplom solle ihm sofort ausgefertigt werden.

Ignatius Loyola neigte tief sein Haupt, dann stieg er herab von dem Katheder und schlug wieder den Weg ein, den er gekommen, gefolgt von den zwei Freunden; aber jetzt lächelten die Professoren nicht mehr, als die Drei an ihnen vorüberschritten. Die nächsten erhoben sich von ihren Sitzen, winkten die Drei heran, reichten ihnen die Hände dar und lobten ihre Begeisterung und Kraft des Glaubens.

Sie erwiederten nur einzelne bescheidene Worte, die Begeisterung verklärte nicht mehr ihre Angesichter, die Augen blickten

nun trübe und ernst, und das Lächeln war längst auf ihren bleichen Lippen erloschen.

Als sie nun weiter gingen und vorüberkamen an den Studenten, erhoben sich diese zum zweiten Male von ihren Sitzen und grüßten ehrfurchtsvoll die drei Gelehrten. Sie aber in ihrer Bescheidenheit schienen es nicht zu sehen und nicht auf sich zu beziehen, geneigten Hauptes und gesenkten Blickes schritten sie von dannen und traten hinaus nun aus dem Saal.

Draußen vor dem Collegium war eine große Menschenmenge versammelt, neugierig, zu wissen, was da drinnen sich begeben, und neugierig auch die vornehmen Herrn Professoren und die Herren vom Parlament hinausschreiten zu sehen.

Als man nun die drei grauen Brüder sahen, lachte das Volk und verhöhnte sie mit manchem Spott- und Witzwort; und gerade zu denen, welche am lautesten gelacht und am lautesten gehöhnt, schritt Ignatius Loyola und streckte ihnen die Hand entgegen: „Ich bitte, gebt mir ein Stück Brod, ich habe nichts gegessen seit zwei Tagen, gebt dem Bettler von Eurem Reichthum.“

Wie er, thaten es auch die beiden Freunde, schritten hin zu den Höhnenden und Lachenden und streckten bettelnd ihnen die Hand entgegen und nahmen demuthsvoll die Gaben an, welche man mit spottenden Worten ihnen reichte und dankten mit sanften Worten den Spottenden.

Da schien es zuweilen wohl, als würden sie gerührt und schämten sich der eigenen Rohheit; sie schlichen den Bettlern nach, die bleich dahin gingen, schlichen ihnen nach und baten leise und verschämt um Vergebung für ihren Spott.

Nun blieb Ignatius stehen und schaute sie an mit einem langen, tiefen Blick. „Euer Spott ist uns Ehre,“ sagte er sanft, „wenn Ihr in Euch geht und Gott sucht, so wird er sich finden lassen, und wenn Ihr wollt, daß ich Euch suchen helfe, so kommt zu mir, geliebte Brüder.“ Dann grüßte er sie mit seinen tiefen wunderbaren Augen und schritt weiter mit seinen Freunden, und

wenn irgend, ein reicher, wohlgeputzter Bürger an ihnen vorüberkam, dann blieben die drei stehen und streckten die Hände aus und bettelten mit frommem Wort, und die Gaben, die man ihnen bot an Früchten, Brod oder auch an Geld, die senkten sie in den kleinen leinenen Sack, den sie aus den weiten Taschen ihres grauen Gewandes jetzt hervorzogen. Lange Stunden schritten sie so dahin durch die Straßen und bettelten, und endlich, als ihre kleinen Säckchen nun gefüllt waren, da bedeutete ihnen der Ignatius, daß sie heimkehren sollten in ihre Zelle; so schritten sie nun dahin durch die langen Straßen nach dem Hospital St. Jacques, der Wohnung der ärmsten und dürftigsten Bettler und der Lumpe, welche dort, um der Gnade und der Liebe Gottes willen ein Unterkommen fanden.

In der elendesten, kleinsten Zelle des Hospitals hatten die drei ihre Wohnung genommen, der harte, schmutzige Steinboden diente ihnen zur Lagerstätte, ein Stein, den Jeder sich, so schwer er auch war, vom Kirchhof Montmartre hergetragen, war ihr Kopfkissen, und nichts weiter sonst, als diese drei Steine, enthielt die Zelle, ausgenommen eine kleine Lampe, die an Eisendrähten von der Wand hernieder hing, und welche sie nie verlöschen ließen, immer wieder füllten mit dem Oel, das sie von Mildthätigen sich erbettelten.

In diese Zelle nun trat Ignatius Loyola mit seinen Begleitern ein. Als die niedere Thür sich hinter ihnen schloß, da reichte er ihnen Beiden die Hände dar und sagte: „Ihr Freunde, Großes haben wir vollbracht, und Gott war bei uns in dieser Stunde.“

„Er war bei Dir in dieser Stunde,“ sagten die beiden Andern, „Dein Wort und Deine Begeisterung entzündete unsere Seelen, und zur Ehre Gottes sprachen wir, obwohl im Namen des Teufels.“

„Im Namen des Teufels Melanchton und Luther,“ sagte Ignatius ingrimmig. „Wie sie geredet und gesprochen auf dem Reichstage zu Augsburg, so habt ihr das Echo tönen lassen aus Eurem heiligen Herzen, und ich meine zu Gott, wir haben heute

den Anfang gemacht zu einer heiligen großen Zukunft, ihr Bild schwebt vor mir, und in nächtlichen Gesichten schaue ich es zuweilen das große, erhabene Ziel, welches ich selber mir gesteckt und mit dem Gott mich und Euch erleuchten soll und wird."

„Doch nun, ihr Brüder, da wir heute dem Geiste gedient, nun meine ich, ist es Zeit, dem Körper auch sein Recht zu geben, wenn Ihr es wollt," fügte er bedeutungsvoll und mit kräftigem Ton hinzu.

Die zwei Freunde, welche eben schon ihre Säckchen öffneten um Brod und Früchte herauszuholen, zogen die Hand zurück und schauten fragend zu ihm hin.

„Was meinst Du, Ignatius, Du weißt, wir haben seit heute Morgen noch keine Nahrung zu uns genommen, und der Körper verlangt danach, auch der Deine, Ignatius. Du schaust bleich und angegriffen drein, und ich habe es wohl gemerkt," sagte Pater Lefevre, „Du hast auch gestern keine Nahrung zu Dir genommen, weil Du Dich vorbereitetest zu dem großen Werk von heute. Doch nun ist es vollbracht, und ich meine, Ignatius, wir müßten dem Körper auch sein irdisch Theil geben."

„Ich aber meine das nicht," sagte Ignatius, indem er das Brod, welches der Freund ihm darreichte, mit einer verächtlichen Handbewegung bei Seite schob, „ich meine, es ziemt uns, den Körper zu überwinden und seine Forderungen zu mißachten, ich will nicht essen, ich will versuchen, wie lange mein Geist die Fähigkeit besitzt, meinen Körper zu bezwingen. Doch ich sage nicht, daß das, was ich thue, auch von Euch geschehen müßte; seid Ihr in Eurem Geiste Eurem Körper unterthan, so esset, doch schöner dünkt es mich, wenn Ihr versuchen wollt, das Gelüste Eures Körpers zu bezwingen und ihm gerade das nicht zu bieten, was er verlangt. Ich sage Euch, nur der wird frei sein im Geiste, der seines Körpers Herr wird, und wer nicht im Stande ist, seines Körpers Gelüste zu beherrschen, der wird nimmer der rechte Diener seines Gottes sein."

Die beiden Freunde Lefevre und Franz Xaver schloßen mit dem kleinen Strick, der an den Säcken befestigt war, dieselben wieder zu. „Wir werden nichts essen, bist Du es uns erlaubst!“ sagten sie.

„So laßt uns drei Tage keine Nahrung zu uns nehmen, wenn Ihr es vermögt.“

„Wir vermögen, was wir wollen und was Du uns gebietest,“ sagte Lefevre.

„Wir wollen drei Tage fasten,“ rief Franz Xaver, indem er seinen Sack nahm und ihn in die Ecke des Gemachs hinter dem Stein, der sein Kopfkissen war, verbarg.

„Warum thust Du das?“ fragte Ignatius, „warum verbirgst Du die Speisen?“

„Weil ich sie nicht sehen mag, Ignatius,“ erwiederte Xaver mit einem sanften Lächeln, „ihr Anblick könnte meinen Körper reizen und mich zur Sünde verleiten, denn der Hunger wühlt in meinem Leibe, und die Versuchung wäre vielleicht zu groß.“

„Und darum eben mußt Du sehen, was die Versuchung ist,“ sagte Ignatius, „wer der Anfechtung nur widerstehen kann, wenn er sie sich verbirgt, der wird ihr doch anheimfallen, wenn er sie schaut von Angesicht zu Angesicht; entweder iß, Franz Xaver, oder habe den Muth die Speisen zu betrachten.“

Still und ergeben nahm Xaver den Sack mit Lebensmitteln wieder aus seinem Versteck hervor, öffnete ihn und breitete den Inhalt auf dem Boden neben seinem steinernen Kopfkissen aus. Da waren schöne Früchte, da war Zuckerbrod und Fleisch und mancherlei Gebäck. Lüstern sah es aus und appetitlich für Jemand, der seit vierundzwanzig Stunden nicht gegessen.

Franz Xaver setzte sich daneben nieder auf den Boden und schaute die Sachen an mit ernstem, trübem Blick, als wäre es die Versuchung des Teufels, die er bekämpfen wollte mit seinen heiligen Gebeten.

Lefevre war schweigend dem Beispiel des Andern gefolgt, und wie sie, so hatte auch Ignatius Loyola gethan.

Nun setzten sie alle drei sich nieder auf den Stein, der Tags ihr Sitz und Nachts ihr Kissen war, zu ihren Füßen lagen Fleisch und Brod und Früchte und erfüllten mit verlockendem Geruch die ganze Zelle, und während die drei Freunde nun zu einander sprachen, lenkten ihre Augen sich unwillkürlich zuweilen auf die Versuchung und mechanisch fast streckte zuweilen die Hand des jungen Franz Xaver sich aus nach der Verlockung. Dann aber schnell, beschämt fast, zog er sie zurück und horchte auf die ernsten, frommen Worte seines Meisters und Lehrers, des Ignatius Loyola.

Er sprach zu ihnen von vergangenen Zeiten, sein ganzes Leben legte er vor ihnen dar, als wollte er eine Generalbeichte thun vor seinen Priestern. Er erzählte ihnen von den Versuchungen, die er erlitten, von den Prüfungen, die er bestanden. Seine Augen strahlten höher auf, als er von ihr sprach, die er einst geliebt, von Ancilla, die ihn verrathen und die so göttlich schön bereut.

Sie hörten ihm zu mit strahlenden Blicken und begeistertem Antlitz. Ihre Augen füllten sich mit Thränen, als die längst verklungenen Tage der Vergangenheit in wunderbaren Hymnen von Ignatius' Lippen tönten, wie das Hohe Lied des Herzens.

Und weiter dann erzählte Ignatius den athemlos horchenden Freunden, wie er als Krieger gekämpft für den spanischen König Karl, wie er mit zerschmettertem Bein niedergesunken war in die Bresche der Festung, und wie die fromme Nonne sich seiner erbarmt und ihn gepflegt und verhüllten Hauptes, schweigend, wie das Gelübde ihr auferlegte, ihn begleitet hatte in seine Heimat.

„Gesegnet sei ihr Angedenken!“ murmelten die Freunde, „und beten wollen wir für die heilige Schwester an jedem Abend und jedem Morgen!“

Ignatius neigte sein Haupt. „Betet für sie und betet für Euch, daß Ihr nicht in Anfechtung fallet, wie ich es that, als ich in sündiger Lust die Lippen dieser Nonne küßte, weil unter dem Schleier ich das Angesicht meiner Ancilla schaute; betet, daß Ihr nicht in Anfechtung fallet, wie ich es that!!“

Dann mit stockender Stimme, die ganze Gestalt erbebend vor innerer Erregung, sprach Ignatius nun weiter und erzählte seine Leiden und Schmerzen und seine glühende Leidenschaft und Buße, erzählte ihnen dann ferner, wie er Vater und Mutter verlassen, um zu kämpfen wider den Teufel, der auferstanden sei in der Gestalt Luthers, wie er, wandernd durch das schöne spanische Heimatsland, eingetreten ist in eine Klosterkirche und die Leiche der Nonne geschaut, welche vor dem Altar im Sarge lag, die Leiche seiner Ancilla.

Da mitten in seiner Erzählung unterbrach er sich und schaute zürnend fast die beiden Freunde an.

„Was weint Ihr, und was bedeuten die Thränen, welche aus Eueren Augen fließen?"

„Wir weinen um Deine großen Leiden," sagte Lefevre, ihm die Hand darreichend, „wir weinen um Dein gebrochenes Glück."

„Wir weinen aus Freuden über Deinen großen Muth und Deine große Kraft!" rief Franz Xaver, die Augen zum Himmel aufschlagend, „wir weinen aus inbrünstigem Dankgefühl gegen Gott, der Dir Stärke verlieh, Dein eigen Herz und Deine Liebe zu überwinden!"

„Ihr sollt nicht weinen!" sagte Ignatius, heftig sein Haupt schüttelnd, „thut von Euch ab die Schwäche jeglicher Art, auch das Weinen ziemt sich nicht für die Diener Gottes! Weinet hinein in Euere Herzen die Thränen, aber nicht wie es Menschen thun um Menschen. Was irdisch ist, müßt Ihr abthun: das Lachen und das Weinen, das Wehklagen und das Freuen, es ziemt sich nicht für Euch, Euch, die ich nenne mein zweites Ich und meiner Seele Seelen. Große Gedanken, starkes Wollen und unverrückbares Hingewandtsein auf die großen Ziele der Menschheit, das ist es allein, was unsere Seele beschäftigen soll, und da lacht man nicht und weinet nicht, da ist man gefaßt im Herrn und treu und stark im Wollen!"

„Schauet mich an! Mein Aug' ist klar, und meine Stimme zittert nicht, und doch spreche ich von ihr, wie von einer zerbro-

chenen Schale, aus der der Nectar des Himmels zur Erde niedergeflossen und sich gemischt hat mit Erde und Staub."

Nun erzählte er ihnen, wie er hinausgewandert sei in die Welt, hin nach Jerusalem, um dort zu beten am Grabe des Heilands, daß er ihn annähme zu seinem Diener und Knecht und seine Seele durchleuchte mit Standhaftigkeit und Kraft, für ihn zu leben und zu wirken auf Erden.

Und wie er da kniete am Grabe und entschlief vor schwerer Ermattung, denn zu Fuß war er tagelang dahingewandert durch die Wüste, welche ringsum meilenweit das Grab des Erlösers umgiebt, da erschien ihm im Traume der Erlöser und ließ ihn schauen das wunderbare Geheimniß der Dreieinigkeit en figura, de tres teclas und zeigte ihm in „mystischem Symbol" das Geheimniß der Schöpfung.

Da erwachte er aus seinem Traume; vor sich, gerade über dem Grabe des Erlösers, sah er in weißen Radien, so in der Wandlung von der Höhe zum Grabe sich herabließen, den: „welcher Gott ist und Mensch."

Oftmals noch hat er ihn geschaut mit den Augen seiner Seele, eine hell leuchtende Gestalt, nicht groß und nicht klein, deren Gliedermaßen nicht zu unterscheiden waren, ebenso wie bei der heiligen Jungfrau, wenn sie in ihrer Gnadenfülle sich seinem Auge darstellte.

Tagelang verweilte er knieend, ohne Nahrung zu sich zu nehmen, an dem heiligen Grabe. Da gelobte er sich zum Diener und Knecht des Herrn, in jeder Stunde und mit jedem Athemzug und in den Nächten, immer schaute er das Antlitz des Heilands, der ihm zulächelte und mit Worten ohne Worte ihm kündete, daß er ihn annähme zu seinem Dienst.

Die beiden Hände legte er scheidend sodann auf das Grab des Erlösers und schwur, daß sein ganzes Leben solle geweiht sein frommem Wirken und Thun, daß er die Ketzer und Ungläubigen bekehren und die Sünder zum Guten ermahnen, und dem Herrn dienen wolle in unverbrüchlichem Gehorsam fort und fort. Wie

er dann heimgekehrt, da hatte er in seiner Seele es erkannt, daß man in dem heiligen Bekehrungswerk nicht genug habe am Wollen und Denken, sondern daß man auch Kenntnisse und Gelehrsamkeit besitzen müsse. Da hatte er sich gedemüthigt vor dem Herrn und war als Schüler eingetreten in Barcelona in die Knabenschule. Zwischen den Buben hatte er gesessen, er, der Mann von zwei und dreißig Jahren, hatte Unterricht und Lehre empfangen jeglicher Art und war dann weiter gewandert nach Paris um seine Studien zu vollenden, war weiter gewandert, aber nicht mehr allein, sondern mit einem Kameraden, der sich ihm angeschlossen, und von dem er hoffte, daß er sein heiliges Werk mit ihm fördern sollte. Aber in der ersten Nacht zu Paris im Jahre 1528, wo er mit dem Kameraden in einer Herberge sein Quartier genommen, da war derselbe von ihm entwichen und hatte Ignatius ganze Baarschaft und Kleider mit sich genommen. Höhnend und spottend hatte am andern Morgen der Wirth ihn hinausgewiesen aus dem Quartier und hatte ihn einen ehrlosen Schurken genannt, der sich eingeschlichen mit seinem Spießgesellen und umsonst Quartier genommen, während der Andere heimlich entwichen sei.

Er hatte es geduldet mit Sanftmuth und Ergebenheit, hatte sich nicht den Schmähungen widersetzt, denn das ist auch eine Prüfung, die man dulden muß: unrechte Schande zu ertragen und sich den Lästerungen zu beugen.

Im Hospital St. Jaques in derselben Zelle, wo sie jetzt noch sitzen, hatte er Aufnahme gefunden und betteld sich sein Brod zur täglichen Nahrung verschafft. Viele Noth und Anfechtung hatte er gelitten, immer nur das eine Ziel verfolgend: ein gelehrter Mann zu werden, damit er mit Wort und Schrift kämpfen könne für seinen Herrn und Gott gegen die Lästerer, die es wagten ihn zu läugnen.

„Und nun,“ sagte Ignatius hoch aufathmend, „nun kennt Ihr mein ganzes Leben! Entschleiert liegt mein Herz und meine Seele vor Euch da, und mir ist, als wäret Ihr ein Theil von meiner Seele, von meinem Herzen. Und so frage ich Euch denn,

nachdem Ihr meine Beichte empfangen, wollt Ihr mit mir dieselben Wege wandeln, wollt Ihr dem Herrn Euch ergeben und Jesus Christus dienen, indem Ihr alle Ungläubigen bekämpfet, indem Ihr die Brüder seid der Sünder und Verbrecher, der Abgefallenen und Ausgestoßenen, indem Ihr bettelt für die Armen und Hungrigen und Alles hinter Euch lasset, um dem Herrn zu dienen. Wollet Ihr das?"

„Ja, wir wollen es!" riefen sie Beide, indem sie von ihren steinernen Sitzen sich aufrichteten und die Hände beschwörend zum Himmel erhoben.

„Ich will Du sein, und Du sollst ich sein!" sagte Lefevre, Ignatius die Hand reichend.

„Ich will Dein Herz und Du sollst meine Seele sein!" rief Franz Xaver mit begeistertem Blick. „Du sollst Deine Gedanken ausstreuen in meine Seele, und ich will Empfinden ausströmen in Dein Herz! So wollen wir auf Erden zum zweiten Male die Dreieinigkeit darstellen in Menschengestalt, wie Du sie geschaut hast, Ignatius, in Gottesgestalt! Eins sind wir Drei fortan in Wirken und Schaffen zur Ehre Gottes und Christi!"

„Ja, Eins sind wir Drei, so lang wir leben auf Erden!" rief Ignatius. „Ihr seid Zeugen, Ihr Drei da oben im Himmel, Gott, Christus und heiliger Geist, die ihr auch Eins seid alle drei! Nun aber zuerst, Ihr Freunde, lasset uns Alles abthun, was irdisches Begehren und Wünschen und Wollen ist! Reinigen müssen wir unsere Herzen vor jeder irdischen Schwäche, und ich sag's Euch noch einmal, kein Weinen und kein Lachen, kein Seufzen und kein Freuen muß es mehr für uns geben! Das Alles müssen wir abthun in Buße und Kasteiungen!"

„Ja, das Alles müssen wir abthun!" rief Franz Xaver. „Und ich freue mich der Schmerzen, die ich eben in meinem ganzen Körper empfinde!"

„Und ich juble zu den Hungerqualen, die mein ganzes Wesen durchrasen!" stimmte Lefevre bei. „O, wie duftet ihr so

schön, ihr prächtigen Speisen, und doch verachte ich euch! Hätte nur nöthig die Hand auszustrecken, um euch in Fülle und Auserlesenheit zu genießen, und stoße euch doch mit den Füßen fort, ihr Labsal für die Sterblichen, ihr Schmutz und Staub für die Heiligen, die Unsterblichen!"

„Gedenket, welche Seligkeit und Wonne unserer wartet, wenn wir es über uns vermögen, drei Tage lang zu fasten und zu beten!" sagte Ignatius mit freudestrahlendem Angesichte. „Eine Belohnung spricht der Herr uns zu, wenn wir's vermögen seinetwillen das fleischliche Gelüste zu bekämpfen, dann am dritten Tage werden wir das heilige Abendmahl zu uns nehmen mit reinem Herzen und reinem Körper! Das ist ein Ziel, das zu erreichen man wohl fasten und hungern kann!"

Sie stimmten ihm bei mit freudigen Zurufen.

Dann sprach Ignatius zu ihnen von den heiligen Tugenden der Enthaltsamkeit und Entsagung, welche den Dienern des Herrn vor allen Andern geziemt. Dann ermunterte er sie ihre Fehler zu erkennen, im Geist herniederzusteigen in ihre Herzen und da wie von dem Grunde des Meeres die Polypen, so ihre Fehler und ihr irdisch Begehren heraufzuholen, und es zu vernichten und mit eignen Händen zu zermalmen.

„Aber nicht auf einmal," sagte er, „müßt Ihr das Unkraut ausreißen aus Eures Herzens Grund! Nein, eins nach dem andern müßt Ihr auswühlen und Eure Fehler herausholen! Und wenn Ihr den einen bekämpfet habt, dann müßt Ihr herniedersteigen und den anderen holen! Wer alle Fehler auf einmal bezwingen will, der wird nicht eines einzigen Herr! Einen nach dem andern Fehler bezwingen und die Tugenden ausbilden, das ist Weisheit und Förderung zum Guten!" *) —

Nach dreien Tagen traten aus der niedrigen Zelle des Hospitals die drei Gestalten wieder hervor, noch bleicher und schmächtiger, als sie zuvor gewesen, aber höher noch die Augen

*) Ignatius eigene Worte.

strahlend, seliger noch der Ausdruck ihrer Mienen. Gefastet hatten sie, und gebetet drei Tage lang. Die irdische Qual, die irdische Sehnsucht nach Nahrung hatten sie unterdrückt. Die Früchte, das Brot und das Fleisch war zu ihren Füßen vertrocknet, sie hatten nicht die Hand darnach ausgestreckt, und wenn die Qualen des Hungers in ihren Leibern wühlten, dann hatten sie die Stimmen erhoben zu lauten Lobgesängen des Herrn, zu inbrünstigen Gebeten zur heiligen Jungfrau und zu dem Erlöser und Heiland.

Nun gingen sie, die Belohnung zu empfangen, das heilige Abendmahl zu nehmen. Nach Notre Dame, der Cathedrale von Paris, richteten sie ihre Schritte, schwankend, hohläugig und bleich. Die Buben auf der Gasse lachten ihrer und nannten sie Trunkenbolde, die zu viel des Guten zu sich genommen und nun den Weg nicht finden und das Haupt nicht aufrecht halten konnten!

Sie hörten den Schimpf und Spott und trugen ihn still. Sie lächelten einander an und sagten Niemandem, daß es die Schwäche sei, die sie taumeln machte, und die Hungersqualen, die ihre Leiber ausgemergelt hatten.

Einmal blieb Ignatius stehen vor einem Bäckerladen, in welchem duftige Brode ausgestellt waren, und mit flehender Stimme bat er die Bäckerfrau, ihm eines derselben zu reichen. Die Frau hatte Erbarmen mit dem blassen Manne, dessen Stimme so schwach nnd zitternd klang, und gab ihm eines der Brode; und wie er's empfangen, da traten auch die beiden Anderen heran und flehten gleich ihm um eine Gabe.

Das gutmüthige Weib blickte erschauernd auf die drei grauen Gestalten mit den durchsichtigen Wangen und den feurigen Augen und gab den beiden Andern, wie sie dem Ignatius gegeben.

Sie nun schauten fragend zu dem Herrn hin. Wollte er jetzt noch Speise zu sich nehmen? Hatte der Körper dennoch gesiegt und den Geist bezwungen, mußte er irdische Speise nehmen, bevor er die himmlische empfangen?

Sie warteten, ob er das Brot nicht zum Munde führen werde. Er aber hielt es fest in der Hand und schritt vorwärts,

die Andern folgten ihm, jeder das Brot haltend, bis vor Notre Dame. Auf der Stufe der Cathedrale lagen viele Bettler in Lumpen gehüllt, jammernd und wehklagend vor Hunger und Qual. Wie jetzt die Drei heranschritten, da streckten sie ihre dürren Hände aus und baten den Bruder Ignatius um Nahrung und Speise.

Lächelnd beugte er sich nieder zu dem kreischenden Weibe, die hohläugig ihn anstarrte, und reichte ihr das Brot. Die beiden Anderen folgten seinem Beispiel, vertheilten das Brod und schritten dann mit Ignatius die Stufen hinan zur Cathedrale.

Die hohe Messe war eben beendet, und die Gläubigen drängten sich heran zu dem Tische des Herrn, zum heiligen Abendmahl. Die Letzten, die Demüthigsten von Allen knieten Ignatius, Lefevre und Xaver, knieten und beteten inbrünstig, andachtsvoll, bis an sie die Reihe kam und sie mit gefalteten Händen sich erhoben und gesenkten Hauptes dem Altare sich näherten, um den heiligen, nun Fleisch gewordenen Leib des Herrn auf ihren Lippen zu empfangen, um den heiligen Mysterien beizuwohnen, der Verwandlung des Weines in Blut Christi. Wieder nahmen die Drei den ganzen Tag keine Nahrung zu sich. Der Leib des Herrn war in ihnen und stärkte sie mit Kraft und Wonne.

Am anderen Morgen aber traten sie heraus aus ihrer Zelle bleicher noch und schwächer, und gerne reichten jene, an welchen sie vorübergingen und bettelnd die Hände ausstreckten, ihnen eine kleine Gabe, um sich Brod dafür kaufen zu können. Damit gingen sie hinaus, ließen sich nieder am Ufer der Seine, aßen das Brod und schöpften sich mit der Hand Wasser zum Labetrank. —

Von diesem Tage an waren die Drei unermüdlich im Schaffen und Wirken im Dienste des Herrn. Ignatius hatte es ihnen und sich selber zur ersten Pflicht gemacht, sich Anhänger zu schaffen, Freunde und Genossen, die mit ihnen das Gleiche wollten und das Gleiche erstrebten, denn das fühlten sie wohl, sie allein waren nicht mächtig genug, die Welt umzugestalten und den Ketzern, den Wortverdrehern und Ungläubigen die Stirn zu bieten.

Bald war es ihrer Beredsamkeit, ihrer Begeisterung gelungen, einige andere junge Männer zu sich und ihrem Glauben zu bekehren, daß sie fortgerissen von der neuen Lehre des Ignatius, ihr Hab und Gut den Armen gaben und ihm folgten, wie es die Jünger Christi gethan, um ihrem Herren zu folgen, und die Heiden und die Ketzer zu bekehren.

Als sie sechs zusammen waren, vereinigt zu demselben Ziel, führte Ignatius sie hinaus zu den Flecken Montmartre, wo er in den Einöden der dortigen Steinbrüche viele Tage oft zu verweilen pflegte in sinniger Betrachtung und in heiligem Gebet.

Dort in der Kirche las Lefevre, der seit Jahren schon die Priesterweihe empfangen, den Freunden die Messe, und aus seiner Hand empfingen sie die geweihten Hostien, auf den Knieen liegend.

Als die heilige Handlung vollbracht war, führte Ignatius die sechs Brüder und Schüler hinaus in die Steinbrüche. Dort in der Einsamkeit und Stille zwischen dem Steingeröll, unter Gottes freiem Himmel schwang er sich empor auf einen Stein, der ihm als Kanzel diente, und vor ihm knieeten die sechs Andern.

Da sprach er zu ihnen mit begeistertem Blick und feuriger Rede von dem neuen Stande, dem sie sich weihen, von dem neuen Dienste, dem sie sich geloben wollten, dort fragte er sie mie glühenden Worten, ob sie die Lehre annehmen wollten, die Lehre von der Entsagung und dem heiligen Gehorsam.

Alle Sechs schwuren mit fester, freudiger Stimme, daß sie thun wollten, was er gesagt. Und weiter fragte Ignatius:

„Wollet Ihr schwören, Euer Leben in Jerusalem der Pflege der Christen und der Bekehrung der Heiden zu widmen?"

Und wieder antworteten die sechs Schüler mit einem lauten feierlichen Ja!

„Wollt Ihr auch schwören, wenn es unmöglich ist, nach Jerusalem zu gelangen oder dort zu bleiben, daß Ihr in solchem Falle nach Rom wandern wollt, zum heiligen Vater, um ihm Eure Dienste anzubieten, wo er befiehlt hinzugehen ohne Lohn und Bedingungen?"

Wieder schwuren sie bei der heiligen Dreieinigkeit, daß sie es wollten.

„Soll es Euer festes Ziel sein, die Ketzer zu bekehren und den bösen Feind, der sich Martinus Luther nennt, anzugreifen und in seiner Bosheit, seiner Tücke und Dummheit zu befeinden aller Orten und zu jeder Zeit?“

Sie schwuren es alle Sechs mit heiligem Eidschwur und betheuerten auch ferner feierlich vor Gott, daß sie entsagen wollten allem Eigenthum, allen irdischen] Ehren, Würden und nichts sein, wollten als ein Atom in der großen unsichtbaren Kirche des Herrn nichts als eine kleine Schraube in der großen Weltmaschine, aber doch jeder ihr Theil dazu thuend, daß die große Maschine sich drehe nach dem Willen des Herrn und des heiligen Priesters zu Rom.

Sie betheuerten sodann mit einem letzten feierlichen Eidschwur in die Hand des Ignatius Loyola, daß sie ihn anerkennen wollten als ihren Herrn und Meister, ihren General und Obern, daß sie hingehen wollten, wohin er sagte daß sie gehen müßten, und sie keinen eigenen Willen haben wollten, wie sie kein eigen Hab und Gut besäßen, sein Eigenthum wollten sie sein, das Eigenthum ihres Herrn und Meisters Ignatius Loyola!

So schwuren seine sechs ersten Freunde: Lefevre, Franz Xaver, Salmeron, Lainez, Bobadilla und Simon Rodriguez, in der Kirche zu Montmartre schwuren sie es in die Hand ihres ersten Obern und Generals Ignatius Loyola.

X.

Das Kindtaufen bei Dr. Luther.

Zur selben Zeit, als der von Gott ausgerüstete Feind Luthers und aller Ketzer, wie Ignatius Loyola sich nannte, zu Paris sich vorbereitete zum heiligen Kampf mit Beten und Fasten, hatte man im Hause des Herrn Dr. Martin Luther zu Wittenberg ein fröhliches Familienfest vor. Die Frau Katharina Bora hatte ihrem Ehemanne zu Anfang des Jahres 1534 ein fünftes Kind geboren, und heut sollte das Fest der heiligen Taufe stattfinden.

Ein gar schönes und prächtiges Fest, denn der Martinus war ein sehr zärtlicher Familienvater, und es freute ihn ungemein, daß seine Käthe ihm ein drittes Söhnlein geschenkt, und der Philippus Melanchthon, der Baumgarten und der Herr Bürgermeister sollten Gevatter stehen bei dem kleinen Buben, der nach dem Bürgermeister den Namen Paul erhalten sollte.

Frau Katharina hatte, obwohl ihr junges Knäblein kaum vierzehn Tage zählte, schon rüstig und wohlgemuth wieder ihren Pflichten als Hausfrau vorgestanden, war von der Frühe des Morgens an schon in der Küche thätig und ordnete und zankte zuweilen auch wohl ein wenig mit den Mägden.

Der Martinus war drüben in dem Studirzimmer, und wenn er die Stimme seiner Frau Liebsten hörte, so lächelte er. „Das Zanken ist nun einmal der Weiblein Vergnügen, und gar wichtig und majestätisch kommen sie sich vor, wenn sie ihres Hauses Regiment und ihre große Wichtigkeit bethätigen können durch Gekeife mit den Mägden; nachher freilich thut es der Käthe leid, und mit Geschenken und guten Worten muß sie wieder heimbringen, was sie schlimm gemacht, und lernet doch nimmer davon, es

zu lassen für das nächste Mal, muß wieder keifen. Nun möge es so sein, wenn das Gekeife nur nicht mit mir beginnen soll.“

Unten war es schon wieder still geworden, und der Herr Doctor fuhr fort mit seinen Studien und seinem Schreiben. Er war seit einigen Tagen mit dem größten Eifer damit beschäftigt, eine Schrift zu verfassen gegen das wüthige Sendschreiben des Dr. Eck, der mit mancherlei Schimpfereien ihn angegriffen und sich nicht begnügt hatte, mit seiner Gelehrsamkeit und seinen Kenntnissen die neuen Glaubensartikel des Dr. Martinus Luther zu widerlegen, sondern ihn auch mit Schimpfworten und schmuzzigen Zunamen angegriffen hatte. Luther las eben das heftige Sendschreiben des Dr. Eck noch einmal durch und dann lachte er laut auf: „Sieh, da meint nun dieser kluge Patron, einen rechten Witz gemacht zu haben, da schreibt er: „„Wenn man aus seinem Namen Lutherus das r hinwegstreiche, so daß es Lutheus heiße, so wäre es die rechte Uebersetzung meines Namens, und wissen die Gelehrten, wie er in einer Anmerkung für die nicht gelehrten Leute hinzufügt, daß lutheus zu deutsch „Schmutz“ heißt. Nun mein lieber Dr. Eck, der Sache wäre abzuhelfen, da wollen wir uns sogleich in unserer Schrift anmerken, daß man das r, welches er uns wegstreicht, zwischen seinen Titel und seinen Namen setzen kann. Ja, da fügen wir das r hinein, und das dünkt mich nun die richtige Verherrlichung seines Namens.“

Wie Luther das hinschrieb, lachte er laut auf, und sein Angesicht, das in den letzten Jahren an Breite und Wohlbeleibtheit zugenommen, strahlte in Fröhlichkeit. Weiter nun mit raschen Federzügen schrieb der Dr. Martinus Luther an seiner neuen Flugschrift, als ein leises Klopfen an der Thür ihn unterbrach. Ein wenig unmuthig warf er die Feder hin und rief ein mächtiges: „Herein.“

Da that sich die Thür auf, und gar schön geschniegelt und gebügelt im Sonntggskleid trat ein Herr ein, blieb an der Thür stehen und verneigte sich.

Der Dr. Martin Luther ging ihm entgegen, und seine freundlichen braunen Augen hefteten sich fragend auf den feinen Herrn, der sicherlich ein reicher, vornehmer Mann war, das sah man an seiner Kleidung und an seinem ganzen Gebahren.

„Herr Dr. Martin Luther," begann er jetzt mit großer Feierlichkeit, „ich bin von Augsburg just um Euretwillen hierhergekommen, und mein Name ist Johann Rymann von Oehringen."

„Ah, das freut mich, das freut mich herzlich, Euch zu sehen," rief Luther, ihm seine beiden fleischigen Hände darreichend, „wahrhaftig, dessen bin ich froh, denn Ihr sollt wissen, daß ich Euch längstens kenne, Herr Johann Rymann von Oehringen. Ihr habt dafür gesorgt, Euch einen großen und prächtigen Namen zu machen, denn gar viele Bücher sind in Eurer Handlung erschienen, und Ihr habt gar viele und gelehrte Schriften hinausgesandt in die Welt. Manche sind zwar gegen uns gewesen, aber auch viele für uns, und das will mir wohlgefallen, Herr Rymann von Oehringen, daß Ihr unpartheiisch die Anklageschriften und die Widerlegungsschriften gedruckt und in den Buchhandel gegeben habt. Nicht wahr, Ihr seid doch Johann Rymann von Oehringen?"

„So heiße ich, Herr Doctor, nur daß ich nicht derjenige Rymann von Oehringen bin, den Ihr meint, Ihr sprecht von meinem Vater, welcher der Erste war, der eine Buchhandlung eingerichtet und vieler Herren gelehrte Schriften hat drucken lassen, um sie sodann durch ganz Deutschland zu verschicken und zu verkaufen. Ich habe von meinem seligen Herrn Vater das Geschäft übernommen und führe es fort, und nun bin ich zu Euch gekommen, Herr Dr. Martinus, um Euch zu bitten, daß auch Ihr sollt meiner Handlung ein Buch übergeben, daß ich es verkaufe. Dies ist mein Wille und mein Wunsch und um dessentwillen habe ich die Reise von Augsburg zu Euch unternommen, wollte gern den berühmten und gelehrten Dr. Martin Luther sehen, der so große Dinge ins Werk gesetzt hat und den ich anbete und verehre von Grund meines Herzens."

Luther schüttelte lebhaft das Haupt. „Anbeten nicht, Herr von Oehringen, das Anbeten ziemt sich nicht für einen Sterblichen, nur Gott sollen wir anbeten und seine heiligen Wunder der Natur, aber kein Menschenwerk und keinen Menschen; vergebet mir die kleine Ermahnung. Seid Ihr denn Einer von den Unsern, Herr, und bekennet Ihr Euch zu uns Protestanten und Protestirenden, wie sie anjetzo Diejenigen nennen, welche meiner Lehre nachfolgen?"

„Ja, ich bekenne mich zu Euch und Eurer Lehre, Herr, und ich thue es mit freudigem Herzen, obwohl ich gestehen muß, daß mancherlei Zwist und mancher Jammer dadurch in meine Familie gekommen ist, denn meine Mutter und auch mein Bruder, der Theil hat an der Buchhandlung, sind in dem alten Glauben geblieben, sie haben, wie sie es nennen, die Treue gehalten, und daher Herr Dr. Martinus ist es auch gekommen, daß zuweilen unter meiner Firma Bücher herausgekommen und verhandelt sind, welche gegen Euch und Eure Lehre gewendet waren. Ich konnte es nicht hindern, dieweil mein Bruder mit zum Geschäft gehört. Nun aber in diesen Nöthen und Zwistigkeiten haben wir Beide uns getrennt und jeder eine eigene Handlung angefangen, er wird katholische Bücher herausgeben und ich werde ganz und gar mich selbst und meine Handlung dem Dienste der neuen Lehre, der Reformation widmen."

„Das ist schön und brav," rief Luther, ihm die Hand darreichend. „Es freut mich, Euch kennen zu lernen, und den Festtag, den ich just heute begehe, macht Ihr mir zu einem doppelten Festtag. Es ist allzeit schön zu wissen, daß ein Buchhändler da ist, der in die weite Welt verbreitet, was wir im stillen Studirzimmer zusammengeschrieben. Seht da bin ich just bei einer Schrift gegen den Dr. Eck, ich schenke ihm das „r", das er aus meinem Namen ausgestrichen, und ich freute mich just des Geschenks, als Ihr eintratet."

„Laßt sie mich drucken, Herr Doctor!" rief Rymann.

„Gut, Ihr sollt sie haben."

„Wenn wir uns über den Preis einigen, wollt Ihr sagen, Herr Dr. Martinus. Nun ich denke, wir werden es, ich bin gekommen, um ein für alle Mal, Herr Doctor, einen Vergleich mit Euch abzuschließen und wollt mir erlauben, daß ich es in kurzen Worten gleich sage. Wenn es Euch gefällig ist, nehmen wir eine Pausch- und Bogensumme, und für alles, was Ihr im Jahre schreibt, zahle ich Euch in jedem Quartal 100 Rthl., will sagen 400 Rthl. jährlich."*)

„Der Tausend," rief Luther erstaunt, „das ist ja eine gar mächtige große Summe, und so könnte ich ja wahrhaftig ein Capitalist werden durch Euch, Herr Rymann von Oehringen."

„Ich wollte, Ihr würdet es, Herr Doctor, und ich könnte Euch viele, viele Jahre die Summe zahlen, wenn Ihr so gut sein wollt, sie anzunehmen."

Martin Luther schüttelte das Haupt. „Kann's nimmer annehmen, Herr," sagte er, „es ist da etwas in meinem Herzen und in meinem Kopfe, was es nicht leiden will, daß ich die Gaben meines Geistes verkaufe. Ich will Euch die Bücher geben, und Ihr mögt damit anfangen und beginnen, was Euch gut dünkt. Sorget nur, daß sie weit hineinkommen in die Welt, das ist die Hauptsache für mich und die beste Bezahlung; aber ich muß es wiederholen, Geld kann ich nicht annehmen für die Gaben meines Geistes; ich habe Geld genug, Gott Lob. Ich wollte auch für Bezahlung meine Vorlesungen halten, obwohl es mir schwer fiel, aber da kam mir Gott zuvor, und der Kurfürst ließ sich herbei, mir eine kleine Zulage zu meinem Gehalt zu geben. So habe ich denn genug und will mein Leben lang kein Buch verkaufen und will auch nicht für Geld den Studiosi lesen, will auch, so es Gott gefällt, den Ruf mit ins Grab nehmen, daß ich nichts von meinem Geist verkauft und verschleißt habe."**)

„Wie?" fragte der Buchhändler erstaunt, „Ihr wollt mir Euer Buch geben und kein Honorarium dafür empfangen?"

---

*) Siehe Leben, Thaten und Meinung Dr. Martin Luthers, v. Werg, S. 117.
**) Martin Luthers eigene Worte. Siehe eben daselbst.

„Wenn Ihr Eure Schuldigkeit thut, und meine Büchlein in der ganzen Welt verbreitet, daß sie die Herzen der Menschen rühren und die Geister in's Feuer bringen, dann bin ich genug bezahlt und belohnt. Ich habe in dieser Weise, so Gott zum Dank, meine Bezahlung für die Bibelübersetzung auch empfangen."

„Wie?" rief der Buchhändler ganz erstaunt, „Ihr habt auch für jenes große Werk kein Geld und keinen Lohn empfangen, Herr Dr. Martinus?"

Er nickte. „Ich habe keinen Heller dafür genommen noch gesucht, noch dabei gewonnen," sagte er. „Aber das kann ich mit gutem Gewissen sagen, daß ich meine höchste Treue und Fleiß darinnen erzeigt und nicht einen falschen Gedanken dabei gehabt habe, als wollt ich damit Geld oder irgend etwas erringen; aber auch meine eigene Ehre wollte ich nicht dadurch gewinnen, das weiß Gott, sondern ich habe es gethan zur Ehre Gottes des Herrn, daß ich dazumal so viel verdolmetschet. Doch nicht eine Stunde hätte ich zu leben verdient, wenn ich Geld dafür genommen; es ist alles seine Gnade und Barmherzigkeit, was ich habe, darum soll es auch alles ihm zur Ehre dienen, mit Freuden und von Herzen, und wenn ich es mir nicht ließe von Herzen sauer werden um des Mannes willen, der für mich gestorben ist, so sollte mir die Welt nicht Geld genug geben, daß ich könnte ein Buch schreiben und die Bibel verdolmetschen könnte. Ich will aber von der Welt meine Arbeit nicht belohnt haben, sie ist zu gering und arm dazu."*)

„Ach," rief der Buchhändler ganz entzückt, „das sind gute und prächtige Worte, und ich wollte nur, daß all' die andern Büchermacher und Gelehrten sich daran wollten ein Exempel nehmen! So wollt Ihr wirklich, Herr Doctor, mir Euer Büchlein geben, daß ich es drucke und verhandle?"

„Will es wirklich und freue mich, daß es in gute Hände kommt," sagte Dr. Martinus, „verspreche Euch, daß ich es an Fleiß und Eifer nicht werde fehlen lassen, und wenn es dann doch nicht

---

*) Martin Luthers eigene Worte. S. von Berg, Seite 117.

sollte gut sein und nicht durchschlagen in den Gemüthern und Geistern, so möget Ihr denken, daß meine Kraft zu gering gewesen, während mein Wille sicherlich gut war." Er reichte dem Buchhändler die Hand und sprach zu ihm noch viele freundliche und gute Worte und schaute nur zuweilen mit einem sehnsuchtsvollen Blick nach seinen lieben Büchern und seinem Schreibtisch hin. Der Herr Buchhändler Rymann von Oehringen merkte es endlich, bat um Entschuldigung, daß er so lange gestört, und zog sich zurück. Da nahm der Martinus eiligst wieder seine Feder und fuhr mit geflügelter Hand fort, an seiner Schrift gegen den Dr. Eck zu arbeiten, dem er großmüthig das weggestrichene „r" aus seinem Namen geschenkt.

Aber es schien, als solle ihm heute gar keine Ruhe und Rast werden, denn gar bald ward wieder an die Thür geklopft, und herein schlüpfte ein ärmlich gekleideter Mann mit trübseligem Blick.

Martinus hatte anfangs mürrisch drein geschaut; aber als er das trübselige Gesicht erblickte, da schwand die Wolke von seiner Stirn, er stand auf und ging ihm hastig entgegen. „Warum seht Ihr so traurig aus, Mann? Wie heißt Ihr und was wollt Ihr von mir?"

„Ach, Herr Doctor, Ihr kennt mich nicht, das ist natürlich, denn wie sollte ein so vornehmer und gelehrter Herr sich wohl um unser eins kümmern. Ich wohne draußen in der Vorstadt, heiße Johann Merk und bin ein armer Tagelöhner. Ihr kennt mich nicht, ich aber kenne Euch und darum nehme ich in meines Herzens Nöthen und Bedrängnissen meine Zuflucht zu Euch. Ich bin lange krank gewesen, Ihr seht es wohl, habe darnieder gelegen schwere Wochen, und mein gutes Weib hat für mich gearbeitet und geschafft; und nun habe ich das Unglück, daß die arme Frau sich gestern Abend, da ich eben aufgestanden bin, niedergelegt hat an derselben Krankheit, von mir angesteckt, und nun weiß ich nicht, was beginnen! Keiner ist da, der arbeiten kann, die zwei Kindlein, die wir haben, klagten und jammerten so sehr um Brod, die Frau kann nicht zur Arbeit gehen und ich bin noch so schwach! „Was sol-

len wir nun anfangen?" jammerte mein Weib. Da Gott gab mir in den Sinn: Wir wollen den Martin Luther bitten, er der sich der Seelen erbarmt hat, er wird . . ."

„Brav gesprochen, Mann," sagte Martin Luther, dem die Thränen in die Augen traten, „das ist brav gesprochen, und recht von Herzen danke ich Euch, daß Ihr zuerst zu mir gekommen seid. Ich bin freilich nicht reich, kann Euch nicht ganz aus der Noth helfen, wie ich wohl möchte, ich bin nicht reich, aber hungern sollt Ihr nicht länger. Wartet, ich bringe Euch gleich etwas."

Hastig verließ er sein Zimmer, sprang die Treppe wie ein junger Mann der zur Liebsten eilt, hinunter zur Frau Käthe, die in der Küche stand, um den Kuchen auszuputzen, der heute auf der Tafel prangen sollte, und daneben standen die Mägde, mit dem Fleisch und köstlichen Gemüse beschäftigt, es zum Feste herzurichten.

„Frau Käthe," sagte Luther hastig, „ich bitte, gebt mir von dem, was Ihr schon fertig habt etwas, das sich paßt für arme Kinder und für kranke Leute."

„Herr Doctor," rief Käthe ganz erstaunt, „was ficht Euch an, was sind's denn für arme Kinder und für kranke Leute, denen wir heute abgeben sollen?"

„Ein Taglöhner Merk nennt er sich, und ist zu mir gekommen in seinen Nöthen," sagte Martinus eifrig, indem er selber eine große Schüssel herbeiholte und sie der Käthe darreichte. „So füllt mir nur auf von allen Euren Sachen, damit ich es den armen Leuten gebe."

„Aber Herr Doctor, es ist noch nicht fertig, und außerdem muß ich Euch nur sagen, was wir haben, reicht kaum aus für unsere Gäste, und es wäre ja Schimpf und Schande, wenn es zu wenig wäre und sie sich nicht satt essen könnten."

„Aber ich sage Euch, Frau Doctorin, die Leute hungern!" rief Martinus eifrig.

„So saget ihnen, daß sie wiederkommen sollten Nachmittags, und was übrig geblieben ist, sollen sie haben."

„Ein schlechter Trost für hungrige Magen, daß sie erst nach Stunden haben sollen, was sie anjetzo gleich bedürfen. Nun denn, so kommt einen Augenblick mit in die Vorderstube, Frau Käthe, daß ich mit Euch sprechen kann.“

Frau Käthe warf einen schmerzlichen Blick auf den großen Kuchen, der eben hoch aufzugehen begann und von dem sie sich nur schwach in diesem Moment trennen konnte. Aber sie schlug die weiße Schürze, die sie angethan hatte über dem seidenen Kleide bei Seite, schob den Zipfel in ihren Gürtel und folgte dem Martinus in die Vorderstube.

„Nur bitte ich Euch, Martinus, macht es rasch, der Kuchen könnte uns sonst verderben.“

„Ja, ganz rasch, gieb mir einen Thaler für die armen Leute.“

„Einen Thaler, Martinus, einen ganzen Thaler?“ rief Frau Bora. „Ich kann Euch sagen, daß ich nicht so viel baares Geld vorräthig habe, zum heutigen Fest ist's Alles ausgegeben.“

Martin aber erwiederte: „Nun aber etwas ist doch geblieben, die Pathenthaler unserer Kinder, die sind in den Sparbüchsen, die gebt ab, die nehme ich für die arme Leute.“

„Das ist unmöglich, das kann nicht sein, das könnt und werdet Ihr nicht thun.“

„Das sollt Ihr sehen, Frau, daß ich das kann und will,“ sagte Martin, indem er hastig durch das Zimmer schritt, hin nach dem Schrank, er riß es hastig auf, und da standen die vier Sparbüchsen der kleinen Kinder. Er langte hinein und aus jeder nahm er einen blanken Thaler. „Ihr wollt mir nichts von dem Essen geben, Ihr wollt mir nicht einen Thaler geben, um den ich bat, so nehme ich nun die vier Thaler und damit Basta.“

Dann ohne die Frau Käthe noch einmal anzusehen, sprang er hastig hinaus, vielleicht nur so rasch, um die Scheltworte nicht zu hören, hinein zu dem armen Mann, der bleich und kummervoll an der Thür lehnte. „Aber Mensch, warum habt Ihr Euch nicht hingesetzt, Ihr seid ja doch schwach,“ rief Martin Luther, indem er hn mit beiden Händen auf einen Sessel niederdrückte. So nun

ruht ein wenig; und hier sind vier Thaler, damit geht hin, und kauft ein. Aber nehmt nicht zu viel auf einmal, lieber Mann, denn Ihr seid schwach. Nachmittag aber kommt her mit einem großen Topf und was übrig geblieben ist von dem Mahl, was wir zu Ehren unseres Söhnleins geben, das sollt Ihr haben, das gehört Euch und Euern Kindern, welche hungern."

Wie der arme Mann nun Dankesworte stammelte und wie ihm die Thränen in hellen Bächen über die eingefallenen Wangen niederflossen, und wie er die Hand Martin's nahm und sie an seine Lippen drücken wollte, da trat er fast unwillig zurück und zog sich in die Fensternische zurück, als schäme er sich, die Thränen sehen zu lassen, die ihm selber in die Augen gekommen waren. „Macht rasch, Mann, Ihr wißt ja, Euer Weib und Eure Kindlein hungern, macht rasch von dannen."

Als jener aber fort gegangen war, da faltete er seine Hände und blickte auf zu Gott. „Ich danke Dir, daß Du mir so viel gegeben, und ich den Armen helfen kann."

Dann nahm er die Feder, um zu schreiben. Abermals hatte er sich wieder gesammelt, um fortzufahren mit seiner Arbeit, da klopfte es wieder an die Thür. Er warf die Feder hin und schrie ärgerlich: „Das ist der Teufel, der mir heute zusetzt, er ist mit dem Dr. Eck im Bunde und zwickt und zwackt mich. Nun so mag es denn sein, und ich will für den heutigen Festtag der Arbeit lieber ganz und gar entsagen. Herein! herein!"

Wiederum that sich die Thür auf, und ein Mann im langen Mantel von Tuch mit einem großen Kragen darüber, einen Hut von glänzender Wachsleinwand auf dem Kopf und eine große Peitsche in der Hand, trat herein.

„Nun, was giebt's?" rief Martinus ein wenig unwillig noch in seinem Geiste dem Fremden entgegen, „kommt Ihr vielleicht von Rom mit Eurer großen Peitsche, um mich abzuholen zum Papste, daß ich ihm den Pantoffel küsse?"

Der Mann blieb an der Thüre stehen und lachte laut auf; und so mächtig und lustig klang das Lachen, daß der Martinus schnell seinen Unwillen vergaß und fröhlich einstimmte in die Heiterkeit. Aber wie sie Beide nun sich satt gelacht, da machte der Fremde ein gar ehrbares Gesicht und bat mit zerknirschten Worten sehr um Vergebung, daß er sich unterstanden, zu einem so großen und berühmten Manne zu kommen.

„Denn Ihr seid's doch, Mann, Ihr seid doch wirklich der Doctor Martin Luther?“ fragte er, mit seinen großen Augen den Martinus vom Wirbel bis zur Zehe betrachtend, als wolle er ihn verschlingen.

„Ja, ich bin's wirklich,“ sagte Martinus belustigt, „und so Ihr nicht etwa ein Haifisch seid und mich für einen Häring haltet, den Ihr verschlingen wollt, so soll es mich freuen Euch zu sehen.“

„Kann Euch nicht ein Tüttelchen freuen, Herr; mich aber freut es ausbündig, Euch zu sehen, und das ist's, was ich mir seit Jahren vorgenommen und gewünscht habe, und nimmer bin ich nach Wittenberg gekommen, ohne daß ich nach dem Glück getrachtet hätte, den wahren und rechten Papst, den Martinus Luther zu sehen. Nun habe ich's also erreicht! Ich habe eine gar große und mächtige Fuhre hierher gehabt nach Wittenberg, komme von Augsburg, und“ — —

„Ach von Augsburg,“ nickte Martinus, „Ihr habt wohl den Buchhändler Rymann hergefahren?“

„Ihr wißt aber alles, und saget die Wahrheit allezeit,“ rief der Fuhrmann erstaunt.“ Ja, den habe ich hergefahren und da habe ich mir gesagt, ich kehre nicht wieder heim, ohne daß ich den Leuten zu Augsburg sagen kann: ich habe den wahren Papst von Angesicht zu Angesicht gesehen. Darum komme ich her, und nun bitte ich Euch, laßt Euch ordentlich besehen, damit ich Euer Wesen mir merken, und schildern kann, wie Ihr seid; steht recht still, Herr, daß ich Euch mit Muße betrachte.“

Martinus lachte und blieb stehen, und der Mann starrte ihn an, als wolle er ihn malen.

„So, nun habe ich Euch von der Vorderseite gesehen; und nun dreht Euch mal um, daß ich Euch auch von der andern Seite sehen kann.“

„Nun,“ lachte der Martin, „von der Rückseite werde ich wohl aussehen wie jeder breitschulterige Kerl!“ Aber er wandte sich doch um und blieb stehen, bis der Fuhrmann sagte: „Ich danke Euch, Herr! Nun kenne ich Euer ganzes Wesen und werde Euch den Augsburgern so beschreiben, daß sie genug daran haben und Euch erkennen, und wenn Ihr mitten in der Nacht kommt. Ich danke Euch von Herzen, und wenn Ihr nun noch ein Uebriges thun wollt, so gebt mir die Hand und saget zu mir: Gehabt Euch wohl, Jakob Fischer, denn das ist mein Name.“

Der Doctor reichte ihm die Hand und drückte die schwielige Hand des Fuhrmanns fest in der seinen. „Gehabt euch wohl, Herr Jakob Fischer, und grüßt mir die guten Leute in Augsburg. Denn sie haben sich gar tapfer und würdig benommen in allen diesen Zeiten und haben selbst, da der Kaiser vor vier Jahren zu Augsburg den Reichstag hielt, sich redlich zu uns bekannt und sich nicht einschüchtern lassen von Drohungen und Bitten. Ja, grüßt mir die lieben Augsburger und sagt ihnen: Eins thut Noth: daß man dem Herrn die Treue halte und nicht Furcht vor Menschen habe.“

„Ich werd's ihnen sagen, Herr, und sie werden sich freuen Eures Grußes allzumal,“ rief der Fuhrmann, dessen braunes Gesicht glänzte vor Freude. Er nickte dem Martinus zu und wandte sich nach der Thüre hin, die sich eben wieder aufthat und in welcher Frau Käthe mit vergnügtem Gesicht erschien.

„Herr Doctor, kommt schnell, ein Abgesandter ist da vom Herrn Kurfürsten, der Euch wichtige Botschaft bringt!“

„Nun,“ sagte Luther lächelnd, „die Frau Käthe ist ja ganz Feuer und Flamme; so lasse Sie doch den Boten zu mir herauf kommen!“

„Nicht doch, nicht doch, Herr Doctor!“ rief die Käthe kopfschüttelnd und mit sehr ernster Miene, „es ist ja ein Kammerherr

kurfürstlicher Gnaden, und unmöglich können wir den vornehmen Herrn die beschwerliche Treppe herauf steigen lassen!"

„Nun ich wüßte nicht, weshalb ein Kammerherr kurfürstlicher Gnaden mehr sein sollte vor Gott als der Herr Doctor Martinus Luther," erwiederte er, indem er dennoch seiner Frau folgte, und die Treppenstufen, die unter ihm knarrten und ächzten, hinab stieg. Unten im großen Vorzimmer trat ihm der Kammerherr von kurfürstlichen Gnaden, der Herr von Edelmann, mit zierlichem Gruß entgegen und deutete auf ein Packet hin, das er vorher vom Diener hatte hereintragen lassen.

„Ich komme zu dem Herrn Doctor und Magister als Abgesandter kurfürstlicher Gnaden," erklärte er mit wichtiger Miene. „Seine Durchlaucht läßt sich dem Herrn Doctor Martinus mit freundlicher Huld empfehlen, und dieweil heute im Hause des Herrn Doctors ein Fest ist und Ihr die Taufe habt halten lassen Eures jüngsten Sohnes, so meinte der Herr Kurfürst, daß es ihm wohl anstände, dazu auch eine kleine Freude zu bereiten. Wie der Herr Doctor wohl wissen, daß Seine Durchlaucht in alten Zeiten sich das Vergnügen gönnte, seinen lieben Doctor Martinus Luther mit neuen Kleidern zu versehen, so wolltet Ihr ihm auch heute gestatten, daß er zum Festtag einen neuen Anzug sende, dieweil kurfürstliche Gnaden gesehen haben, daß neulich, als er Euch draußen im Garten traf, Ihr Euch just ein Löchlein in Euren Anzug gerissen hattet auf Eurer Drechselmaschine, auf welcher Ihr für den Herrn Kurfürsten ein hölzernes Becherlein gearbeitet. Da hat nun kurfürstliche Gnaden vermeint Euch ein kleines Gegengeschenk zu machen, und dieweil Ihr den Rock zerrissen hattet um seinetwillen, so schickt er Euch ein neues Habit."

Der Kammerherr hob mit gar feierlicher Miene das bedeckende Tuch fort, und zog nun das ganze Habit, vom feinsten Tuche in der großen und berühmten Fabrik kurfürstlichen Gnaden in Zwickau gewebt, hervor.

„Wahrlich!" rief Luther, „das ist ein prächtiger und allerliebster Gedanke von kurfürstlicher Gnaden, und ich will das

Festkleid heute schon anlegen meinem lieben Herrn zu Ehren, mich seiner freuen und dabei gedenken, wie gütig und hübsch es von Seiner Durchlaucht gewesen ist, mich in meinem Garten aufzusuchen und selber den kleinen Becher abzuholen, den ich ihm versprochen. Als Gegengeschenk kurfürstlicher Gnaden lasse ich den Anzug gelten, und ich will ihn tragen sofern er mir paßt."

„Er ist von Eurem Schneider, der sonst Eure Anzüge gearbeitet," sagte der Kammerherr. „Seht nur, wie schön das Tuch ist, und wie stattlich der Anzug ausschaut; wenn Ihr wollt, so faßt einmal in die Tasche, es kann ja möglich sein, daß kurfürstliche Gnaden noch etwas hineingelegt hat!"

Der Martinus that, wie der Kammerherr sagte, und aus der Tasche zog er eine Börse hervor, durch deren seidenes Gewebe Goldstücke hervorschimmerten. Da auf einmal ward das Angesicht des Martinus ernst und trübe, und er legte die Börse dem Kammerherrn in die Hand."

„Wie?" fragte jener betroffen. „Ihr wollt das Geschenk kurfürstlicher Gnaden nicht annehmen?"

„Das Habit mit rechter Freude," sagte Luther, „aber Geld nicht! Ich flehe zu Seiner Durchlaucht, er möge das Geld den Armen geben, deren wir leider recht viel in unserer lieben Stadt haben. Ich bitte auch, Herr, saget Seiner Durchlaucht, ich ließe ihn unterthänigst ersuchen, Sie wollen denen nicht glauben, die von mir sagen, ich litte Mangel, ich besitze mehr, sonderlich von Seiner Durchlaucht, denn ich im Gewissen vertragen kann, mir gebühret auch nicht als ein Prediger Ueberfluß zu haben, und ich begehre es auch nicht. Ich erkenne wohl die Milde und Gütigkeit meines lieben Herrn, die sich in seinem Geschenk offenbart, allein sie ängstigt mich, denn ich möchte in diesem Leben nicht gern befunden werden als Einer von denen, zu welchen Christus spricht: „Wehe Euch, Ihr Reichen, Ihr habet Euern Lohn dahin!" Zudem, um offen zu reden, ich will nicht gern Seiner Durchlaucht beschwerlich fallen! Denn ich weiß, daß Seine Gnaden so Vielen gegeben haben, daß Sie zuletzt für sich selbst nichts übrig behal-

ten, denn zuviel zerreißet den Sack. So saget nun auch Seiner kurfürstlichen Gnaden, Sie wollen mir die Gnade erzeigen, zu warten, bis ich selber klage und bitte; denn wenn er mir so vieles giebt, so würde ich alsdann durch sein Zuvorkommen scheu werden für Andere zu bitten, die solcher Gnade viel würdiger sind. Der Kurfürst thut mir viel zu viel, Christus aber soll und wird ihm das vergelten."*)

„Ich werde es kurfürstlichen Gnaden ausrichten, und ich vermeine, lieber Doctor Martinus Luther, Ihr habt Eurer Würdigkeit gemäß gehandelt," sagte Herr von Edelmann, die Hand Martin Luthers innig in seiner Rechten drückend. „Aber noch etwas Anderes sendet Euch kurfürstliche Gnaden zum Geschenk, und das, denke ich, werdet Ihr nicht ausschlagen. Der Kurfürst meint, es wäre nöthig für Euch, daß Ihr der Zukunft gedächtet und für Frau und Kinder sorgt, und darum bietet er Euch einen Kux auf dem Schneeberg an!"

Martinus schüttelte lebhaft das Haupt. „Versteh' Euch gar nicht! Was ist denn das: ein Kux auf dem Schneeberg?"

„Nun man sieht wohl, daß der gelehrte Herr Doctor Martinus sich nicht sonderlich kümmert um die weltlichen Dinge. Ein Kux ist eine Stelle, ein Antheil an einem Bergwerk, und so werdet Ihr eine Ausbeute haben von dem Bergwerk auf dem Schneeberg. Ich soll's Euch vorläufig künden, und es wird die Schenkung mit eigener Schrift für Euch ausgestellt, und der Kux auf Euren Namen ausgezeichnet werden."

„Ich aber," rief Doctor Martinus lebhaft, „ich freue mich, daß es noch nicht ausgestellt ist, und lasse kurfürstliche Gnaden bitten, sich nicht darum zu bemühen. Habe, was ich gebrauche, und es gebührt mir viel besser, daß ich mit einem Vaterunser Zubuße thue, damit das Bergwerk recht lange bestehe, und die Ausbeute für kurfürstliche Gnaden recht groß werde."**)

„Wahrlich, Ihr seid ein wunderbarer und herrlicher Mann!"

---

*) Luthers eigene Worte. Siehe Walch Seite 125.

**) Luthers eigene Worte, womit er den Kux ablehnte.

rief der Kammerherr ganz begeistert, „es stärket das Herz und richtet die Seele auf, wenn man Euch schaut, Herr Doctor Martinus. Werde alles getreulich Seiner kurfürstlichen Gnaden melden, und obwohl es ihm Leid thun wird, daß Ihr sein Geschenk ausschlaget, so wird er sich doch Eurer freuen!"

„Ich schlage sein Geschenk nicht aus, nur das Ueberflüssige, das Geld und Geldeswerth; aber seht, Herr, das Festkleid, das nehme ich an und will es sogleich anlegen."

„Und es wird die höchste Zeit sein," sagte der Kammerherr, indem er sich zum Gehen anschickte, „mich will es bedünken, es sei schon spät und die Gäste werden bald anrücken. So will ich mich denn davon machen, um dem Kurfürsten Bescheid zu bringen." Luther geleitete ihn hinaus aus dem Gemach bis zur Hausthür. Als er sich dann umwandte, nachdem der Kammerherr fortgegangen, stand hinter ihm die Frau Käthe mit gar düsterm Angesicht und verdrießlicher Miene.

„Nun, ich sehe schon, die Frau Doctorin hat ein wenig in der Kammer daneben gelauscht und hat gehört, was wir gesprochen."

„Ja Martinus," sagte sie unwirsch, „ich habe ein wenig gelauscht! War neugierig, was kurfürstliche Gnaden geben wollten zu unserm Fest, und habe zu meinem Leidwesen gehört, wie der Doctor Martinus nichts annehmen will."

„Wenn Sie gelauscht hat, Frau Käthe, so hat Sie auch wohl die Gründe gehört, weßhalb ich nichts annehmen wollte, und wir haben also nicht nöthig weiter darüber zu reden."

Mit einem freundlichen Lächeln schritt er an ihr vorüber nach der Treppe hin.

Da saß auf der untersten Stufe sein Sohn, der zweijährige Martin, und spielte mit einem kleinen Hündlein, das Melanchton ihm neulich geschenkt hatte, spielte so eifrig, daß er seines Vaters Kommen gar nicht sah.

Luther blieb stehen, schaute lächelnd zu dem Knaben nieder und wandte sich dann an Frau Käthe, die ihm gefolgt war.

„Sieh Sie nur, Frau Doctorin!“ sagte er „dieser Knabe predigt Gottes Wort mit der That und mit dem Werk, da Gott spricht: „„Herrschet über die Fische im Meer und über die Thiere auf Erden!““ Sehet, er herrscht über dies Thier, und der Hund leidet Alles von dem Kindlein.“

„Aber was ist's auch für ein prächtiger Bube!“ rief Frau Käthe mit leuchtenden Augen, indem sie den Knaben von der Stufe empor hob in ihre Arme. „Schauet nur, Herr Docter, was für ein Englein Euch da in's Haus gekommen ist!“

„Es ist wahr!“ rief Martin, indem er mit seinen beiden Händen nach dem Knaben faßte, ihn in die Wange kniff und einen tüchtigen Schmatz ihm auf die Lippen drückte. „Ja einen prächtigen Buben habt Ihr mir da geschenkt, Frau Käthe, und ich danke Gott, daß er von mir nicht verlangt, daß ich ihn schlachten solle wie Abraham! Denn wollte Gott mir auferlegen und anmuthen, daß ich diesen meinen lieben Sohn tödten sollte, so wollte ich wahrlich mit ihm disputiren und zanken!“

„Er wird's nicht thun, und hat's auch nimmer gethan,“ sagte die Käthe lächelnd, indem sie den Knaben in ihre Arme drückte. „Ich kann's nicht glauben, daß Gott sollte begehren, daß Jemand sein Kind für ihn würgte.“

„Er begehrt's auch nimmer,“ sagte Luther; „wenn er's aber wünschte, Frau Käthe, so würde ich zuerst in meiner Vaterzärtlichkeit mit ihm darüber disputiren. Wenn es aber sein müßte, und wenn er's ernstlich beföhle, so gäbe ich alles für ihn hin, mein Kind und mein Weib, wenn's sein müßte.“

Da setzte die Frau Käthe den Knaben auf die Stufen nieder und schaute zürnend zu ihm auf. „Wie, Herr Doctor, auch Euer Weib wolltet Ihr hingeben, wenn's Gott beföhle, und habet sie doch erst Euerm Herrn und Gott geraubt und sie entführt von dem Altare?“

„Hab's gethan und werd's auch nimmer bereuen,“ sagte Luther, indem er sie umhalste und ihr einen Kuß gab, „nein, werd's

nimmer bereuen. Doch wiederhole ich's, wenn der Herr es befehlen würde so würde ich es thun, wenn er aber mein Herzblut dafür annehmen wollte, so gäb' ich's gern hin, und das sei Ihr genug, Frau Käthe. Nun aber, schicket mir den schönen Anzug von dem Herrn Kurfürsten auf mein Zimmer, daß ich ihn anlege, denn Ihr seid schon stattlich angethan im seidenen Kleide und mit dem Kettlein um den Hals, und sehet wie eine Edelfrau und nicht wie eines einfachen Bürgers Frau aus!"

„Keine Edelfrau hat nöthig sich zu putzen, wenn's nicht die Ehefrau des weltberühmten und gelahrten Doctor Martinus Luther kann!" sagte die Frau Käthe, stolz das Haupt zurückwerfend.

Er lachte, nickte ihr zu, schritt die Treppe hinauf und legte dann das kostbare neue Kleid an, welches der Diener ihm heraufgebracht.

Drunten im Hause ward's nun lebendig, da hörte man Stimmen durcheinander, und der Martinus, der sich einen Augenblick noch hingesetzt hatte, um in den Schriften des heiligen Augustinus etwas nachzusehen, schrack zusammen, denn er hörte plötzlich die Stimme des Bürgermeisters Reichenbach.

„Nun muß ich hinunter, sonst würde die Frau Käthe schelten, wenn ich nicht zur rechten Zeit da bin! Hab' sogar noch fremde Gäste geladen, und es ist die höchste Zeit!"

Mit jugendlichen Schritten eilte er nun hinunter in das Wohnzimmer, wo allerdings die Gäste schon versammelt waren und seiner harrten. Da war der Philippus Melanchton, der sanfte, zärtliche Freund mit seiner Ehefrau und seiner Tochter, einem jungen, hübschen Mädchen; da war der Bürgermeister Reichenbach mit der guten Frau Bürgermeisterin, deren Antlitz jedesmal strahlte vor Seeligkeit und Freude, wenn sie ihre liebe Käthe in ihrer Herrlichkeit und ihrem Glück schaute. Sodann war da der Herr Ebers, ein reicher Kaufmann aus Hamburg, welcher expreß die weite Reise unternommen hatte, um dem Herrn Doctor Martinus

Luther seinen Sohn, den er auf die Hochschule zu Wittenberg brachte, daß er seine Studien als Theologe machen sollte, recht zu empfehlen und ihn zu bitten, daß er ein Auge auf ihn habe.

Der Sohn stand ganz im Hintergrund in der Fensternische mit Doctor Martinus ältestem Sohne, Johann, und tuschelte und lachte mit ihm und schien selber noch ein recht kindischer Knabe zu sein, nahm auch nachher gar nicht Theil an der fesselnden und gelehrten Unterhaltung der Herren, während die Frauen sich eifrig unterhielten von ihren Mägden und Küchenangelegenheiten, bis der Wolfgang hereintrat und feierlich meldete, daß angerichtet sei.

Nun gingen sie hinüber in das Eßzimmer auf der andern Seite des Flurs. O da war die Tafel gar stattlich gedeckt, und in der Mitte des Tisches nahm der Doctor Martinus Luther mit der Frau Melanchton Platz, und um ihn reihten sich die andern Gäste.

Die feierliche Taufhandlung hatte man schon am gestrigen Tage, an einem Sonntage, in der Kirche vorgenommen, aber der Doctor Martinus Luther hatte es nicht gewollt, daß an diesem Tage auch das Fest statt finde.

„Den Sonntag muß man heiligen und soll seine Knechte und Mägde nicht beschweren mit allerlei Thun und Arbeit an dem Tage, welcher dem Herrn gewidmet ist.“ Darum hatte man das Fest auf den Montag veranstaltet; und da man nun dem Herrn das Seine gegeben, so konnte man auch heute fröhlich und guter Dinge sein im Herrn.

Die Frau Käthe hatte recht ihre Künste bewiesen und was sie gelernt hatte bei der Frau Bürgermeisterin. Die Gäste alle waren entzückt, wie schön die Speisen bereitet, und wie nett Alles angerichtet war. Zuerst hatte man nur den Speisen obgelegen, aber als der Leib nun gesättigt war, und man die andern Speisen nur zum Vergnügen aß, da konnte man reden und plaudern mit einander, und hinüber und herüber flogen die heitern und witzigen Reden des Herrn Dr. Martinus und des Philippus Melanchton.

Wie sie jetzt lustig die Gläser aneinander klingen ließen

auf das Wohl des jüngst geborenen Paul, da sagte der Melanchton, indem er den magern Finger erhob und dem Martinus drohte:

„Jetzt sollte aber auch unser lieber Doctor ein wenig sorgen für seine netten Kindlein, deren es nun schon viere sind, und wer weiß, wie viel noch nachfolgen!“

„Ich sorge für sie, Philippus, indem ich sie das Vater unser lehre!“ rief Luther ihm zunickend.

„Das Vaterunser ist der beste Trost, Martinus, aber man wird nicht satt davon,“ erwiederte Melanchton leise. „Ihr solltet doch daran denken, wenn Gott der Herr, was noch lange hin sein mag, Euch einstens zu sich ruft, daß Ihr Weib und Kind zurücklasset ohne Noth und Sorgen.“

„Oh ich verstehe,“ rief Martinus, indem er seine braunen Augen hinüberwandte zu der Frau Käthe, „ich verstehe gar wohl! Mein liebes Eheweib hat geplaudert und geklatscht, bevor ich herunter kam, und hat erzählt, was sich Alles heute bei uns begeben hat!“

„Ja,“ sagte die Frau Käthe lachend und schmollend zugleich, „ja, ich habe dem Freunde erzählt, wie Ihr die Pathenthaler unserer Kinder genommen und sie einem armen Manne gegeben, den wir nicht einmal kennen, und wie Ihr auch den schönen Kux ausgeschlagen habt, den Euch der Kurfürst hat anbieten lassen!“

„Kann mir wohl denken, wie böse und zornig meine Frau Liebste gewesen ist,“ sagte Luther. „Nicht wahr Philippus?“

„Nicht zornig just, Herr Doctor, nur ein wenig unzufrieden,“ sagte Melanchton, „und die Frau Doctorin, scheint mir, hat darin eigentlich Recht! Ihr solltet doch daran denken, Euern Kindern ein kleines Vermögen zu sammeln.“

„Nein, Philippus, nein!“ rief Luther heftig, „das darf ich nicht thun, und wißt ihr warum? Wenn ich das thäte, so würden sie sich nicht auf Gott verlassen und auf ihre Hände, sondern auf ihr Geld, und das will ich nicht! Wer hat mir etwas hinterlassen?“

Kein Mensch! ich habe gehungert und gedarbt, und es hat mir nicht geschadet, bin doch ein gesunder und tüchtiger Kerl geworden. So können es die Meinen auch machen — können hungern und darben und sich durchschlagen, und Gott wird's ihnen doch segnen. Warum sollten die Alten sich quälen, damit die Jungen ihr Leben in Bequemlichkeit und sonder Mühe hinbringen? Nein, nicht also, mein Philippus, Gott ist reich und wird uns immer etwas bescheeren, wenn wir's nöthig haben."*)

„Irdischer Reichthum macht nicht glücklich, das haben wir Alle wohl schon oftmals gesehen!"

„Ja wohl!" sagte der Herr Bürgermeister sinnend, „das haben wir Alle schon oft genug gesehen, und jetzunder wieder an dem armen Magister Walther. Ihr wißt wohl, Doctor, er hat die Witwe des reichen Bäckermeisters Ellert geheiratet. Die klugen Leute in der Stadt priesen ihn damals glücklich, daß der dürftige, kleine, schmächtige Mann die große und reiche Partie gemacht!"

„Und Ihr wißt auch, mein lieber Herr Bürgermeister, daß ich Euch damals schon sagte, es sei eine Sünd' und Schand, daß ein junger Mann sich so verkaufen wollte an ein altes Weib, und daß ich ihm gleich prophezeihte, daß es ihm nicht zum Glück gereichen werde!"

„Es hat ihm auch nicht zum Glück gereicht, lieber Herr Doctor!" rief der Bürgermeister lebhaft, „heute Morgen war er bei mir und klagte gar jämmerlich ob seines häuslichen Unglücks und lamentirte über sein Ehekreuz!"

„Er trägt nun die Folgen dessen, was er sich selber eingebrockt," sagte Luther, „habe gar kein Mitleid für solchen Schalksnarren! Denn der ein reiches Weib genommen, der hat dadurch seine Freiheit verkauft, das weiß Jeder. Wenn ein armer Gesell eine Reiche bekommt, so will sie Herr sein, und wenn er ein Wort

*) Luthers eigene Worte.

sagt, das ihr nicht gefällt, so wirft sie das Maul auf und muckt ihm auf: Du Stümper, hättest müssen ein Bettler sein, wenn ich Dich nicht genommen hätte! „Ach ich hätt' es wohl gern, wenn mir meine Frau Käthe auch einmal so über's Maul führe!"

„Nun," sagte die Frau Käthe, „was würdet Ihr denn thun, lieber Herr Doctor, wenn ich so thäte?"

„Was ich thun würde?" rief der Martinus ihr zunickend. Ich will Ihr's sagen, liebe Käthe. Sie würd' dabei nicht viel gewinnen, nichts als ein Maulschellium."*)

Da lachten sie Alle fröhlich auf, nur die Frau Käthe schaute ein wenig beschämt drein, und der Scherz ihres lieben Herrn schien ihr gar nicht recht zu gefallen. Während sie so Alle sprachen und sich unterhielten, saß der Sohn des reichen Kaufherrn Ebers still am Tische, hörte nicht auf die gelehrten und witzigen Gespräche, sondern schaute nur immer auf den köstlich duftenden Gänsebraten hin, der vor der Frau Käthe stand, und den sie ganz vergessen zu haben schien über den Gespräch; aber des Kaufmanns Sohn vergaß den Gänsebraten nicht einen Augenblick, und ganz langsam und leise begann er die duftende braune Haut abzuziehen, während die Andern disputirten.

Die Frau Melanchton sah es, stieß den Martinus Luther mit dem Ellenbogen an und bedeutete ihn, was jener that. Martinus sah es wohl, nickte der Frau Melanchton zu und sprach und disputirte weiter, sprach gar holdselig von seiner lieben Frau Käthe und entschuldigte sich bei ihr, daß er nur einen unziemlich kleinen Spaß gemacht habe, und ward auf einmal ganz ernst, stand auf, schritt zu ihr hin, legte seine beiden Arme um ihren Hals und küßte sie.

„Die höchste Gnade und Gabe Gottes ist es, ein fromm, freudig und gottesfürchtig Gemahl zu haben, mit der man friedlich lebet,

*) Luthers eigene Worte, Siehe: Tischreden von Doctor Martinus Luther §. 10, Seite 1699.

mit der man so liebe Kindlein hat, und der man all sein Gut, und was man hat, anvertrauen kann, ja, Leib und Leben selbst! Ich achte dich theurer, meine Käthe, denn das Königreich Frankreich und der Venediger Herrschaft. Denn mir ist ein fromm Weib von Gott in Dir gegeben, und nicht bloß hab' ich Dich lieb, sondern ich halte Dich auch hoch und werth, weil Du Glauben hältst und Ehrlichkeit und Treue wie es einem treuen und züchtigen Weibe geziemt."*)

Sie hielten sich fest umschlungen und küßten sich. Am Tische war's still geworden, die Augen der Freunde hatten sich mit Thränen der Rührung und Freude gefüllt. Nun nahm der Martinus seinen Platz wieder an der Tafel ein, und weil sie alle so gerührt waren und er selber auch, so wollte er rasch die ernste Stimmung mit einem Scherzworte wieder hinweg lächeln, schlug auf den Tisch, nahm sein Glas empor und nickte der Frau Käthe zu.

„Aber Käthe, Du kannst auch Gott danken, denn er hat Dir einen frommen Mann gegeben, der Dich lieb hat! Du bist eine Kaiserin und besitzest das größte Gut: eine fromme und gottesfürchtige Person zum Ehemann!"

„Wahr gesprochen!" rief Melanchthon sein Glas erhebend. Wollen darauf die Gläser aneinander klingen lassen zur Ehre des lieben Ehepaars, des Doctors Martinus Luther und der Frau Doctorin!"

Sie ließen die Gläser lustig tönen und hatten sich Alle von ihren Sitzen erhoben. Der junge Studiosus aber war sitzen geblieben, und während sie alle lustig tranken und anstießen, da aß er wohlgemuth an der fetten, braunen Haut, die er der schönen braunen Gans vom Leibe gezogen.

Wie sie nun wieder sich niedergelassen, wandte der Martinus sich hin zu dem reichen Kaufmann, der neben der Käthe auf der andern Seite saß.

---

*) Luthers eigene Worte, Siehe Tischreden von Doctor Martin Luther Seite 1724.

„Sagt mir doch, lieber Herr, wenn Ihr Euren Sohn nicht bestimmt hättet, ein Theologe zu werden und ein Gelehrter, wozu hättet Ihr ihn dann wohl sonst bestimmen können?“

„Lieber Herr Doctor, wenn er nicht die Anlagen und die Lust gehabt und es mir nicht selber zur Ehre gereichte, daß er bei Euch zur Schule gehen sollte, so würde er ein Kaufmann geworden sein! Gewiß nichts anderes als ein Kaufmann.“

„Ein Kaufmann?“ sagte Martinus lustig, „es gäbe noch ein anderes Gewerbe für ihn! Ich meine, er müßte ein Gerber werden, denn sehet nur, wie gut er versteht, mit Häuten umzugehen! Er hat die Gans schon völlig abgehäutet.“

Wie er das sagte, blickten sie Alle auf den Sohn des Kaufmanns hin und lachten laut auf. Nur der reiche Kaufmann machte ein düsteres Gesicht, stand auf, ging zu dem Martinus hin und bat ihn um Verzeihung, daß sein Sohn so wenig gute Lebensart besäße, und er möchte ihm erlauben zur Entschädigung einige Flaschen alten Weines aus dem Rathskeller holen zu lassen. Aber der Martinus schüttelte heftig sein Haupt.

„Wenn's ihm geschmeckt hat, so mag's gut sein, und was den alten Wein betrifft, den haben wir selber. He, Wolfgang! Gehe doch in den Keller und hole einige Flaschen von denen, welche dort in der Ecke stehen, und die kurfürstliche Gnaden uns zum ersten Pathengeschenk gemacht! Und dann wollen wir lustig sein, und den Gänsebraten verspeisen wir auch ohne braune Haut. Fröhlich wollen wir sein im Herrn und durch seine Liebe; denn mehr, als ich je denken und erwarten konnte, hat mir der Herr gegeben: ein liebes Weib, treue Freunde, Ansehen und Achtung vor der Welt, liebe und gute Kinder, und endlich vor allen Dingen hat er mir Kraft gegeben zu meinem großen Werk. Die Schächer und Kaufleute habe ich ausgetrieben aus den Tempel des Herrn, und sie sollen nicht mehr Handel treiben mit unserer Seligkeit und unserer Sündenlast. Das war meines Lebens Ziel und Aufgabe, und ich habe sie erfüllt. Nicht blos mit meiner

Kraft, sondern mit Gottes Kraft und mit dem Beistand meines geliebten und großen Freundes Philippus Melanchton, dem ich alles verdanke. Diesen Kuß, mein Philippus, den gebe ich Dir aus meines Herzens Grunde, in Dank und Freudigkeit, daß Du mir geholfen hast an dem großen Werk!"

Die beiden tapfern und gelehrten Herrn umarmten und küßten sich inbrünstig, und dann hieß Luther dem Wolfgang seine Zither herbeiholen.

„Denn," sagte er, „ohne Musik giebt es kein Fest! Die Musik erhebet die Herzen und reget uns an zu frohen und guten Empfindungen. Drum lobe ich mir auch die Herzöge von Baiern, obwohl sie mir abgeneigt sind, vor allen Fürsten, weil sie die Musik lieb und werth halten. Denn das ist kein Zweifel, daß der Name Gottes herrlicher in denen Gemüthern anzutreffen, die von der Musik berühret werden; die aber dafür keine Empfindung haben, die halte ich den Götzen und den Steinen gleich, und ich sage frei heraus und schäme mich nicht, zu behaupten, daß neben der Theologie nichts sei, was mit der Musik könnte verglichen werden, weil allein diese neben der Theologie es vermag, die Ruhe des Herzens und ein fröhlich Gemüth zu schaffen."

„So gebet mir denn meine Zither, und lasset uns singen im frohen Chor ein neues Liedlein, das ich mir erdacht! Einen Canon, den Ihr singen sollet heute zur Ehre unserer Frauen Nun stimmet an:

„Wer nicht liebt Wein, Weib, Gesang,
Der bleibt ein Narr sein Lebelang!"

Und sie sangen es alle laut im schmetternden Chor, das Lied des Doktors Martinus Luther:

„Wer nicht liebt Wein, Weib, Gesang,
Der bleibt ein Narr sein Lebelang!"

---

*) Siehe Leben, Thaten und Meinungen des Doctors Martinus Luther Seite 121.

XVI.

Prinzessin Margarethe.

Ganz Neapel war heute am 19. September 1535 in freudiger Aufregung, und Tausende von Menschen erfüllten den großen Platz vor dem Hafen. Dort lag das reich mit Flaggen, mit Kränzen, mit Teppichen und Fahnen geschmückte Schiff, in welchem Kaiser Karl angelangt war auf seiner Heimreise von Tunis.

Neue Lorbeeren hatte er dort um sein Haupt gewunden, neue Siege glänzten von seiner Stirn. Den Seeräuber Barbarossa, das Schreckgespenst aller Meere, hatte er bezwungen, und von Tunis kam er zurück als Sieger und Held und wollte jetzt seinen Einzug halten in Neapel.

Jauchzend begrüßte den heimkehrenden Kaiser das italienische Volk; hinausgeströmt zum Hafen war die ganze Bevölkerung, und in der Toledostraße, welche jüngst erst von dem Statthalter des Kaisers ihren Namen erhalten, und in welcher Palast sich an Palast reiht, war alles geschmückt mit Wimpeln und Fahnen, mit Kränzen und Teppichen. In kostbarem Putz lehnten in den geöffneten Fenstern die schönen Damen von Neapel, Kränze und Bouquets in den Händen haltend, bereit sie dem Helden zuzuwerfen, wenn er an ihnen vorüberkommt.

An der Ecke der Toledostraße, wo sie ausmündet auf die Piazza Reala hatten sich die beliebtesten Improvisatoren aufgestellt, um dem Volke in begeisterter Rede zu künden von den großen Thaten und den ruhmreichen Siegen des Helden Karl V. Und die Menge, welche in buntem Gewoge die ganze Piazza Re=

ala erfüllte, lauschte athemlos auf den Hymnus des Ruhms, der von den Lippen der Improvisatoren jubelte zrr Ehre des Kaisers!

In Tunis hatte er die Barbaren besiegt, den Dey gedemüthigt und ihm den Fuß auf das sonst so trotzige Haupt gesetzt. Zwanzig Tausend Christensclaven hatte er dorten befreit und führte sie nun hierher in das Land der Freiheit, der Wissenschaft und Künste.

Und wie die Improvisatoren dies kündeten, jubelte das Volk laut auf vor Entzücken über den Kaiser und das eigene herrliche Vaterland, schmetterten die Fanfaren und die Improvisatoren riefen: „Es lebe Karl V.!"

Jubelnd stimmte alles ein in den begeisterten Ruf: „Es lebe Karl V!"

Wie Sturmgebrause flog der Ruf dahin durch die Toledostraße, wo das Volk sich drängte, dort nach dem Ausgange hin, von wo jetzt im Sonnenglanz Helme blitzten und Lanzen funkelten, dorthin, von wo Karl gezogen kam.

Zuerst jetzt die hohe Geistlichkeit von Neapel, welche dem Kaiser entgegengegangen war bis zum Hafen; drei Cardinäle, fünf Bischöfe, und dahinter in goldenen Tiaren alle die Geistlichen und Domherren der Stadt, dann in blitzenden Panzern und Helmen die deutsche Leibgarde des Kaisers, mit den Morgensternen und Lanzen, auf den prächtigen Rossen, deren Brust bepanzert war, wie die ihrer Herren. Hinter ihnen tummelten sich auf kleinen Rossen die spanischen Pagen in den goldgestickten Sammtkleidern, die Baretts mit langwallenden Federn geschmückt, das spanische Mäntelchen auf den Schultern mit goldenen Agraffen befestigt. Schön waren sie anzuschauen und lieblich, und die Damen, welche von den Fenstern herniederschauten auf die allerliebste Leibgarde des Kaisers, konnten sich nicht enthalten, einige von den Bouquets, die für den Kaiser bestimmt waren, herniederzuwerfen zu den Pagen, die dann mit ihren schwarzen Augen dankend emporschauten und den schönen Signori die feurigsten Grüße entgegenlächel-

ten. Hinter den Pagen aber kamen nun in langer unendlicher Folge die zwanzigtausend Christensklaven, die Befreieten, welche der Kaiser heimgebracht aus Tunis. Das Volk jauchzte ihnen entgegen und begrüßte sie mit lauten Segenswünschen.

Dann aber auf einmal ward Alles still und Aller Blicke wandten sich hin auf den glänzenden Zug, der jetzt heran kam. Zuerst wieder ein Trupp Soldaten in deutscher Tracht, schwarz, roth und gold, dann die Spanier in ihren prachtvollen Uniformen; dann ein Zwischenraum von zehn Schritt und jetzt auf hohem, schwarzen Rosse ein einzelner Mann.

Niemand vor ihm, Niemand hinter ihm; allein, wie das Schicksal, wie der Ruhm, wie die Größe schreitet, allein kam der Kaiser Karl V. daher gezogen.

Wer will es wagen, neben ihm zu stehen, der die Welt zu seinen Füßen sieht, in dessen Landen die Sonne niemals untergeht, auf dessen Haupte mehr Lorbeeren noch glänzen als Kronen?

Wer will es wagen, zur Seite Karl V. zu reiten, der eben heimkehrt von neuem Siegeszuge?

Allein reitet er dahin auf seinem schwarzen Rosse, in schwarzen Sammet gekleidet, auf dem Haupte ein schwarzes Barett, von dem eine lange Straußenfeder niederwallt auf seine Schulter und befestigt ist über seiner Stirn mit einem großen Brillanten, der wie ein Stern auf seinem Haupte funkelt. Bleich sind seine Wangen und ernst der Blick dieser großen dunkelblauen Augen, die hinschauen auf die Menge zu beiden Seiten, auf die Menge, die vorher so laut gejubelt hat und nun, still vor Bewunderung über diese erhabene Erscheinung, sie schweigend und athemlos vorüber läßt.

Dann aber, als sie diesen großen geheimnißvollen Augen nicht mehr begegnen, dann brechen die Tausende aus in ein lautes Jubelgeschrei, und es hallt hinter ihm wie die Fanfaren seines Ruhms: „Es lebe der König, der Kaiser Karl!"

Und nun, als ob der Himmel plötzlich sich öffnete und Blumen herniederregnen läßt, nun wirbeln von allen Fenstern Bouquets, Kränze und Blumen hernieder auf den Pfad des Kaisers, daß sein Pferd stolpernd, mühsam in dem duftigen Meere dahin schreitet, daß er selber belastet von Kränzen, Guirlanden und Bouquets, kaum Platz noch hat auf dem breiten Sammetsattel seines Rosses.

Aber doch scheint er sein Herz zu erquicken, dieser Blumenregen, mit welchem das Volk von Neapel, mit welchen die Schönen aus den Fenstern ihn begrüßen. Eine leichte Röthe färbt die bleichen Wangen, und es schwebt um die zusammengepreßten Lippen wie ein Lächeln.

Langsam bewegt sich der Kaiserzug weiter, die Straße Toledo hinunter, über die Piazza Reala, dem Königsschlosse zu.

Von dorther kommt ihm jetzt der Vicekönig in allem Pomp der Würde, welche Karl V. seinem Vasallen ertheilt hatte, entgegen, gefolgt von seinem ganzen Hofstaat und von den Nobili des Königreichs. Demüthig beugen sie Alle das Knie vor ihm, welcher Kaiser ist in den deutschen Landen, welcher König ist in Neapel, wie er es in Spanien ist, König auch in der andern Welt, in Indien und in Amerika!

Nun, wie Karl V. eben, die Seinen zu begrüßen, hinuntersteigt von seinem Pferde, dessen Steigbügel die spanischen Pagen halten, da neigt sich oben von dem großen Balkon des Schlosses ein junges Mädchen hernieder; einen vollen Rosenkranz hält sie in den Händen und lächelnd wirft sie ihn so geschickt hinab, daß er niedersinkt auf das Haupt des Kaisers. Der schaut empor. Wie ein freudiger Schreck zuckt es durch seine Glieder und seine Augen blitzen höher auf, als er mit dem Haupte einen Gruß empor nickt zu dem jungen, schönen Mädchen dort. Sie lächelt und fühlt, wie aller Augen sich nun empor richten zu ihr, und ein süßes Erschrecken macht sie erbeben; die Augen der Menschen scheinen sie zu ängstigen und sie zieht sich zurück von dem Balkon in das Gemach.

Der Kaiser aber, gefolgt von seinem Vicekönig, von den Grafen und den Nobili, schritt nun in's Schloß hinein und die Marmortreppe hinauf in den großen Empfangsaal. Da begrüßte er mit kurzen Worten seinen Vicekönig, seine Vasallen und Diener.

Sie neigten sich vor ihm tief bis zur Erde und der Vicekönig bat in demüthiger Rede, daß der Kaiser und König ihm, und der Stadt Neapel solle die Gnade erweisen, einige Tage hier zu ruhen von seinem Siegeszuge und der beglückten Stadt die Gunst zu erzeigen, daß sie durch alle Zeiten sich rühmen dürfe, der große Sieger von Tunis habe auf seiner Heimreise Neapel den Vorzug gegönnt, dorten auszuruhen.

Der Kaiser nickte: „Sagt meiner Stadt Neapel, daß ich ihr danke für den Willkommen, den man mir heut bereitet hat, und daß er meinem Herzen wohl gethan; sagt ihr ferner, daß ich, ihren Wünschen gerne nachgebend, vier Tage hier ausruhen will. Doch bitte ich, daß man alle großen öffentlichen Feste meiden und es genug wolle sein lassen an dieser Festlichkeit des Einzugs, die mein Herz erfreut hat. Wir haben Geschäfte hier; der Ernst der Zeiten nimmt unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch und läßt es nicht zu, daß wir in heiteren Festen uns zerstreuen.“

„Moncenigo,“ wandte der Kaiser sich dann an den Vicekönig, indem er in eine Fensternische zurücktrat, „Moncenigo, sagt mir sind die Gesandten von Florenz schon angelangt?“

„Nein, Kaiserliche Gnaden, noch nicht,“ erwiederte Moncenigo achselzuckend, „doch erwarte ich sie in jeder Stunde und muß bekennen, daß mich ihr Zögern in Verwunderung setzt. Eure Majestät hatten gnädig bewilligt, daß die florentinischen Nobili und Geistlichen hierherkommen sollten, um Eurer Majestät ihre Klagen gegen den Herzog vorzubringen, und das war eine Gunst, die, wie mich dünkt, die Herren ernster hätten aufnehmen sollen. Statt daß es jetzo Eure Majestät ist, welcher ihr Kommen erwarten muß, hätten sie, wie mich bedünkt, längstens schon hier sein müssen, um Eure Majestät hier zu erwarten.“

Ein langer forschender Blick des Kaisers traf das Angesicht des Vicekönigs. „Du bist ein Freund des Herzogs Alexander?“ fragte er.

Moncenigo begriff den Vorwurf, der in dieser Frage lag und senkte beschämt die Augen nieder.

„Ein Freund,“ wiederholte der Kaiser, „und hoffentlich ein uneigennütziger, Moncenigo; doch wünsche ich, daß man auf meine Entschlüsse nicht einzuwirken trachte. Ich habe die florentinischen Nobili hierher beschieden, um ihre Klagen zu vernehmen und sie haben vielleicht Entschuldigung für ihr spätes Kommen. Bis dahin soll sich Niemand ein Urtheil über sie erlauben. Dies bedenke Moncenigo.“

Er nickte ihm zu, grüßte dann mit einer leichten Bewegung seines Hauptes und schritt durch den weiten Saal dahin nach der Thüre, neben welcher die spanischen Pagen tief geneigt standen. Der Kaiser schritt an ihnen vorüber, hinein in die lange Reihe der Gemächer, die sich jetzt vor ihm aufthaten. In dem ersten derselben standen die Hausbeamten des königlichen Schlosses, und der Kaiser grüßte sie mit einem Winken seiner Hand; dann als er nun in die inneren Privatgemächer eintrat, als hinter ihm das Geräusch seiner Herrlichkeit mit all den lauschenden Gesichtern und den beobachtenden Augen verschwand, als die Pagen die Thüre seines Wohnzimmers hinter ihm geschlossen, dann blieb der Kaiser einen Moment stehen und schaute sich um. Als er sich überzeugt hatte, daß er allein war, daß keine neugierigen, forschenden Blicke ihn mehr verfolgten, eilte er hastigen Schrittes durch das Wohnzimmer dahin nach dem anstoßenden Gemach; da hatte er eine weibliche Gestalt gesehen im weißen Atlaskleide, dasselbe, das er vorher von dem Balcon geschaut. Nun trat er ein; und sie flog ihm entgegen, die zarte schlanke Mädchengestalt; nun schlangen sich zwei weiche Arme fest um seinen Hals, und zwei Lippen glühten auf seiner Stirn mit zärtlichem Kuß. „Willkommen, mein Kaiser, mein Vater und Herr!“

„Willkommen, Margarethe, meine Tochter," sagte der Kaiser mit innigem, zärtlichem Ton, indem er zum zweiten Male ihre Lippen küßte und dann machte er sanft ihre Arme von seinem Halse los und trat zurück, um sie anzuschauen, diese schöne, stolze Gestalt, dies von Glanz, Anmuth und Jugend zugleich strahlende Angesicht. „Du bist schön, Margarethe," sagte er, „schön und glänzend wie der Morgenstern oder wie die aufgehende Sonne, und das sollst Du sein, Margarethe, eine Sonne sollst Du sein, welche aufgeht über einer Welt des Schmerzes und des Krieges, welche aufgeht zur Lust und zur Hoffnung eines ganzen Volkes; dazu habe ich Dich bestimmt, meine Tochter, und darum habe ich Dich hierherberufen."

„Und daß Ihr mich rieft, mein Vater und mein Herr, das danke ich Euch jetzt auf meinen Knieen," flüsterte Margarethe, indem sie die Knie beugte vor dem Kaiser und mit zärtlichem Lächeln zu ihm aufschaute. „O, Ihr wißt nicht, mein Kaiser, wie sehr sich meine Seele gesehnt, wie mein Herz geglüht hat, dem Wiedersehen mit Euch entgegen. Fünf lange bange Jahre bin ich von Euch getrennt gewesen! Kaum eine Kunde gelangte zu mir, und nur durch die Königin und Statthalterin Marie vernahm ich von Euch; nun sagt mir, Herr Vater, hattet Ihr mich vergessen, hattet Ihr keinen Moment, um Eurer Margarethe zu schreiben ein einziges, liebes Wort, das mir sagte: Der Kaiser, Dein Vater gedenkt Deiner?"

Er schaute mit einem lächelnden, zärtlichen Blick zu ihr nieder. „Nein Margarethe, vergessen hatte ich Dich nicht! Doch mußt Du bedenken, Kind, daß vielerlei Sorgen und Mühen mein Herz beschwerten, und daß dem Kaiser kaum eine Minute Zeit geblieben, um Vater zu sein. Aber daß ich Dein gedacht, das siehst Du, Margarethe, denn als ich fortzog nach Tunis, da war meine letzte Botschaft nach den Niederlanden hin gerichtet und beschied Dich hierher, meine Tochter! Und nun bist Du da, und mein Herz heißt Dich willkommen, und meine Augen grüßen Dich mit Freude und Lust. Du bist schön, Margarethe, und Du bist es werth, eines

Kaisers Tochter zu sein. Nun komme noch einmal in meine Arme, Kind, laß Dich noch einmal anschauen.“ Er hob sie empor von ihren Knieen und blickte ihr fest und tief in's Angesicht.

Sie lächelte und eine hohe Purpurgluth überdeckte ihre Wangen.

„Ist es denn wirklich wahr,“ sagte der Kaiser leise, wie zu sich selber, „bist Du wirklich erst dreizehn Jahre, täuschen mich meine Erinnerungen nicht? Kann es sein, daß diese vollendete Gestalt, dieses ernste, gedankenvolle Angesicht einem jungen Mädchen von dreizehn Jahren angehört? Margarethe, bist Du denn wirklich meine Tochter, das Kind, welches ich vor fünf Jahren in Augsburg gesehen und das damals mit seinem altklugen Gesicht mich lächeln machte?“

„Ihr sagtet mir damals, mein Vater,“ flüsterte sie leise und lächelnd, „ich sei wie ein Mädchen von sechzehn Jahren, die Jahre zählten bei mir doppelt, wie bei den Kriegern im Dienst, und so bin ich denn jetzt eine alte Jungfer, die mehr als dreißig Jahre zählt.“

Der Kaiser lachte vergnügt. „Und die wir demgemäß so rasch wie möglich vermählen müssen, meine schöne Margarethe. Du weißt doch, Kind, weshalb ich Dich hierher beorderte?“

„Ich hoffte, Majestät,“ sagte sie ausweichend, „es geschähe, weil Ihr mir die Wonne gönnen wolltet, Euch zu begegnen, Euch zu sagen, wie tief ich Euch liebe, wie innig ich Euch verehre.“

„Das ist freilich eine Musik, die meinem Ohre wohlthut,“ sagte Carl mit einem sanften Lächeln, „eine Musik, die prächtiger und lauter in meinem Herzen wiedertönt als alle Siegesfanfaren! Doch dürfte ich nicht um dessentwillen von so fern her ein junges Mädchen kommen lassen, wenn ich nicht andere Zwecke und Ziele hätte. Ich habe Dich hierhergerufen, Prinzessin Margarethe, um Dich zu vermählen mit dem Herzog von Florenz, mit Alexander Medici! Warum schrickst Du zusammen?“ fragte der Kaiser, „warum senkst Du die Augen nieder?“

„That ich das?“ flüsterte sie schüchtern.

Der Kaiser, immer noch die Blicke fest auf sie gerichtet,

legte die Hand unter ihr Kinn und richtete das Haupt, das sie gesenkt hatte, langsam empor. „Schau mich an," sagte er leise.

Margarethe hob die großen, von langen schwarzen Wimpern beschatteten Augen zu ihm auf! Ihre Blicke begegneten sich, und der Kaiser neigte sich tief über ihr Angesicht und schien zu lesen in diesen schwarzen funkelnden Augen, lange zu lesen die geheimnißvolle Schrift, welche ihr Herz in dasselbe eingezeichnet. Das waren Margarethens Augen. So hatte Margarethe von Bomgeest ihn angeschaut in den seligsten Stunden seiner Liebe, so hatte sie ihn angelächelt, als sie Beide über die Wiege des Kindes geneigt, die Arme in einander geschränkt, in seligem Entzücken sich des Daseins dieser Tochter zuerst gefreut! Ja, so hatte Margarethe zu ihm aufgeblickt, wie jetzt es ihre Tochter that, und dann hatte sie mit leisem Geflüster zu ihm gesagt: „Karl, Deine Liebe zu mir wird vergehen, wie der Sonne Glanz und wie die Jugend verblaßt; aber schwöre mir, daß Du eingedenk sein willst dieser Stunde unseres Glückes! Schwöre mir, daß Du unserm Kinde ein zärtlicher und großmüthiger Vater und Herr sein willst, schwöre mir, daß Du ihr Herz nicht brechen willst, wie so oft die Herzen der Prinzessinnen von der Politik und der schonungslosen Pflicht gebrochen werden; Margarethe ist ein Kind der Liebe, so laß die Liebe über ihr leuchten ihr Leben lang. Schwöre mir das!"

Und er hatte es geschworen mit einem heiligen Eidschwur, hatte es geschworen auf das Haupt seines Kindes und auf das Herz seiner Geliebten, daß er Margarethe glücklich machen wolle und daß nimmer und nimmermehr die Tochter seiner Liebe hinter Klostermauern ihr Leben vertrauern solle. — Er gedachte dessen in dieser Stunde, und all die Wonne und all das geheimnißvolle, süße Wehe jener Tage flammte in seinen Erinnerungen empor. „Margaretha," sagte er sanft, „hast Du Vertrauen zu mir?"

„Ja," flüsterte sie leise, „ich vertraue Euch, mein Herr und Kaiser, wie ich Gott vertraue."

„So sage mir, mein Kind, ob dein Herz dieser Vermählung mit dem Herzog von Florenz widerstrebt, sage mir, ob dieses Zit-

tern, dieses Beben, welches vorher Deine Gestalt durchrieselte, ein Zeichen ist von einer andern Liebe? Sage mir ehrlich und offen, denn diese Stunde entscheidet über Deine Zukunft, sage mir, liebst Du einen Andern?"

„Nein!" sagte sie, das Haupt stolz emporrichtend, „nein, mein Vater! Und wie sollte ich auch? Ich habe keinen Mann gesehen und gesprochen, seit wir uns damals in Augsburg trennten! Ich folgte meiner Tante, der Königin Marie, nach den Niederlanden, und dort habe ich bis hierher nur den Studien, den Wissenschaften gelebt, mich nur vorbereitet auf die Zukunft, deren Bestimmung allein dem Kaiser gebührt. Eure Majestät sagte mir damals, daß Ihr mich dem Herrn von Medici verlobt hättet, daß Ihr ihn um meinetwillen zum Herzog von Florenz erheben wolltet, und daß ich bestimmt dazu sei, dem unglücklichen, von langen Kriegen blutenden Italien den Frieden zu geben. Dies nur, mein Herr und Kaiser, habe ich gedacht und Euch nur habe ich geliebt. Der Gedanke an Euch hat mein ganzes Wesen erfüllt und nichts will ich sein und nichts bin ich, als ein Werkzeug in Euren Händen, mein Kaiser und mein Vater¡"

Er neigte zustimmend sein Haupt und küßte ihre Lippen. „Das heißt groß und schön gesprochen, meine Tochter, und nun freue ich mich Deiner aus tiefster Seele, denn ich schaue in diesem Moment in Dein innerstes, unschuldvolles Wesen hinein und ich weiß, daß Du zu großen Dingen bestimmt bist. Dein Kopf beherrscht Dein Herz, und das ist auf dieser Welt das Höchste und das Beste, denn nur so kann man zu großen Zielen emporstreben! Du sollst Deine Bestimmung erfüllen, Margarethe, eine glanzvolle, ruhmreiche Zukunft erwartet Dich, und ich weiß nun, daß Du ihrer würdig sein wirst. Noch heute sende ich einen Courier ab nach Rom, wo jetzt bei seinem Oheim, dem Papste Clemens, der Herzog von Medici sich befindet. Er wird hierherkommen zur Vermählung mit meiner Tochter Margarethe, und wenn ich weiter ziehe, so lasse ich in Italien eine Bundesgenossin zurück: die Herzogin von Florenz, Margarethe, meine Tochter."

XVII.

Kläger und Angeklagte.

Lange noch, nachdem der Kaiser Margarethe verlassen hatte, ging sie in ihrem Gemache auf und ab. Jedes Wort, welches Karl zu ihr gesprochen, in ihrem Innern wiederholend und es prüfend mit ihrem scharfen Geiste, der weit hinaus über ihre dreizehn Jahre gereift und gebildet war. Die Königin Marie, die neue Statthalterin von Burgund, hatte vollendet, was Margarethe, ihre Vorgängerin begonnen, hatte die Tochter des Kaisers gebildet zu einem Staatsmann, zu einem Gelehrten. Nicht achtend ihrer Jugend, ihres Geschlechts hatte sie nur die Bestimmung im Auge gehabt, welche der Kaiser seiner Tochter geben wollte.

Margaretha, die kaiserliche Prinzessin ohne Namen, sollte und mußte ein Werkzeug sein in der Hand der Politik, und dazu allein mußte sie vorbereitet und gebildet werden. Was kümmerte es die ernsten, gelehrten Professoren, welche allein die Umgebung Margaretha's ausmachten, ob das Herz dieses jungen Wesens, welches sie kaum als ein Mädchen betrachteten, kaum als etwas Anderes, denn eine Schale, in welche sie den Inhalt ihrer Gelehrsamkeit hineingoßen, was kümmerte sie es, ob ihr Herz dabei verkümmerte und zu Grunde ging? Wenn nur der Inhalt, den sie dieser Schale gegeben, wie eine Oriflamme aus ihr hervorstrahlte zur Ehre des Kaisers und zum Ruhme der großen Gelehrten, welche ihr diesen Inhalt gegeben!

Margarethe war in den Niederlanden gefeiert und angestaunt. Die Königin Maria hatte oft die Professoren, welche sie umgaben zu gelehrten Disputationen zu sich berufen, und der Hof hatte dann staunend die klugen weisen Reden der Prinzessin mit

dem ernstem Gesicht und den tiefblauen Augen ihres Vaters angestaunt.

„Ein Wunder von Gelehrsamkeit!“ Das war alles, was man von Margarethe wußte, Alles, was man lobend und preisend von ihr sagte! Von ihrem Herzen, von ihrer Schönheit, von ihrer Jugend hatte Niemand gesprochen. Niemand beobachtete es, Niemand vielleicht kannte es, dieses geheimnißolle, ernste Wesen, das nie eine Klage auf seinen Lippen hatte, nie sich beschwerte über eine freudlose düstere Jugend, sondern ohne Lächeln, ohne Sonnenglanz durch die Jahre ihrer Kindheit dahingeschritten war, mit dem tiefen Ernst eines gelehrten Forschers in den Folianten, den Manuscripten studirt und sich die Geschichte ihrer Zeit eingeprägt hatte um von ihr zu lernen.

Und kannte sie sich selber wohl? Wußte sie, daß auf dem Grunde dieses Herzens die Jugend, die Leidenschaft schlummernd noch lag, harrend des Augenblickes, der sie wecken, der Hand, welche sie aus ihrem Traum aufrütteln sollte? Wußte sie, daß ein Mädchen von dreizehn Jahren nicht weiter schreiten wird in die Zukunft hinein als ein trockener Gelehrter, der mit der Welt abgeschlossen hat, sondern daß sie ist wie eine Rosenknospe, welche beim ersten Sonnenstrahl ihre Blätter entfalten, ihren Duft ausströmen und das süße Geheimniß des Lebens erkennen wird, das süße Geheimniß der Liebe?

Sie hatte sich nie danach gefragt. Sie wollte nichts wissen, als daß sie die Tochter des Kaisers sei, auserkoren zu einer großen Zukunft, auf welche sie sich vorbereitete mit ihren ernsten Studien. Sie konnte nun lateinisch und griechisch lesen und sprechen, sie verstand spanisch, französisch und deutsch sich auszudrücken, und war Meisterin der italienischen Sprache. Diese Sprache ihrer künftigen Heimath hatte sie sich tief in die Seele geprägt. Und so war sie fortgeschritten auf ihrem düstern Lebenswege, ausschauend in die Zukunft, welche ihr eine goldene Krone zeigte, die Krone dieses Herzogs von Florenz, dem sie damals zu Augsburg, als achtjähriges Kind, schon begegnet war.

Seitdem hatte sie seinen finstern Blick, sein spöttisches Lächeln vergessen, oder wenn sie daran gedacht, hatte sie ihm verziehen. Denn wahrlich, gar seltsam mochte es gewesen sein, dieses Kind von acht Jahren mit dem Ernst einer erwachsenen Person und mit dem kindischen Gesichte dazu!

Sie lächelte über sich selbst, wenn sie daran dachte, und wußte kaum, daß sie noch jetzt ein Kind sein müßte, während sie doch mit ihren dreizehn Jahren schon ernst und fest war, nicht wie ein Weib, sondern wie ein Mann! Das hatten ihr die Gelehrten und Professoren gar oft gesagt. Sie wußte, daß es so war, und sie war zufrieden, und vermißte nichts!

„Vor allen Dingen," hatte die Statthalterin beim Abschied zu ihr gesagt, „vor allen Dingen hüte dein Herz, auf daß es nimmer erwache, Margarethe! Denn gar unglückselig und beklagenswerth sind wir Prinzessinen, wenn unser Herz wählen möchte, da es doch nicht kann und darf!"

Und Margarethe hatte ihr mit Lächeln geantwortet. Sie war ihres Herzens sicher, das meinte sie, oder vielmehr, sie hatte kein Herz, nur einen Kopf. Und dieser Kopf gehörte ihrem Vater, gehörte ihrer glanzvollen Zukunft! —

Sie dachte daran, wie sie jetzt in dem einsamen Gemache auf und niederging, dachte der Vergangenheit, die hinter ihr hinabgesunken, die den Abgrund nur ausfüllte, über den sie dahinschreiten sollte aus der Dunkelheit und Zweideutigkeit ihrer früheren Stellung in eine glanzvolle mächtige Zukunft.

„Herrschen will ich, herrschen, nichts weiter als das!" sagte sie zu sich selber, indem sie hinaustrat auf den Balcon und die großen Augen emporrichtete zu dem mit Sternen übersäeten Himmel, der sich wiederspiegelte in dem tiefen Meer, das murmelnd seine Wogen zu ihren Füssen an die Mauern des Palastes schlug.

„Ja herrschen will ich! Mein Name soll gelesen werden in den Büchern der Geschichte! Das ist's, wonach allein mein Herz sich sehnt! O Tante Maria, ich habe nicht nöthig die Liebe zu fliehen, denn ich habe kein Herz!"

Sie hatte das laut gesagt, und jetzt schrack sie doch zusammen vor dem Laut ihrer eigenen Stimme, und es klang schauerlich durch die Nacht, das trostlose Wort: „Ich habe kein Herz!“

Unwillkührlich zuckte ihre Hand hin nach der Stelle, wo das Herz schlug und pochte, so laut und seltsam, als wolle es ihr widersprechen und ihr sein Dasein künden.

Doch, wiederholte sie leise, als wolle sie sich selber betheuern, daß sie noch daran glaube: „Ich habe kein Herz!“

Gedankenvoll, tief in sich gesenkt blieb sie dann stehen; das Haupt geneigt, schaute sie nieder nach dem dunklen Golf, von dem die Sterne des Himmels zitternd ihr entgegen leuchteten. Sie sah sie nicht! Nach inwendig war ihr Blick gewandt, in die Tiefe ihres Busens, von dem sie meinte, daß er kein Herz berge, daß er nichts sei als ein dunkler Abgrund ohne Sterne.

Drüben zur linken Seite stiegen zu dem Sternenhimmel die leuchtenden Feuersäulen des Vesuvs empor, rollte ein goldener Strom von Feuer und Licht und Glanz aus der Höhe hernieder zu dem Fuße des Berges und fand seinen strahlenden Widerschein in den Wassern des Golfes.

Zuweilen unterbrach ein gewaltiger Donner, aus dem Innern des Vesuvs emporsteigend, die nächtliche Stille; dann flogen prasselnd glühende Steine hoch empor in die Luft und sanken schwarz und erstorben dann wieder herunter. Zuweilen rauschte der Nachtwind durch die Oliven- und Pinien-Bäume, deren Gipfel kaum hinanreichten zu dem Balcon, auf welchem Margarethe stand, und trugen den Duft von den blühenden Orangen und Rosen zu ihr empor.

Sie achtete nicht darauf, hörte nicht das Donnern des Vesuvs, nicht das Rauschen des Windes, sah nicht die hohe Feuersäule, sah nicht die Sterne, sah nur die tiefe Nacht in ihrem Herzen, und freute sich in ihrer Seele, als wär's ein Gewinn, kein Herz zu haben, keine Liebe zu empfinden!

Jetzt auf einmal ward die Stille unterbrochen durch eine

singende, jubelnde Menschenstimme. Drunten auf dem Golfe schaukelte ein kleiner Kahn vorüber. Jauchzend tönte die Stimme herauf zu ihr, welche ernst und trübe auf den Balkon lehnte:

„Was ist des Lebens Freud und Leid,
„Was ist des Lebens Pracht?
„Was hebt zu Sternen uns empor,
„Stürzt uns in Abgrund's Nacht? — —
„Die Liebe ist's, die Liebe ist's allein!"

Margarethe war durch die Stimme aus ihrem Sinnen erweckt worden und schüttelte jetzt stolz ihr Haupt.

„Das ist nicht wahr! Das darf nicht sein! Die Liebe ist es nun und nimmermehr!" rief sie ganz laut in die Nacht hinaus, und geärgert und erzürnt trat sie zurück von dem Balkon in ihr einsames und stilles Gemach. Aber hinter ihr tönte es wieder hell und jubelnd: „Die Liebe ist's, die Liebe ist's allein!"

Sie schüttelte das Haupt, als wollte sie ein lästiges Insekt, das sie umgaukelte, von sich abschütteln und sank doch nieder auf den Fauteuil und hörte es in ihrem Herzen flüstern: „Die Liebe ist's, die Liebe ist's allein!"

Still war's um sie her. Die Damen, welche sie in ihrem Vorzimmer erwarteten, waren längst eingeschlafen vor Müdigkeit, die Pagen saßen draußen neben der Thüre gesenkten Hauptes und träumten von Spanien, dem geliebten Heimatslande; selbst der Kaiser schlief. Nur seine Tochter Margarethe war wach und lauschte widerstrebend auf die seltsame flüsternde Stimme in ihrem Innern.

Da auf einmal ward die Stille durch ein Geräusch unterbrochen. War's ein Vogel, der durch die offene Balkonthüre herein zu ihr in's Zimmer flog und gerade zu ihren Füssen sich niederließ? Margarethe bebte in sich zusammen und ihr Blick wandte sich nach der Thüre hin. Niemand war da zu sehen, Alles war still, aber zu ihren Füssen lag ein Stein und um denselben gewickelt ein Papier. Sie hob ihn auf, nahm das Papier und faltete es auseinander.

Mit großen, festen Zügen war darauf geschrieben:

„Prinzessin Margarethe! Wenn Euch Euer Leben „lieb ist, wenn Ihr nicht vergehen wollt in Unglück „und Schmach und Elend, so höret den Rath dessen, „der Euch liebt! Lasset Euch nicht verkaufen an den „mörderischen Herzog von Florenz! Prüfet zum Min„desten Euer eigenes Herz und prüfet sein Leben, ob „er es werth ist, daß Ihr ihm die reine, jungfräuliche „Hand reichet. Fordert vom Kaiser, daß er Euch „morgen zugegen sein lasse, wenn die Deputirten aus „Florenz dem Kaiser ihre Klagen vortragen werden. „Wenn Ihr diese gehört, dann wisset Ihr, daß Eure „Zukunft trostlos und verloren wäre! Darum seid „stark und widerstehet und lasset Euch nicht verkaufen, „denn Ihr seid keine Sklavin, sondern ein schönes, „edles Weib; nicht blos des Kaisers Tochter, sondern „ein Engel der Unschuld und der Liebe!"

„Nicht der Liebe!" rief Margarethe laut mit zürnender Stimme, „ich will nicht lieben, ich darf es nicht!"

Aber immer wieder las sie die geheimnißvollen Worte jener Botschaft, dann auf einmal trat sie wieder hinaus auf den Balkon, neigte sich über ihn hin und starrte hinein in die Dunkelheit.

„Ist Jemand da?" fragte sie leise hinunter. Aber Niemand gab Antwort, nur das Rauschen der Bäume, das Murmeln der Wogen, das Donnern vom Vesuv herüber unterbrach die Stille.

Margarethe trat zurück in das Gemach und überlas noch einmal das Papier, und draußen warteten die Kammerfrauen und die schlafenden Pagen vergeblich auf den Ruf ihrer Herrin. Die ganze Nacht ruhte sie nicht, ging rastlos auf und ab, und als der Morgen kam, hatte sie einen Entschluß gefaßt.

Ja, sie wollte thun, wie's ihr geheimnißvoller Freund gerathen! Ja, sie wollte zum Kaiser gehen und ihn bitten, daß sie Theil nehmen dürfe an der Audienz der Deputirten. Nun, da sie mit sich selber eins geworden, rief sie die Kammerfrauen herein

und legte sich nieder und machte es ihnen zur Pflicht, zu Niemand zu sagen, daß sie die Nacht wach gewesen. Dann nach kurzer Rast erhob sie sich wieder und sandte einen Pagen hinüber zu dem Kaiser, mit der Bitte, ihr eine Audienz zu bewilligen.

Wenige Minuten später flogen die Pagen herein, rissen die großen Flügelthüren weit auf und meldeten: „Se. Majestät der Kaiser!“

Margarethe, hold erröthend, eilte ihm entgegen und beugte vor ihm das Knie. Er aber zog sie empor in seine Arme.

„Ich danke Dir, Margarethe, Du bringst mir einen Sonnenglanz in mein ernstes Studirzimmer. Ich saß da in Akten und Pergamenten begraben und nichts Anderes umgab mich als Klagen und Jammergestöhn,“ sagte der Kaiser. „Da kam Deine Botschaft, und Du siehst, wie willkommen sie mir war, denn da ist Dein Vater, den zu sehen Du verlangst!“

„Und ich danke für die Gnade, welche Er mir erzeigt,“ sagte Margarethe, die Hand des Kaisers an ihre Lippen drückend.

„Und was ist es, meine holdselige Prinzessin?“ fragte der Kaiser lächelnd, „was habt Ihr mir in der Frühe des Morgens schon zu sagen? Ich hoffe, man hat Euch das Programm der Festlichkeiten für morgen schon überbracht, und Ihr werdet den heutigen Tag dazu verwenden, Eure Staatskleider zu probiren und Euch vorzubereiten auf die morgige Herrlichkeit?“

„Majestät,“ sagte das junge Mädchen ernst, „ich lege die Kleider an, wie meine Hofleute sie mir bringen werden. Mich kümmert nicht die Pracht der Kleider und der äußere Pomp! Doch bitte ich um eine Gnade.“

„Das freut mich!“ sagte der Kaiser. „Sagt mir schnell, was ist es, damit ich desto schneller es Euch gewähren kann!“

„Die Gnade, Majestät, daß Ihr mir vergönnen wollt, heute der Audienz beizuwohnen, welche Ihr den Abgesandten von Florenz bewilligen wollt!“

Der Kaiser schaute sie ganz verwundert an. „Weshalb, Prinzessin Margarethe?“ fragte er mit strengem Ton.

„Weshalb, Majestät? Ihr habt mich dazu bestimmt, die Gemahlin des Herzogs von Florenz zu werden! Ich fühle, daß es mir nöthig ist, Diejenigen kennen zu lernen, über die ich herrschen soll und zu wissen von den Zuständen meiner neuen Heimat.“

Der Kaiser hatte aufmerksam ihr zugehört. „Wer hat zu Dir gesprochen von den Abgesandten, die aus Florenz kommen?“

„Niemand, Majestät,“ sagte sie, „niemand hat zu mir gesprochen, doch werdet Ihr meinen Wunsch erklärlich finden!“

„Wißt Ihr auch, Margarethe,“ fuhr der Kaiser fast unwillig fort, „daß die Deputirten, welche heute zu mir kommen, nicht die Freunde Eures zukünftigen Gemahls, des Herzogs, sind, sondern seine Feinde und Ankläger? Wisset Ihr, daß sie zu mir herkommen, um Klage zu führen gegen den Herzog?“

„Ich wußte es nicht, Majestät! Ich wußte nur, daß Majestät überhaupt Abgesandte aus Florenz empfangen, und wenn sie Widersacher und Feinde des Herzogs sind, so fühle ich um so mehr, daß es mir nothwendig ist, ihre Klagen anzuhören, um zu wissen, was mich erwartet in meiner neuen Heimat!“

Die Augen des Kaisers waren fest auf sie gerichtet und schienen auf dem Grund ihres Herzens zu lesen; dann nach einer Pause wiegte er leise das Haupt.

„Es soll so sein!“ sagte er, „Du sollst hören! Aber ohne gesehen zu werden, denn es wäre unziemlich und der Etiquette zuwider, wenn ein so junges Kind den ernsten, diplomatischen Verhandlungen beiwohnte! Du sollst hören ohne gesehen zu werden! Nur das Eine mache ich Dir zur Bedingung, Margarethe, Du sagst von dem, was Du gehört hast, nichts dem Herzog von Florenz!“

„Ich schwöre es, Majestät: ich sage nichts.“

„Und Du lässest auch diejenigen, welche ihre Klagen vor mir führen, es niemals entgelten, daß Du ihre Worte vernommen?“

„Ich schwöre es, Majestät!“

„So komm!“ sagte der Kaiser, ihr die Hand bietend, „in einer Viertelstunde erwarte ich die Abgeordneten von Florenz, Du sollst sie hören!“

Er führte sie aus dem Gemach hinaus und durch die Säle dahin in sein Cabinet, dann als die Thür sich hinter ihnen geschlossen, schritt er hinüber zu dem großen Bilde seines Ahnherrn, welches die Hälfte der Wand bedeckte, und dessen Rahmen herniederreichte bis an den marmornen Fußboden.

„Ich werde Dir jetzt ein Geheimniß enthüllen, meine Tochter,“ sagte er, „ich habe nicht nöthig, Dir zu sagen, daß Du es heilig bewahrst, denn ich weiß, daß Du es thust! Sieh' hier!“

Er drückte an eine der goldenen Verzierungen des breiten, geschnitzten Rahmen, und das Bild flog zurück und ward zu einer Thür, hinter welcher eine tiefe Nische in der Wand sichtbar ward.

„Tritt hinein, Margarethe,“ sagte er, „nimm Platz auf dem Schemel dort. Du wirst sehen und hören können, wenn Du die kleinen Schieber zurücknimmst, welche hier gerade auf dem Knopfe der Uniform angebracht sind.“

Margarethe schlüpfte hinein, und der Kaiser drückte hinter ihr das Gemälde wieder in die Nische. Dann blieb er stehen und schaute auf dasselbe hin. Er sah die beiden glänzenden Augen, die wie Sterne jetzt aus der Uniform des Ahnherrn hervorblitzten und nickte ihr lächelnd zu.

„Du kannst meine Stimme verstehen, meine Tochter?“

„Ja Majestät!“ tönte es leise zurück.

Der Kaiser nickte. „So höre und sieh!“ sagte er.

In demselben Momente ward leise an die Thüre gekratzt, und der Kämmerer des Kaisers trat ein.

„Die Abgeordneten von Florenz bitten um die Gnade einer Audienz!“

Der Kaiser nickte. „Sie mögen eintreten.“ Dann durchschritt er das Gemach und ließ sich nieder auf den hohen Lehnstuhl, dessen Lehne eine goldene Kaiserkrone zierte.

XVIII.

Die Klagen einer sterbenden Republik.

„Die Abgesandten aus Florenz“ meldete in diesem Augenblick der kaiserliche Kammerdiener, und auf einen gnädigen Wink des Kaisers öffnete er dann die Thür und ließ die Angemeldeten eintreten.

Drei Herren nun, Einer hinter dem Andern erschienen auf der Schwelle, schwarz gekleidet, mit ernsten bleichen Gesichtern. Tief, bis zur Erde fast neigten sie sich vor dem Kaiser und traten dann in das Gemach ein, dessen Thüre der Kämmerer hinter ihnen schloß.

„Wie, meine Herren, Ihr kommt in so geringer Zahl?“ fragte der Kaiser nach einer Pause. „Hat man mir nicht verkündet, daß sechs der edelsten Nobili von Florenz hier vor mir erscheinen sollten? Und nun sehe ich deren nur drei?“

„Majestät,“ erwiederte der Aelteste von ihnen, „Ihr seht uns hier in tiefer Betrübniß und in Sorge vor Euch erscheinen. Es ist wahr, Eure Majestät hatten sechs Vertreter der edelsten Familien vor Euch befohlen, um unsere Klagen und unsern gerechten Kummer Euch auszusprechen. Die Unsern hatten dazu die Grafen von Mandini und Salviati, welche hier vor Eurer Majestät erscheinen, und mich, den Grafen Strozzi, erwählt, außerdem den Cardinal Hypolit von Medicis, die Grafen von Castiglione und Berlinghieri, die drei Andern. Wir kannten aber die Tücke unserer Feinde und auch ihre Macht, und deshalb wollten wir auf verschiedenen Wegen hierher gelangen, damit, wenn die Einen überwältigt würden, doch die Andern das Ziel erreichten. Wir sind gestern angelangt, Majestät, aber wir haben vergeblich gewartet auf unsere drei Freunde, und wir fürchten jetzt das Schlimmste.“

„Das Schlimmste? Was meint Ihr damit?“ fragte Carl.

„Wir meinen damit, Majestät,“ erwiederte Graf Strozzi, „daß unsere Freunde, welche die Klagen der sterbenden Republik vor den Ohren Eurer Majestät sollten ertönen lassen, für immer zum Schweigen gebracht sind.“

„Ermordet? Ihr meint, daß man den edlen Cardinal Hypolit von Medicis ermordet hätte?“ fragte Karl fast zornig. „Wahrlich, meine Herren, Ihr geht sehr weit in Eurem Argwohn und in Euren Anschuldigungen. Diese Herren stehen gleich Euch unter meinem Schutze, ich bin es, der Euch hierhergerufen, und Niemand wird es wagen, den Kaiser Karl zu beleidigen, indem er diejenigen beseitigt, welche er mit seiner Gnade gesichert hat gegen seine Feinde, Niemand!“ — —

Ein leises Kratzen an der Thür unterbrach den Kaiser, und in derselben erschien jetzt abermals der Kämmerer. „Vergebung, Majestät, aber es ist so eben im Vorzimmer Jemand erschienen, welcher dringend begehrt, vor Seine Majestät gelassen zu werden.“

„Wer ist es?“ fragte der Kaiser.

„Ich weiß es nicht, Majestät! Es ist ein mit Wunden bedeckter, bleicher Mann, welcher kaum zu reden vermag und leise fleht und begehrt, vor seinem Sterben den Kaiser zu sehen; er selbst aber komme von Florenz und bringe wichtige Botschaft.“

„So soll er eintreten!“ sagte der Kaiser; und Alle schauten gespannten Blickes und klopfenden Herzens nach der Thüre hin, in welcher jetzt ein junger Mann in dem reichem Costüm der florentinischen Nobili, das Antlitz blaß, eine große Wunde auf der Stirn, das Kleid von Blut befleckt, erschien.

„Um Gott,“ rief der Kaiser selber ergriffen von dem unerwarteten Anblick, „um Gott, wer seid Ihr?“

Aber schon war der alte Graf Strozzi zu ihm hingeeilt und hatte ihn in seine Arme gezogen. „Wer er ist, Majestät?“ fragte er mit schmerzlicher Stimme. „Er ist der Neffe, oder wenn Ihr wollt, Majestät, er ist der Sohn des Cardinals Hypolit von

Medici. Er war mit seinem Vater von Florenz aufgebrochen um hierherzukommen, und ich fürchte, er bringt uns schreckliche Kunde."

„Sprecht! sprecht" rief der Kaiser, „woher diese Wunde? Was bedeutet das Blut auf Eurem Kleide?"

„Gebt mir einen Tropfen Wasser, meine Zunge zu lösen," ächzte der Verwundete, und der Kaiser trat selbst zu dem Tisch hin, auf welchem noch sein Morgeninbiß, Früchte und Brod und im goldenen Pokal der duftende Lacrymä Christi stand. Er nahm den Becher und reichte ihn Strozzi dar: „Flößt ihm davon ein, damit er sprechen kann, damit er nicht sterbe, bevor er uns gekündet, was ihm begegnet sei."

Graf Strozzi nahm den Pokal und trat zu dem Verwundeten, und als er nun die kalten Lippen des Leidenden getränkt hatte, schien noch einmal das Leben in ihm aufzuflattern. Er richtete sich empor, und ein Strahl des Zorns und des Schmerzes leuchtete in seinen Augen auf.

„Ihr seid Kaiser Karl V.?" fragte er, den Kaiser mit seinen großen Augen anstarrend.

„Ja, ich bin es."

„Nun Kaiser Karl, so fordere ich von Euch, daß Ihr Rache und Strafe walten laßt als der Stellvertreter Gottes auf Erden. Mein Vater, der große Cardinal Hypolit von Medici ist ermordet worden auf seinem Wege von Rom hierher."

„Ermordet?" rief der Kaiser entsetzt. „Du klagst an! Aber vermagst Du auch zu beweisen?"

„Majestät, die Wunde auf meiner Stirn und die Wunde in meiner Seite hier bezeugen es. Ja, der Cardinal von Medici ist ermordet mit seinen beiden Freunden, den Grafen Castiglione und Berlinghieri. Bis Forli waren wir gekommen gestern. Nach kurzer Rast wollten wir weiter fahren, da traten sechs Männer mit vermummten Gesichtern in unser Gemach ein, wo wir beim Morgenimbiß versammelt waren. Sie stürzten sich über uns, sie packten je zwei und zwei den Cardinal uud die beiden Grafen.

Vergebens jede Gegenwehr, sie waren bewaffnet, und wir hatten arglos unsere Waffen bei Seite gelegt. Ich, den man zuerst unbeachtet gelassen, ich stürzte mich auf die Männer, welche meinen Vater gepackt hatten, sie schleuderten mich bei Seite, und ich sah, wie der Eine einen Dolch empor hob und ihn tief in die Brust des großen Cardinals senkte. Da stürzte ich zu ihm hin und riß ihm die Maske von seinem elenden Angesicht. Es war der Stallmeister des Cardinals selber, den ich erschaute und dem ich längst gemißtraut, vor dem ich meinen großen Vater gewarnt hatte, weil ich wußte, daß er eine Creatur seiner Feinde sei, eine erkaufte Creatur. Als er sah, daß ich ihn entdeckt hatte, warf er sich auf mich, und ich rang mit ihm, und sein Dolch, der mein Herz treffen sollte, traf meine Stirn, dann meine Seite, und ohnmächtig sank ich zusammen. Als ich nach langen Stunden mich wieder aufrichtete, war alles still um mich und da lagen die drei großen Männer, lagen da in ihrem Blute, röchelnd im letzten Todeskampfe. Ich neigte mich über meinen Vater, und mit sterbenden Lippen murmelte er: „„Eile nach Neapel und künde dem Kaiser, was Du hier gesehen.““ Ich, obwohl erschöpft von dem Blutverlust und von Schmerzen geplagt, ich hielt das Wort meines sterbenden Vaters heilig, und ich ging vorsichtig auf heimlichen Wegen die ganze Nacht, um hierher zu gelangen, und da bin ich Majestät! Ich flehe zu Euch mit sterbenden Lippen: Rache für meinen Vater, Rache für den Cardinal Hypolit von Medici!“

Und wie er das sagte, sank der junge Mann auf seine Knie nieder und blickte empor mit seinen großen flehenden Augen zu dem Kaiser, der tief erschüttert zu ihm niederschaute.

„Sein Stallmeister hat ihn ermordet!“ sagte der Kaiser gedankenvoll nach einer langen Pause, während die drei Grafen mit entsetzten Gesichtern da standen. „An dem Stallmeister wollt Ihr Rache nehmen?“

„Er war nur das Werkzeug,“ murmelte der junge Mann, dessen Kräfte schon zu schwinden begannen, „nur das Werkzeug in der Hand des großen Mörders, der Florenz gemordet wie meinen Vater. Majestät, im Namen des sterbenden

Florenz, im Namen alles Edlen, Großen und Guten beschwöre ich Euch, nehmet für uns Alle Rache an dem Barbaren, Rache an Alexander von Medici. Er ist der Mörder des Glückes von Italien, er ist es, der Florenz bluten läßt aus tausend Wunden! Rache an Alexander von Medici! Lasset mich hingehen zu meinem Vater und ihm künden, daß Ihr ihn rächen wollt, Majestät, zu meinem Vater, der" — Er verstummte und das Todesröcheln, welches jetzt aus seiner Brust hervorquoll, schnitt die letzten Worte ab von seinen sterbenden Lippen.

Eine Pause trat ein, der Kaiser schaute tief erschüttert nieder auf die blutige Gestalt des Jünglings, welche jetzt im letzten Todeskampfe sich dehnte.

Die drei Grafen traten zu ihm heran, knieten nieder neben dem Sterbenden und murmelten leise Gebete.

Auch der Kaiser faltete seine Hände und betete leise. „Nun, Ihr Herren!" sagte er dann, als die Gestalt zu seinen Füssen starr und bewegungslos dalag, „wir haben dem Sterbenden unsere Gebete geweiht, jetzt möge er hinweg getragen werden. Graf Strozzi, ruft die Leute aus dem Vorzimmer herbei, damit sie die Leiche von dannen bringen; man soll sie ehrlich bestatten, obwohl er gestorben ist, ohne die Sacramente empfangen zu haben."

Graf Strozzi that, wie der Kaiser befohlen, und die Lakaien traten herein, leise auf den Zehen, hoben die Leiche auf und trugen sie fort.

„Jetzt, Ihr Herren," sagte der Kaiser mit lauter Stimme, als die Thüre sich hinter dem traurigen Zuge geschlossen, „jetzt trocknet Eure Thränen und sprecht zu mir: Meint Ihr auch, wie jener Unglückliche, daß es Alexander von Medici gewesen, welcher seinen eigenen Vetter ermorden ließ?"

„Ja," riefen alle Drei einstimmig. „Ja, wir meinen das und sind überzeugt davon, und obwohl unsere Herzen traurig sind, möchten wir uns doch fast freuen, daß solch ein Beispiel seiner Grausamkeit vor den Augen Eurer Majestät selber erschienen ist,

um die Anklagen zu bestätigen, welche wir jetzt gegen den Tyrannen Alexander von Medici erheben wollen. Er ist es, der den Cardinal Hypolit von Medici ermorden ließ, und er ist es auch, unter dessen Dolchen die Grafen Castiglione und Berlinghieri endeten, denn er fürchtete ihre Anklagen! Er wußte, daß Hypolit von Medici seine geheimsten Verbrechen kannte, und darum wollte er ihn aus dem Wege räumen! Denn die Stimme des edlen, großen und tugendhaften Cardinals würde mächtiges Zeugniß abgegeben haben gegen den lasterhaften Tyrannen, und er wollte deshalb nicht, daß sie vor den Ohren Eurer Majestät ertönen sollte. „Er wollte auch nicht," sagte der Graf Strozzi feierlich, „daß meine Stimme die Anklage vor Euch erheben sollte, Majestät; auch mich haben Mörderdolche verfolgt, nur daß ich vorsichtiger war als Hypolit von Medici, nur daß ich ein Panzerhemd auf meiner Brust trug und die Dolche der Mörder, welche er gegen mich ausgesendet, von demselben abglitten, und daß es mir gelang, die Mörder zu packen und fest zu halten. Sie bekannten, wer sie gedungen und wer sie ausgesandt, uns drei zu morden, wie jene drei gemordet sind; sie bekannten, daß derjenige, welcher sich Herzog nennt von Florenz, daß Alexander von Medici, sie gedungen hatte."

„Sie bekannten das," sagte der Kaiser, „weil sie wußten, daß Ihr es hören wolltet."

„Vergebung, Majestät, selbst die Mörder sind zuweilen vorsichtig und klug! Diese waren es gewesen! Sie hatten sich von dem Herzog, der persönlich mit ihnen unterhandelt hatte, weil sie seine Wortbrüchigkeit und Lügenhaftigkeit kannten, ein schriftliches Zeugniß ausstellen lassen, daß er sie ausgesendet, uns zu morden, und daß im Falle des Gelingens er ihnen, sobald die Kunde unseres Todes zu ihm gelange, den bedungenen Lohn von fünftausend Goldgulden auszahlen wolle. Hier, Majestät, ist die Schrift, geschrieben von des Herzogs eigener Hand und untersiegelt mit seinem Wappenringe." Graf Philipp Strozzi zog ein Papier hervor und reichte es knieend dem Kaiser dar.

Er schaute es an, lange und prüfend. „Es ist wahr!"

sagte er dann, das Papier dem Grafen wieder zurückgebend, „das ist die Handschrift des Herzogs Alexander von Medici; ich wundere mich, daß er so unvorsichtig gewesen."

„Majestät, wenn Ihr ihn kenntet, wie wir ihn kennen," rief Philipp Strozzi, „so würdet Ihr Euch nicht verwundern ob solcher Unvorsichtigeit. Der Herzog Alexander von Medici verachtet die Welt, die Menschen, die öffentliche Meinung und die Stimme der Völker zu sehr, um es zu scheuen, ein solches Zeugniß seiner Schandthaten veröffentlicht zu sehen; der Herzog Alexander von Medici liebt den Mord und freut sich und rühmt sich seiner mörderischen Thaten; in seiner Familie ist Mord kein Verbrechen, und das Gift ist alle Zeit ihr helfender Freund und Berather gewesen. Und nun sind wir hier, Majestät, um Euch zu beschwören: befreit uns von diesem Tyrannen, der die Wohlfahrt eines ganzen Volkes mit Füßen tritt, dessen Laster aufschreien zum Himmel, der nicht Mord, nicht Schande, nicht Verbrechen jeglicher Art scheuet, der lachend zu den Leichen schreitet, die er getödtet, lachend spottet über die Angstrufe der Opfer seiner Sinneslust."

„Das sind schwere und harte Anklagen," sagte der Kaiser fast heftig, „und ich hoffe es wird Euch nicht leicht sein, Herr Graf Strozzi, Eure Anklagen zu beweisen."

„Majestät, es ist leider sehr leicht, das zu thun! Geht hin nach Florenz, hört das jammernde Volk auf der Gasse, geht hinein in die Häuser! Ueberall werdet Ihr Jammergeschrei hören, überall werdet Ihr von der Folter zerfetzte Greise und Männer, gemißhandelte Weiber, entehrte Jungfrauen sehen! Ueberall wird man Euch sagen! „Es ist der Herzog Alexander von Medici, der uns gemißhandelt, der uns gemordet, entehrt hat! Rache für uns, Rache für Florenz gegen den Herzog Alexander von Medici."

„Nun wahrlich," sagte der Kaiser, „ich wundere mich solcher Anklage, da Ihr doch, wenn ich mich recht erinnere, im Jahre 1530, als die florentische Republik die Medici an ihre Spitze rief, mit zu den Freunden und Anhängern der Medici gehörtet?"

„Ja, zu meinem Unglück und zu meinem ewigen Jammer that ich es," sagte Strozzi feierlich! „Ich ließ mich bethören von seinen gleißnerischen, lügnerischen Worten! Er schwur in meine Hand, daß er niemals etwas Anderes sein wolle als der erste Bürger der Republik, er schwur, daß er es betrachte als seine höchste Aufgabe, die Größe des Vaterlandes zu erstreben und die Republik Florenz wieder zu erheben zu dem, was sie gewesen: die mächtige Königin und Herrin des mittleren Italiens! Er schwur ferner, daß er alle diejenigen, welche bis dahin gekämpft für das Vaterland und gegen ihn, begnadigen und zu seinen Freunden erheben wolle. Ich glaubte ihm! Ich wollte die Freunde retten und so gab ich ihm meine Stimme und ernannte ihn mit meinen Freunden zum Gonfaliero von Florenz. Aber kaum war er bekleidet mit der Macht und dem Ansehen eines Regenten, da brach seine Wuth los, da vergaß er seiner heiligen Schwüre, und mit blutiger Rache verfolgte er alle diejenigen, welche ihm geholfen, sein Ziel zu erreichen. Ihn unterstützte darin sein Vater, der Papst Clemens, der den blutgierigen Sohn ausrüstete mit Geld, mit Waffen und mit seinem apostolischen Segen."

„Alle diejenigen, welche früher in Florenz mächtig und angesehen gewesen, wurden nun verhaftet und grausamer Tortur unterworfen. So starben mit zerfetzten, zerrissenen Gliedern die Nobili Carducci und Castiglioni, und besser war ihnen, daß sie dem schnellen Tode unterworfen wurden, als denen, welche man zum Leben „begnadigte," wie sie es nannten, „verdammt," wie ich es nenne. Raphael Girolani der letzte Gonfaliero ward so begnadigt und zum ewigen Gefängniß nach Pisa gesandt, dort starb er nach kurzer Zeit unter den Qualen der Tortur; der Prediger Benedict von Fugano, welcher das Volk aufgerufen zum Widerstand gegen den Tyrannen Alexander von Medici und gegen den Papst, ward dem Papst ausgeliefert; man brachte ihn nach der Engelsburg und der Papst selber in seiner Gnadenfülle verordnete, daß man täglich seine Ration an Brod und Wasser ein wenig verringere; so ließ man ihn langsam und im Elend verkommen.*)

*) Sismondi, Thl. 16, Seite 73.

Gleich ihm wurde Bruder Zachariä verfolgt; er war entflohen, man ward aber seiner habhaft, und öffentlich auf dem Marktplatz von Perusa, wohin er gekommen, um dem Papste sich zu Füssen zu werfen und um Gnade zu flehen, wurde er gemordet von den Henkersknechten, in Gegenwart des Papstes."

„Als diese Kunde nach Florenz kam, flohen wir Alle, die wir nur gleiches Schicksal zu erwarten hatten, und aus der Ferne schauten wir mit thränenden Augen hin nach unserer geliebten Vaterstadt Florenz, die in letzten Todeszuckungen sich wand unter der blutigen Hand Alexanders von Medici, dem Eure Majestät in Ihrer Gnadenfülle Beistand gewährten, weil Ihr zu fern wart, um das Wehegeschrei eines verblutenden Volkes zu vernehmen, zu fern, um die Gräuel zu sehen, die Alexander von Medici in Florenz verübte! Nichts ist ihm heilig, nichts kann seine Seele rühren, die nur von Haß, von Mißtrauen, von eckler Sinnenlust erfüllt ist. Sendet Boten nach Florenz, Majestät, fragt dorten überall in den Häusern und auf den Gassen, laßt forschen nach irgend einem sterblichen Wesen, welches Euch sagen kann, daß es Alexander von Medici nicht verabscheut, daß es nicht Furcht vor ihm hat, vor ihm, dem entsetzlichen Tyrannen! Die Kinder auf den Gassen kennen seine Verbrechen und weichen bei Seite, wenn es heißt, daß Alexander von Medici komme. Todesstille herrscht überall, wo er sich zeigt, und nur über einer Stadt von Leichen wird er herrschen können. Er hat es selber erkannt, und in der Furcht, welche stets den blutgierigen Tyrannen eigen ist, hat er sich fortgewendet von Florenz und ist nach Rom gegangen zu seinem Vater, dem Papste Clemens. Aber seine Creaturen wüthen fort und fort in Florenz, und die Tortur ist das einzige Werkzeug der öffentlichen Gerechtigkeit geblieben."

„Und Ihr," fragte der Kaiser, als Strozzi von seinen eigenen Empfindungen überwältigt schwieg, „und Ihr anderen Beide, bestätigt Ihr, was Strozzi gesprochen. Hat er von seinem Hasse sich nicht verleiten lassen, zu schwarz zu sehen, zu heftig anzuklagen?"

„Nein, Majestät!" riefen die beiden Grafen, mit lauter, fei-

erlicher Stimme. „Worte können nicht sagen, was Alexander von Medici verbrochen, es giebt keinen Ausdruck für sein furchtbares Wesen, keine Schilderung für seine entsetzlichen Thaten.“

„Alexander von Medici ist so, wie ein Fürst sein muß, der auf den Thron gehoben ist durch fremde Söldner gegen den Wunsch aller Bürger, nach einem Kriege, der sein Vaterland ruinirt und gedemüthigt hat,“ sagte Graf Berlinghieri. „Aller Welt mißtrauend, will er durch die Furcht erwerben, was er durch die Liebe nicht erlangen kann; von bezahlten Söldnern und Soldaten umgeben, betrachtet er seine eigenen Mitbürger als seine Feinde und behandelt sie als Feinde. In seiner Furcht hat er an den Ufern des Arno eine Festung errichten lassen, die ihm als Zuflucht dienen sollte, falls das zur Verzweiflung aufgereizte Volk es noch einmal wagen sollte, sich zu erheben; aber auch dies hat ihm nicht genügt, und jetzt hat er den Grund zu einer Citadelle legen lassen, an welcher mit ängstlicher Hast Tag und Nacht gearbeitet wird, damit sie bald möglichst vollendet sei. Und während seine Söldlinge mit scharfen Waffen umhergehen in der Stadt, und ungestraft alle diejenigen niedermetzeln dürfen, welche nur mit einem Worte sich gegen ihn vergehen, ist das Volk unbewaffnet. Mit Todesstrafe und mit Confiscation der Güter werden diejenigen belegt, in deren Häusern man Waffen findet, dagegen diejenigen der Bürger, die entartet von Elend und Jammer, anklagend sich gegen ihre Mitbürger erheben, werden bewaffnet, ihnen große Belohnungen versprochen auf Kosten ihrer eigenen Freunde, wenn sie Anklagen erheben, welche die edlen und freien Bürger in das Gefängniß bringen. Die Soldaten Alexanders wissen, daß ihrem Geize und ihrer Liederlichkeit alles erlaubt ist, und daß die Bürger, so sehr ihre Anklagen berechtigt sein würden, niemals Gerechtigkeit erlangen und nur als Verbrecher angeschuldigt werden, sobald sie sich beklagen.“

„Der Herzog findet ein grausames Vergnügen darin, seine Mitbürger zu demüthigen und in den Staub zu treten, und es macht ihm Freude, gerade diejenigen, welche für ihn früher ge-

wirkt haben, nun tödtlich zu kränken, indem er sich offen in seinen Lastern und in seinen Sünden zeigt. Was Andere in der Stille und im Dunkel der Nacht in verbrecherischen Lüsten begehen, das thut er am offenen Tageslicht, höhnend das Volk, höhnend die Gerechtigkeit und den Himmel und die Sonne, die es schauen muß! Wie kein edler Bürger von Florenz sicher ist vor seiner Rache und vor seinem Haß, so ist kein edles Mädchen sicher mehr vor Entehrung und Schande. Unglückselig das Weib oder das Mädchen, welches einmal dem Alexander von Medici ins Auge geschaut hat; denn sein Blick ist wie der eines Basilisken! Er zieht das Vöglein an, um es zu vergiften, und wenn es taumelnd, entsetzt und seiner Sinne nicht mächtig in seine Macht gegeben ist, dann, hohnlachend wirft er es bei Seite und überliefert es der Schande und dem Elend. Unglückselig, Majestät, das Weib, welches einst zum Ehebund ihre zarte Hand in die blutige Hand des Tyrannen von Florenz legen soll, beklagenswerth wird jeder ihrer Tage sein, und besser wäre jedem Weibe, und wäre es auch die mächtigste und stolzeste Prinzessin, besser wäre es ihr, einen Bettler zu heiraten, als einen Mann wie Alexander von Medici."

„Majestät, wir bitten um Gnade, um Hülfe gegen den Tyrannen von Florenz, wir bitten um Gerechtigkeit gegen den blutgierigen Mörder Alexander von Medici."

Und wie sie alle drei mit lauter, klagender Stimme so riefen, beugten sie vor dem Kaiser das Knie und hoben flehend ihre Arme zu ihm empor.

Karl aber schaute sinnend und gedankenvoll zu ihnen nieder; einen Moment dann flog sein Blick hin zu dem großen Gemälde drüben an der Wand, und er sah, was die Andern, die nur ihn schauten, nicht sahen, er sah die beiden großen flammenden Augen, die aus dem Gemälde hervorblitzten.

„Ich habe Eure Klagen gehört, Ihr Herren," sagte der Kaiser nach einer langen Pause, „Ihr habt zu mir gesprochen als die Söhne der Republik Florenz, welche gern die alten Zustände wie-

der herstellen, und das, was Ihr Freiheit nennt, wieder aufgerichtet sehen möchten. Es läßt sich ein neues Regiment nicht herstellen, ohne daß man das alte, wenn es sein muß, selbst mit Blut und Eisen zerstört, und grausam nennen seine Feinde stets Denjenigen, welcher gekommen, eine neue Ordnung der Dinge aufzurichten. Ich habe Euch gehört und Eure Klagen vernommen; aber ich will nun auch Denjenigen hören, den Ihr anklagt, will seine Entschuldigung vernehmen und dann werde ich entscheiden! Geht nun von hinnen, mein Kanzler soll Euch einen Geleitsbrief ausstellen, der Euch sichert gegen jeden Angriff. Kehrt zurück nach Florenz, mein Name wird Euch schützen; aber hütet Euch, geheime Intriguen und Verschwörungen anzuzetteln gegen Denjenigen, der mit meinem Willen der Herzog von Florenz genannt wird. Ihr sollt Eure Entscheidung haben, sobald ich klar sehe in diesen Dingen."

Sie erhoben sich von ihren Knien, die drei Grafen, neigten sich tief mit traurigen Gesichtern vor dem Kaiser und verließen dann langsam und schweigend das Gemach.

Er schaute ihnen nach eine lange Zeit, dann schritt er hin zu dem Gemälde und öffnete die unsichtbare Thüre.

In der Nische stand Margarethe mit todesbleichem Gesicht, mit entsetzten Mienen. Der Kaiser reichte ihr die Hand dar und half ihr die Stufen wieder hinuntersteigen, die in die Nische hinaufführten; dann schloß er schweigend das Gemälde, damit keinem fremden Auge etwas sichtbar sei von der geheimnißvollen Nische, und erst, als er sich überzeugt, daß alles wieder an seinem Orte sei, nahm er die Hand seiner Tochter und führte sie, die zitternd nnd schwankend sich an ihn lehnte, zu einem Sessel hin.

„Du bist verwirrt, erschrocken, meine Tochter?" fragte der Kaiser nach einer Pause.

Sie hob die großen, schwarzen Augen mit einem Ausdruck des Entsetzens zu ihm auf. „Majestät, welche furchtbare Anklage war das! Mein Herz ist erbebt in Angst und Entsetzen, und niemals, nein niemals — —"

„Nun?“ fragte der Kaiser, als sie stockte und schwieg, „vollende Deinen Satz, Margarethe. Was wolltest Du sagen?“

„Niemals,“ flüsterte sie leise, indem sie flehend ihre Hand zu ihm aufhob, „niemals kann mein Kaiser und mein Vater wollen, daß ich diesem blutigen Manne meine Hand darreiche.“

Ein Blitz aus den Augen des Kaisers traf ihr Angesicht, ein zürnender Ausdruck zuckte über seine sonst so undurchdringlichen Mienen hin. „Ist das meine starke Tochter mit dem Mannesgeiste und dem kühnen Willen? Hat sie sich verwandelt in ein schwächlich, zitternd Mägdlein, das träumt von Glück und vermeint, man sei nur auf Erden, um das Leben zu genießen?“

„Oh, Majestät,“ sagte sie angstvoll und zitternd, „vergebt, wenn ich schwanke, vergebt, wenn ich nicht vermag, dem Entsetzlichen in das Auge zu schauen; ich fühle es jetzt, ich bin nur ein Weib, nur ein Mädchen, und mein Herz zittert und ich kann das Ungeheure nicht fassen. Ich bin, zum ersten Male fühle ich es jetzt, ich bin noch so sehr jung und ich kann nicht stark dem Entsetzlichen in's Auge schauen, habet Erbarmen mit mir, Kaiserliche Majestät, verurtheilt mich nicht zu der furchtbaren Tortur: die Gemahlin eines blutigen Mörders zu sein.“

Der Kaiser zuckte die Achseln. „Ihr glaubt also alles, Prinzessin Margarethe, was diese zornwüthigen Republikaner aussagen gegen ihren Herrn und Herzog? Ihr wißt noch nicht, daß die Verleumdung und die Lüge einen frechen und kühnen Mund hat? Ihr wißt noch nicht, daß man nie verurtheilen darf, bevor man nicht den Angeklagten wie den Ankläger gehört hat?“

„Kaiserliche Majestät, und wenn auch nur der kleinste Theil wahr ist von dem, was sie gesagt, so schaudert doch meine Seele davor, und —“

„Und Du bist doch nur ein elendes, schwaches Weib, und ich entziehe Dir mein Vertrauen auf ewig!“ unterbrach sie der Kaiser. „Ja, wenn Du so denkst, Margarethe, so bist Du meiner nicht werth, und auch der großen Bestimmung nicht, zu welcher ich Dich auserkoren. So bist Du nur die uneheliche Tochter Deiner

Mutter und nur werth hinter Klostermauern Dein Leben hinzubringen, und Gott anzuflehen, daß er Dich erlöse aus diesem jammervollen Leben. Wie, ist das Margarethe, meine Tochter, die ich anerkannt habe, obwohl sie nicht unter einem Thronhimmel geboren ist? Ist das Margarethe, deren ehrgeiziges Herz sie früh schon gereift und die ich bestimmt glaubte, mich selber und meinen Willen zu vertreten in diesem blutgierigen, von allen Wunden der Republikaner, der Päpstlichen und Monarchisten zerfleischten Italien! Ich hatte Dir eine große Bestimmung gegeben, Du solltest versöhnen, Du solltest die Wunden heilen, von welchen Florenz blutet. Wenn sie den Alexander von Medicis ihren Teufel nennen, so sollten sie Dich, Margarethe, als ihren Engel segnen; wenn sie den Herzog von Florenz verabscheuen, so sollten sie die Herzogin von Florenz anbeten und lieben. Das war es, wozu ich Dich bestimmt hatte, und nun, auf einmal, bebt meine Tochter zurück vor der großen Aufgabe, die ich ihr gestellt, zögert, die Hand eines Herzogs anzunehmen, eines Herzogs, der eine Krone auf ihr Haupt setzen soll, die ich zu halten weiß, die nie vom Haupt meiner Tochter sinken soll! Mögen Alle zittern, die Tochter Kaiser Karls V. hat nicht nöthig zu zittern, denn seine Hand schützt die Tochter, und Niemand wird es wagen, sie anzutasten. Erinnerst Du Dich, Margaretha, was ich Dir damals gesagt, vor fünf Jahren zu Augsburg, als Du den Herzog vorüberreiten sahst?"

„Ja!" sagte sie leise, „ja, ich erinnere mich, Ihr sagtet damals, es sei das Loos aller Prinzessinnen, zu entsagen und zu wissen, daß das Leben arm sei an Glück und nur reich an Pflicht und Entbehrung."

Der Kaiser nickte. „Ich sehe, Du hast meine Worte in Deinem Gedächtniß behalten, und dennoch haben sie nichts gewirkt und dennoch verlangst Du vom Leben, daß es Dir etwas anderes biete als all' den andern Prinzessinnen?"

Sie schwieg eine Zeit lang und blickte starr, gesenkten Hauptes, zu Boden nieder.

Der Kaiser, der ihr gegenüberstand, hielt den Blick fest auf sie gerichtet, und sie diesen Blick fühlend hob langsam jetzt das Haupt empor und schaute auf zum Kaiser.

„Nein, Majestät,“ sagte sie dann mit leiser, tonloser Stimme, „nein, ich verlange und begehre das nicht. Vergebet, wenn mein Herz in mädchenhaftem Zagen einen Moment bebte! Jetzt ist es vorüber, jetzt bin ich, wie ich sein soll und muß, ein Wesen ohne Herz, ohne Hoffnung, ohne Liebe, ein Werkzeug in den Händen meines Vaters. Thut und beschließet über mich, was Ihr wollt, ich bin bereit, mein Schicksal anzunehmen.“

„So ist es wohl gesprochen, meine Tochter,“ rief der Kaiser, indem er seinen Arm um ihren Nacken schlang und sie empor zog in seine Arme. „Gesegnet seist Du für dieses große und schöne Wort, Margarethe, und ich schwöre Dir in dieser Stunde, daß ich dies Wort nie vergesse und Dir es lohnen will, mein ganzes Leben lang, immer werde ich eingedenk sein, daß Margarethe ihr eigenes Herz überwand, um ihrem Vater zu dienen. Eine große Bestimmung hast Du Margarethe, eine große Zukunft thut sich Dir auf; als versöhnender Engel stelle ich Dich an die Seite des blutgierigen Tyrannen von Florenz, und ich sage Dir, mein Kind, dieser Tyrann, welcher das Volk in Banden schlägt, ist mir noch lieber, als diese heulenden und schreienden Republikaner, welche aller Bande ledig sein wollen und die Throne stürzen, um an ihrer Stelle selber zu herrschen. Ich hasse diese Republikaner so glühend und heftig, wie dies nur der Medicis vermag, ich hasse die Prätensionen der Völker wegen Freiheit, und vor Allem mißtraue ich diesen Florentinern. Ich weiß, daß sie zu allen Zeiten mit Frankreich intriguirten, und gerade darum ist es mir nöthig, daß ich jetzt sie unter das Joch bringe und daß sie mir unterthänig sind durch Dich. Denn bald, dies sage ich Dir, meine Tochter, nur Dir allein, bald wird der Krieg mit Frankreich aufs Neue beginnen, und ich will nicht, daß Florenz in meinem Rücken ein Herd für meine Feinde sei, und daß, während ich an den Grenzen Frankreichs kämpfe,

hinter mir sich meine Feinde erheben. Du wirst mich in Florenz vertreten, Margarethe, Du wirst dort meine Feinde versöhnen oder wirst ihre Intriguen und Feindseligkeiten ausspähen und mich zu rechter Zeit warnen, Du auch sollst den Alexander von Medicis in seiner Pflicht als meinen Bundesgenossen erhalten, Du sollst auf den kränklichen Papst Clemens wirken, daß er mein Bundesgenosse bleibe und sich nicht in zweideutiger Politik mit Frankreich verbünde, wie er es schon einmal gethan.

„Dies ist Deine Aufgabe, meine Tochter. Ich frage Dich feierlich vor Gott, willst Du sie erfüllen, willst Du das Geschick annehmen, welches ich Dir biete, willst Du eine Herzogskrone tragen und wirken und schaffen für Deinen Vater?“

Er reichte ihr die Hand dar und schaute ihr fest ins Angesicht.

Margarethe wich seinem Anschauen nicht aus, sie heftete die großen Augen lange und ernst auf das Angesicht des Kaisers und legte langsam dann ihre Hand in die seine. „Ja, mein Herr und Kaiser, ich will thun, was Ihr von mir begehrt, ich bin bereit, die Hand des Herzogs anzunehmen, nicht achtend des Blutes, welches von ihr herniederfließt.“

XIX.

Die Vermählung.

Sinnend und ernst ging Prinzessin Margarethe in ihrem Gemache auf und ab. Es war der Vorabend ihrer Vermählung. Der Herzog Alexander von Medicis war gestern von Neapel angelangt und feierlich im Beisein des Kaisers hatte er ihr seine Hand

angetragen. Als Margarethe dann, nachdem der Kaiser die Erlaubniß dazu ertheilt, ihm dieselbe bewilligt, da hat er vor dem Kaiser das Knie gebeugt und ersucht, ihm zu gestatten, daß seine Vermählung mit Margarethe schon hier in Neapel und so rasch als möglich von Statten ginge, denn sein Herz glühe, die schöne, junge Herzogin heimzuführen nach Florenz und durch den Engel des Friedens den Aufruhr und den Zwist der Parteien zu beschwichtigen.

So hatte der Herzog gesagt, und der Kaiser hatte ihm in Gnaden seine Bitte gestattet. Am nächsten Morgen sollte die Vermählung stattfinden, ganz in der Stille, in der Kapelle des königlichen Schlosses sollte der Cardinal Granvella im Beisein des Kaisers und einiger anderer Zeugen die Ehe des herzoglichen Paares einsegnen, und gleich nach der Ceremonie sollte, so hatte der Kaiser es bestimmt, das herzogliche Paar seine Reise nach Florenz antreten.

Margarethe dachte über alles dieses nach, wie sie jetzt am Abend dieses bewegten und erschütternden Tages allein in ihrem Gemache verweilte, in demselben Balconzimmer, in welchem sie vor wenigen Tagen die geheimnißvolle Botschaft empfangen. Sie überlegte in ihrem starken Geist jedes Wort, welches der Kaiser und der Herzog gesprochen. Sie schaute mit den Augen ihrer Seele wieder vor sich dieses düstere, harte Gesicht dessen, der bestimmt war, ihr Gemahl zu sein, und jetzt da sie allein war, da keine Rücksichten ihr auferlegten, ihre Seele zu verhüllen und eine Maske über ihr Gesicht zu legen, jetzt schauerte sie in sich zusammen bei der Erinnerung an dieses fürchterliche Antlitz mit dem höhnischen Lächeln und den stechenden Augen.

„Ein Werkzeug bin ich in der Hand des Kaisers, meines Vaters,“ seufzte sie in sich hinein, und fühlte, wie das Herz des jungen Mädchens sich zu regen begann mit heimlichem Wehklagen und stillen Thränen.

„Eine Prinzessin darf kein Herz haben,“ sagte sie zu sich selber, indem sie mit großen Schritten im Gemach auf und niederging. „Wenn der Herzog ein Tyrann ist, so muß ich versuchen,

ihn milder zu stimmen, wenn das Volk ihn verflucht, muß ich versuchen zu versöhnen, gut zu machen, was er schlimm gemacht! Das ist meine Aufgabe, und ich will hingehen, sie zu erfüllen!"

„Ja, wiederholte sie ganz laut, ja, ich will hingehen, sie zu erfüllen! Ich will hinaustreten aus meiner zweideutigen Stellung! Ich will eine Krone auf meinem Haupte tragen, ich will eine Fürstin sein, ich will —"

Auf einmal verstummte sie, wieder hatte sie, wie an jenem Abend, das Geräusch auf dem Balcon gehört. Sollte der geheimnißvolle, unbekannte Freund ihr abermals eine Botschaft senden? Sollte sie glauben, daß —

Ein leiser Schrei tönte von ihren Lippen und entsetzt trat sie zurück, denn dort an der Thür ward eine vermummte Männergestalt sichtbar, eingehüllt in einen dunklen Mantel, das Haupt beschattet von einem breitgekrempten, spitzen Hute, von welchem schwarze Federn herniederhingen.

Einen Augenblick nur hatte Margarethe gezögert, jetzt trat sie lebhaft der verhüllten Gestalt entgegen.

„Wer seid Ihr und was wollt Ihr?"

„Sie ist's! Es ist Margarethe!" sagte der Verhüllte, indem er rasch den Mantel zur Erde warf und den Hut vom Haupte nahm. „Schaut mich an, Prinzessin, und saget, ob Ihr mich kennt! Denket an Augsburg und an jene Tage, da Ihr den Herzog von Medicis zum ersten Male gesehen! Erkennt Ihr mich?"

Sie schaute ihm in das edle, schöne Angesicht, welches zuckte vor innerer Bewegung.

„Ja," sagte sie mit aufleuchtendem Blick, „ja, Graf Ottavio Farnese, ich kenne Euch! Ihr waret damals bei der Begleitung des Herzogs. Ich sah Euch beim Turnier und beim Festmahl! Ihr seht, ich habe ein gutes Gedächtniß, ich erkenne Euch wieder, obwohl ich damals ein Kind von acht Jahren war!"

„Und jetzt," sagte Ottavio Farnese mit staunender Bewunderung, „und jetzt seid Ihr ein junges Mädchen von dreizehn

Jahren, und man will diesen Engel der Unschuld ermorden! Will Euch das Paradies des Lebens verschließen, Prinzessin!"

Margarethe hob stolz ihr Haupt empor und schaute zürnend ihn an. „Herr Graf Ottavio Farnese, seid Ihr nicht der Freund des Herzogs? Seid Ihr nicht heute in seiner Begleitung gekommen?"

„Ja, ich bin in seiner Begleitung gekommen! Ja, man nennt mich vor der Welt den Freund des Herzogs von Medicis, denn er liebt mich so zärtlich, daß er keine Stunde ohne mich leben könnte, das heißt, er haßt und verabscheut mich so sehr, daß er mich nicht aus den Augen läßt, daß er immer mich beachtet, damit er eines Tages mich verschlingen kann, wenn's ihm beliebt. Ja, Ihr habt Recht, Prinzessin, ich bin sein Freund und kam heute in seiner Begleitung an!"

„Er war also nicht der geheimnißvolle Freund!" sagte sie leise zu sich selber. „Er ist heute erst angelangt, ich wollt er wär's!"

Aber Niemand sah an diesem Gesicht etwas von ihren geheimen Gedanken, stolz und zürnend blickte sie ihn an. „Ihr wißt, daß ich morgen die Gemahlin des Herzogs sein werde, und Ihr kommt hierher um ihn zu schmähen und mich gegen ihn einzunehmen, kommt heimlich zu mir unter dem Schutze der Nacht?"

„Heimlich, ja! Doch ich gebe Euch das Recht, Prinzessin, daß Ihr die Thüren öffnet, die Leute herbeirufet, um den Verwegenen gefangen nehmen zu lassen, welcher es wagt bei Euch einzudringen. Versteht aber erst das heilige Interesse, welches er an Euch nimmt, begreifet erst, daß er allen Gefahren zum Trotz hier ist, um Euch zu bitten: Tretet zurück, Prinzessin, vermählt Euch nicht dem Herzog, daß er Euch nicht vernichte! Habt Ihr denn meine Warnung nicht empfangen?"

„Also Ihr wart's doch, der mich gewarnt hat?"

„Ja, ich war's! Ein Freund von mir, den ich voraus gesandt, brachte Euch meine Botschaft, und ich sehe, Ihr habt sie empfangen! Also es ist Alles vergebens, Ihr habt doch nicht die

Klagen vernommen, welche die Edlen von Florenz vor dem Kaiser ertönen ließen?"

„Graf Farnese," sagte sie ernst. „Ich war Zeugin, als die unzufriedenen, aufrührerischen Florentiner Audienz bei dem Kaiser hatten, ich habe alle ihre Anklagen vernommen!"

„Ihr habt sie vernommen, und dennoch willigt Ihr ein, in die Höhle des mörderischen Tigers zu gehen?" fragte er mit schmerzlichem Ausdruck.

„Ich bin bereit, dem Kaiser zu gehorchen," sagte die Prinzessin mit ruhigem Ton. „Ihr wißt es wohl aus der Geschichte, die Prinzessinnen haben kein Herz, die Politik bestimmt allein über Herz und Hand der Prinzessinnen. Die Politik des Kaisers giebt mir den Herzog von Medicis zum Gemahl, ich bin meines Vaters Tochter und ich gehorche ihm!"

„Und ich, Prinzessin Margarethe," rief er das Knie beugend vor ihr, die in stolzer, jungfräulicher Schönheit vor ihm stand, „ich beschwöre Euch, Prinzessin, auf meinen Knieen, habt den Muth, dem Kaiser zu widersprechen! Habt zum mindesten den Muth zu flehen, daß er noch einige Tage Eure Vermählung aufschiebe, wenigstens bis morgen Abend zu warten, denn ich will Euch ein Geheimniß künden, das ich so eben erfahren!

„Ihr sagt, der Kaiser vermähle Euch aus Gründen der Politik. Welche sind diese Gründe? Clemens VII. ist vor der Welt der Oheim, und, wie Ihr wohl wißt, der Vater des Herzogs von Medicis. Der Papst ist ein ehrgeiziger, starker und mächtiger Herrscher, und nicht blos den Schlüssel Peters, auch den Scepter seines Herrscherthums hält er in seiner starken Hand und der Kaiser will daher den starken, mächtigen Papst sich zum Verbündeten erhalten.

„Dies sind die Gründe der Politik, welche Euch dem Tiger in den Rachen werfen! Gott aber schützt Euch und will Euch bewahren vor dem entsetzlichen Unglück! Denn vernehmet mein Geheimniß, Papst Clemens VII. ist gestorben, plötzlich, unerwartet gestorben!"

„Der Papst ist todt?“ fragte sie, und es leuchtete ein Strahl der Freude aus ihrem Angesicht.

„Ja, Gott hatte vielleicht Erbarmen mit dem armen, blutenden Italien,“ sagte Farnese feierlich, „und er erlöste die Christenheit von demjenigen, welcher die Liebe vertreten sollte und den Ehrgeiz in seinem Herzen trug! Der Papst ist todt, und Alexander von Medicis ist jetzt ein abgenutztes Werkzeug in der Hand des Schicksals, wenn der Kaiser ihn nicht halten will, und weshalb sollte er das thun? Er weiß, daß die Medicäer verhaßt sind in Florenz, daß jede Zunge sie verwünscht und verflucht! Er weiß, wenn er die Medicäer aus Florenz verbannt, so wird er dadurch beliebt werden! „Der Papst Clemens ist todt, und der Kaiser kann nun keinen Grund mehr haben, den Neffen desselben zu schützen und ihn so hoch zu erheben, daß er ihm selbst seine schöne Tochter zur Gemahlin giebt! Eilet, eilet, Prinzessin, noch in dieser Stunde zu dem Kaiser hin und saget ihm: „Der Papst ist todt und schon sitzen die Cardinäle zusammen, um einen Nachfolger zu wählen, aber die Wahl ist schon bestimmt, wenn sie in dem Conclave eintreten! Saget dem Kaiser, daß Alexander Farnese, mein Oheim, zum Nachfolger ernannt wird.

„Mag er zum mindesten die Gnade haben, die Vermählung so lange hinaus zu schieben, bis die Bestätigung dieser Nachricht zu ihm gelangt ist! Und dann, Prinzessin, wenn die Sonne, welche bis jetzt über dem blutgierigen Herzoge geschienen, hinabgesunken ist in das Grab des todten Papstes, dann mag sie für mich aufgehen, denn was Papst Clemens VII. für seine Familie gethan, das wird Papst Alexander auch für die seine thun, und wie die Medicis Großes vermochten, so werden die Farnese jetzt steigen zur Höhe, denn sie ist des Kaisers und seiner schönen Tochter Heimath!“ sagte er leise mit zitternder Stimme, die großen Augen wie bittend auf sie gerichtet.

Sie erröthete und erbebte, sie fühlte, daß in der Prinzessin doch das Herz des jungen Mädchens schlüge.

„Ihr schweigt, Prinzessin?“ fragte er nach einer Pause, da sie ganz verwirrt mit abgewandtem Haupte dastand. „Ihr schweigt, Ihr wollt mich nicht begnadigen mit einem Wort? Die Stunden werden dahin fliegen, und das Entsetzliche wird sich begeben, wenn Ihr es nicht verhindert, wenn Ihr dem Kaiser nicht die Wahrheit kündet!“

„Es ist unmöglich!“ sagte sie leise, „der Kaiser hat sich in seine Gemächer zurückgezogen, und Niemand darf jetzt noch zu ihm eintreten!“

„So wartet bis morgen früh! Aber dann, Prinzessin, bevor die Stunde der Vermählung heranrückt, gehet zu ihm und kündet ihm, was ich Euch gesagt, daß Farnese Papst wird zu Rom, und daß der Stern der Medicäer für immer gesunken ist! Mit dem Papst sinken auch sie hernieder von seiner Bedeutung! Man kennt und fürchtet ihn, seine Sitten sind infam, alle seine Angewohnheiten lasterhaft, und wie er seine Feinde durch ganz Europa versprengt hat, so ist auch mit ihnen die Kunde seiner Verbrechen durch ganz Europa verbreitet!

„Der Kaiser wird seine Tochter nun nicht mehr einem Manne vermählen wollen, von dem die ganze Welt mit Abscheu und Entsetzen spricht, und der nun, da der Papst Clemens gestorben, ein elendes Nichts ist! Ich wußte, daß sein Tod bevorstand, und ich habe auf dem ganzen Wege von Rom hierher die Pferde schon bereit halten lassen, und meine Boten sind, sobald der Papst die Augen geschlossen, in unaufhaltsamer Eile hierher geeilt, um hier zu künden, was Niemand weiß!

„Zu Euch richteten sich meine Gedanken hin, so wie ich die Botschaft empfangen; Euch zu retten, habe ich alles gewagt, Euch zu retten vor dem Mörder, dem Tiger, habe ich mein Leben auf's Spiel gesetzt! Ich wiederhole Euch: Machet die Thüren Eurer Gemächer auf und lasset Eure Diener den Verwegenen, der es wagt zur Nachtzeit in Eure Gemächer einzudringen, zum Tode führen! Wenn Ihr mich verabscheut, wenn es möglich ist, daß Euer reines Herz sich so weit verirrt hat, daß es den Medicis liebt, so

frage ich nichts nach dem Leben! Dann klagt mich an als todeswürdigen Verbrecher!“

Er schaute in athemloser Spannung zu ihr empor, ihrer Entscheidung wartend. Sie stand sinnend eine lange Zeit da, dann wandte sie sich zu ihm.

„Ihr habt es gut mit mir gemeint, Graf Farnese, und es wäre wahrlich ein schlechter Lohn, wenn ich thäte, wie ihr sagtet! Kein Mensch wird erfahren, was sich hier begeben, auch nicht der Herzog, wenn Gott und der Kaiser bestimmen, daß ich seine Gemahlin werde.“

„Gott und der Kaiser?“ fragte er leise, „und Euer Herz, Margarethe, bestimmt das nicht?“

„Ich bin die Tochter meines Vaters,“ sagte sie, „ein Werkzeug in der Hand der Politik. Prinzessinnen dürfen kein Herz haben, so sagt der Kaiser, mein erhabener Vater, und ich liebe ihn und bin bereit, mein Leben für ihn zu opfern! Dies sei Eure Antwort, Graf Farnese, und da Ihr sie nun erhalten, so gehet, verlasset heimlich und still, wie Ihr gekommen, das Gemach und hütet Euch, jemals zu bekennen, daß Ihr mich so zur Unzeit gesprochen habt!“

„Ihr wollet also willenlos, als geschmücktes Opferlamm an dem blutigen Altare hinknien, um zu dieser Ehe, der selbst alle Engel im Himmel fluchen müssen, den Segen zu empfangen?“

„Ich will versuchen, ob es sich vermeiden läßt,“ sagte Margarethe nach einer Pause. „Ich will morgen früh hingehen, und dem Kaiser künden, welche Nachricht ich erhalten, in seinen Händen liegt mein Geschick. Lebt denn wohl, Herr Graf Ottavio Farnese. Noch Eins! Wenn ich dem Herzog jetzt vermählt werde, so wünsche ich, Euch nicht ferner zu begegnen, denn der Herzogin würde es nicht geziemen, an ihrem Hofe einen Cavalier zu haben, mit dem sie ein Geheimniß theilt, daß nicht der Gemahl wissen darf!“

„Ihr seid ein Engel der Unschuld und Reinheit!“ rief der Graf, indem er tief sich neigte und das Gewand der Prinzessin

an seine Lippen drückte. Dann erhob er sich, und schaute sie noch einmal an mit bewunderndem, glänzendem Blick. „Lebt wohl, Prinzessin Margarethe, und möge Gott Euch gnädig sein und Euch in der letzten Stunde noch erretten, wie er den Sohn Abrahams errettete, da sein Vater schon das blutige Messer nach ihm gezückt!"

Er wandte sich schnell um, ging lautlos durch das Gemach nach dem Balcon und verschwand in der Dunkelheit.

Sie stand noch lange, schaute ihm nach und lauschte mit athemloser Spannung auf das leise Geräusch, das sie auf dem Balcon vernahm, welches ihr seine Nähe kündete. Nun war Alles still. Ein schmerzlicher Seufzer zitterte von den Lippen der Prinzessin.

„Er ist fort! Den einzigen Freund, den Gott mir gesandt, mußte ich von mir weisen!" flüsterte sie schmerzlich. „Er ist fort, und ich werde ihn vielleicht niemals wiedersehen!" — —

In der Frühe des nächsten Morgens, während die Kammer-Frauen bei den Staatsgewändern beschäftigt waren, welche der Kaiser Margarethe gesandt, und die Juwelen und den Schmuck ansahen, die der Herzog von Medicis heute in der Frühe schon gebracht, begab sich die Prinzessin in das Cabinet des Kaisers.

Draußen hatte sie den Kämmerer gefragt, ob Se. Majestät schon wach sei, und man hatte ihr geantwortet, der Kaiser sei mitten in der Nacht schon geweckt worden und sei die ganze Nacht mit dem Cardinal Granvella gewesen. Couriere seien mit Depeschen schon nach allen Weltgegenden abgesandt, es müsse sich etwas Wichtiges begeben haben, Granvella habe vor einer Stunde erst das Cabinet des Kaisers verlassen. Se. Majestät seien bei seinem Morgen-Imbiß.

Margarethe, von ihrem Vorrecht Gebrauch machend, trat unangemeldet in das Cabinet des Kaisers. Er saß vor einem kleinen geschnitzten Tischchen auf dem hohen Fauteuil und schlürfte die Chocolade, welche in goldener Tasse vor ihm stand.

Als die Prinzessin zu ihm eintrat, schaute er auf, und ein Lächeln überflog sein blasses Angesicht.

„Willkommen, meine Tochter! Willst zum letzten Mal mir als jungfräuliches Kind Deinen Morgengruß darbringen?“ fragte er die Hand ihr entgegenstreckend.

Sie eilte zu ihm und küßte seine Hand. „Wenn's sein muß, ja, Majestät! Doch möchte ich Euch etwas künden, ein Geheimniß, das gleich der vorigen Botschaft räthselhaft zu mir gelangt ist.“

„Ein Geheimniß?“ sagte er. „Wer weiß, ob ich es dennoch nicht schon kenne, es betrifft den Herzog von Medicis.“

„Ja Majestät, es betrifft ihn! Eure Majestät sagten, die Politik bestimme für mich dem Neffen oder Sohn des Papstes Clemens zum Gemahl.“

Der Kaiser nickte. „So sagte ich, und es ist so!“

„Nun wenn es so ist,“ rief sie ungestüm, „dann wird die Politik mich nicht an den blutgierigen Herzog Medicis binden. Der geheimnißvolle Bote hat sich meiner erbarmt, ich weiß nicht, weshalb, ich kenne ihn nicht, habe ihn nie gesehen, der geheimnißvolle Bote hat mir gestern gekundet, daß Papst Clemens VII. gestorben ist!“

Der Kaiser nickte. „Er hat Euch die Wahrheit gekündet, Prinzessin Margarethe, ja der Papst ist gestorben. Und weiter?“ —

„Was weiter?“ fragte Margaretha verwirrt. „Bedeutet das nicht, daß nun eine neue Politik aufgeht über Italien? Bedeutet das nicht, daß die Medicäer nicht mehr gehalten werden von dem Ansehen des Papstes? Bedeutet es nicht, daß der Fluch, den ganz Italien gegen Alexander von Medicis schreit, zu mir herübertönen wird?“

„Kind, unschuldiges Kind!“ sagte der Kaiser achselzuckend, „die Menschen wechseln aber, der Geist der Geschichte behandelt sie nur als Werkzeug in seiner Hand. Auch der Nachfolger des Papstes wird nur ein Werkzeug sein in der Hand Gottes, der Geschichte und des Kaisers Karl! Der Nachfolger des Papstes kann keine andere Politik verfolgen, als es sein Vorgänger gethan! Er wird wissen, so gut wie dieser es wußte, daß die Freund-

schaft des Kaisers seinen Thron und seine Stellung sichert, und daß meine Feindschaft ihn niederstoßen kann von seiner Höhe!

„Ich ehre den Statthalter Christi auf Erden, aber er soll es nicht wagen, sich gegen mich aufzulehnen, denn ich werde keine Nachsicht, keine Rücksicht haben vor dem Beherrscher von Rom! Der Papst wird für mich Papst bleiben, auch wenn ich in seiner Engelsburg den Beherrscher von Rom belagere und zur Demüthigung zwinge! Das wird der Nachfolger des Papstes wissen, er wird wissen, daß der Kaiser Karl einen starken Arm hat!“

„Und weil er das weiß, Majestät,“ sagte die Prinzessin mit flehender Stimme, „so wird darum der Nachfolger des Papstes Clemens um Eure Gunst werben, so gut wie jener es gethan, und darum, vergebt Majestät, wird es nicht mehr nöthig sein, daß Ihr die Medicis begünstigt und mit Eurer Gnade überstrahlt, denn sie sind nicht mehr die Anverwandten des Papstes. Mein geheimnißvoller Freund hat mir mit seiner Botschaft ferner noch gekündet, daß man zum Nachfolger des Papstes den Cardinal Alexander Farnese wählen wird!“

Der Kaiser nickte. „Dein räthselhafter Freund ist wahrhaftig gut unterrichtet, denn der Courier, der vor einer Stunde hier eingetroffen, meldete, daß das Conclave schon beendet ist und der Cardinal Alexander Farnese zum Papste erwählt ist!“

„Also,“ rief sie freudig, „wird mein Kaiser und Herr mir nicht mehr den Medicäer, den Sohn des Papstes zum Gemahl geben!“

„Ich habe dem Herzog mein Wort gegeben, Prinzessin Margaretha, und ich werde es erfüllen,“ sagte der Kaiser streng. „Zu dem ändern, wie ich ja schon gesagt, sich nur die Menschen aber nicht die Politik und der Geist der Geschichte! Die Medicäer in Florenz erhalten, heißt mir im Herzen Italiens einen Freund sichern, und ich bedarf eines solchen! Italien aber, das aufrührerische, rebellische Italien, das wie ein Löwe sich aufbäumen möchte gegen die Hand dessen, der es zähmen will, Italien bedarf einer strengen Zuchtruthe, um gehorchen zu lernen! Alexander von

Medicis wird in meiner Hand eine solche sein, ich werde ihn schützen, und Niemand wird ihm etwas anhaben können, dem Herzog, meinem Schwiegersohn!

„Ist das Alles, Prinzessin Margarethe, was Euch Euer räthselhafter Freund kündete?“

„Ja, es ist Alles!“ sagte sie tonlos und matt.

„Ihr seid gekommen, um mir dies zu künden, und hofftet, daß es möglich sei, Eure Vermählung rückgängig zu machen?“ fragte der Kaiser, ihr tief in das erröthende Angesicht schauend. „Ihr haßt ihn also sehr, den Herzog, Euern zukünftigen Gemahl? Oder,“ fuhr er fort, da sie bebend die Augen niederschlug und es vermied seinem Blick zu begegnen, „oder wäre vielleicht Euer Herz erwacht, und es spräche das kindische Begehren eines jungen Mädchens aus? Wär's möglich, Margarethe, Ihr, die ich würdig gehalten, meine Vertraute zu sein und meine Politik zu unterstützen, Ihr liebt?“

Sie bebte in sich zusammen und hob langsam das Auge empor zum Kaiser. „Nein Majestät, ich liebe Niemand, aber ich glaube fast, ich hasse den Herzogs von Medici!“ murmelte sie ganz leise.

Der Kaiser neigte sein Haupt. „So müsset Ihr, Prinzessin, aus Eurem Haß die Liebe aufblühen lassen, denn Ihr werdet in einer Stunde die Gemahlin des Herzogs Alexander und ich hoffe von meiner Tochter, daß sie niemals die Pflicht vergessen wird, welche das heilige Sacrament der Ehe ihr auferlegt! Die Protestanten mögen an dem heiligen Sacrament und den heiligen Gebräuchen der Kirche rütteln, meine Familie darf es nicht! Das sage ich Euch, Prinzessin Margarethe: Wahret Eure Ehe und Eure Ehre! Denn ein Flecken auf Eurer Ehe und auf Eurer Ehre, und Euer Vater wird Euch strafen mit unerbittlicher Strenge! Dies merkt Euch, und nun geht, und schmücket Euch zur Vermählung! In einer Stunde seid Ihr Herzogin von Medicis!“

„Wohlan, mein Herr und Kaiser!“ sagte sie, „vergebt, daß ich noch schwankte und zauderte! Ich unterwerfe mich Eurem Willen und werde eine gehorsame Tochter sein!“

Sie neigte sich tief und verließ gesenkten Hauptes das Cabinet des Kaisers, ging langsam wieder den Corridor hinunter zu ihren Gemächern hin. Als sie eben an einer kleinen Thür vorüberschritt öffnete diese sich leise, und eine Stimme flüsterte:

„Ihr waret beim Kaiser?"

„Ja," sagte sie eben so leise.

„Er hat Euch Gnade gewährt?"

„Nein! Er wußte Alles, sein Wille ist unabänderlich!"

Sie ging weiter, aber sie hörte noch den schmerzlichen Seufzer, der hinter ihr ertönte. Sie wandte sich nicht um, vielleicht deshalb nicht, damit Niemand die Thränen sehen solle, die jetzt heiß und glühend wie zwei Perlen über ihre Wangen niederrollten.

Eine Stunde später fand in der Capelle des königlichen Schlosses die Vermählung der Prinzessin Margaretha mit dem Herzog von Medicis statt. Der Kaiser selbst führte seine Tochter zum Altare, und Niemand sonst wohnte der Trauung bei, als der Kaiser mit seinem Groß-Siegelbewahrer und dann die beiden Zeugen des Herzogs Alexander, der Graf Ottavio Farnese und der Prinz Lorenzino von Medicis.

Als die Trauung beendet war, nahte sich der Kaiser der Herzogin und drückte einen Kuß auf ihre Stirn.

„Gehe hin, meine Tochter, und erfülle deine Bestimmung! Sei groß als Fürstin, tugendhaft als Gemahlin, edel und stolz als Herzogin! Gehe hin meine Tochter und lehre die Florentiner lieben und segnen!"

XX.

Der Einzug in Florenz.

Es war am 13. Juni des Jahres 1536. Festlich geschmückt waren alle Straßen in Florenz, mit Blumen war der Boden bestreut, Blumenguirlanden waren an den Häusern hüben und drüben an gebracht, prächtige Teppiche hingen von den hohen Balkonen und aus den offenen Fenstern hernieder, und über dieselben neigten sich die Damen im festlichen Schmuck mit Blumen-Bouquets in den Händen. Von allen Thürmen der Stadt läuteten die Glocken und kündeten mit ihren ehernen Zungen es weit hinaus: „Der Herzog Alexander von Medicis naht, der Herzog wird seinen Einzug halten mit seiner Gemahlin!"

Alles trug einen festlichen und freudigen Anschein. Aber auch nur den Anschein, denn die Menschen, die in den Straßen auf und nieder wogten, die aus den Fenstern herniederschauten oder in dichten Gruppen hier und dort zusammen standen, die Menschen theilten nicht den Festesglanz der Dinge, welche sie umgaben. Ihre Gesichter waren düster, ihre Mienen trotzig, und wenn Einer auf das Glockengeläute horchend und auf die Signale der einzelnen Kanonenschüsse, die in der Ferne erschallten, lauschend zu sagen wagte: „Der Herzog und die Herzogin nahen!" so wandten sich zwanzig zornige Gesichter zu ihm hin, so antworteten zwanzig laute Stimmen: „Der Henkersknecht unserer Republik naht, mit der Tochter des unversöhnlichsten Feindes der Freiheit, mit der Tochter Karls V.!"

Hie und da freilich aus der dichten Menge in den Straßen, welche die Einziehenden zu passiren hatten, tönten laute, jubelnde Stimmen: „Es lebe der Herzog und die Herzogin von Florenz!"

Aber die Menge wußte wohl, daß es verkleidete Sbirren waren, welche so laut und freudig riefen, und stimmte nicht ein in dieses Rufen.

Eben, als aus einer dieser Gruppen wieder die verhaßten Worte ertönt waren, trat zu derselben ein junger Mann heran, bleichen Angesichts, trotziger Miene. Er schwang sich empor auf einen Vorsprung der Mauer des stolzen Palastes, vor welchem sie standen, und die Menschen, welche den bleichen Mann mit den flammenden Augen da oben stehen sah, drängte sich heran und schaute zu ihm empor.

„Bürger und Freunde!“ rief er mit lauter Stimme. „Ich bringe Euch die Grüße der Abwesenden, die Grüße der Exilirten, welche die geliebte Heimath verlassen haben weil sie die Königin von Italien, weil sie Florenz nicht als Sklavin des bluttriefenden Tyrannen Alexander von Medicis in den Staub gebeugt sehen wollen.“

Es ging ein Murmeln durch die Menge. Viele von den Leuten nickten ihm zu, und auf manchen Lippen, die vorher trotzig zusammen gekniffen waren, zeigte sich ein freudiges Lächeln. Aber viele Herzen erbebten auch über seine Kühnheit und hastig drängten sich einige aus der Menge zu dem jungen muthigen Manne heran. Sie kannten ihn wohl, sie wußten, daß es Matheo Salvi sei, der Geheimschreiber des großen Republikaners Grafen Philippo Strozzi, der mit ihm nach Neapel gezogen.

„Um Gott!“ riefen sie zu ihm empor, „um Gott, Matheo, schweigt! Ihr wagt nur Euer eigenes Leben und rettet doch nichts mehr!“

„Ihr habt Recht!“ rief er mit lauter Stimme ihnen zu, „ich wage mein Leben, aber ich rette zugleich die Ehre meines geliebten theuern Herrn! Ich rette die Ehre der edlen Emigrirten, indem ich Euch die Wahrheit künde. Die Höflinge und bezahlten Diener des Mannes, der sich Herzog von Florenz zu nennen wagt, nicht weil Ihr, die Bürger von Florenz, ihn dazu ernannt, sondern weil der Kaiser Karl V. ihm diesen Titel gegeben, die

bezahlten Speichellecker des Tyrannen wollen Euch glauben machen, unsere großen Patrioten hätten sich dem Tyrannen unterworfen und kehrten heim nach Florenz. Es ist eine Lüge, sage ich Euch, eine Lüge, welche die Patrioten mit Entrüstung von sich weisen! Ich habe es meinem Herrn, dem großen Strozzi, versprochen, es Euch zu künden, deshalb bin ich gekommen. Die Patrioten unterwerfen sich nicht! Ihr wißt, sie sind nach Neapel gegangen, um vor dem Kaiser ihre Klagen gegen den blutigen Tyrannen von Florenz anzubringen und zugleich Abhülfe zu begehren für ihre Beschwerden. Sie legten die Entscheidung in die Hand des Kaisers, und wißt Ihr, wie der Kaiser entschieden hat?"

„Nein, nein!" riefen hundert und hundert Stimmen, denn es umgab ihn jetzt ein dichtes Gedränge. Alle, welche weiter hinauf gestanden, waren auch herbei gekommen, und Einer hatte dem Andern zugewinkt: „Hört, was uns Matheo Salvi zu künden hat vom Grafen Strozzi."

„Nein nein!" riefen sie, „wir wissen es nicht! Was hat Kaiser Karl entschieden?"

„Ich sage Euch, ihr Freunde, merket wohl auf, und faßt in Eure Herzen die Worte des Kaisers Karl! Er hat entschieden, daß Alexander von Medicis die Exilirten und Emigrirten soll zurückkehren lassen nach Florenz, ohne ihr Leben, ihr Eigenthum oder ihre Freiheit zu bedrohen! Sie sollen in ihren Palästen wohnen und ihre Ehren und Würden wieder einnehmen und sollen unter dem Schutze des Kaisers Karl stehen. Aber hört auch die Bedingungen: sie sollen alles so lassen, wie es jetzt ist. Sie sollen den Alexander von Medicis anerkennen als Herzog von Florenz, und ihn schützen in seinen Ehren und Würden! Sie sollen erklären, daß sie mit der neuen Staatsverfassung sich zufrieden geben und für das Wohl des Volks keine weitern Garantieen und Freiheiten begehren."

Ein Schrei des Zornes und der Wuth tönte von allen Lippen, und mit gespannten Mienen blickten alle zu dem Redner empor.

„Und was," rief Einer aus der Menge, „was haben die Emigrirten beschlossen?"

„Ihr wißt es!" rief Matheo, „Euer Herz sagt es Euch, daß sie diese entwürdigenden Bedingungen nicht annahmen. Viele von den edlen Patrioten, welche die Heimath verlassen, welche der Schmach, die Euch bedroht, sich nicht unterwerfen wollten, viele von ihnen haben zu kämpfen mit Elend, Hunger und Noth, aber lieber wollen sie alles ertragen, als das Vaterland in Schmach und Elend sehen, als den entehrenden Bedingungen sich zu unterwerfen! Lieber wollen sie fern von der theuern Heimath untergehen in Elend und Kummer, als einen Compromiß annehmen, der sie zwar rettet, aber das Vaterland opfert. Höret Ihr Bürger, höret alle und merket es wohl. Die Patrioten haben den Compromiß verworfen, sie haben es dem Kaiser in einer feierlichen Schrift, welche ich die Ehre gehabt, selbst zu schreiben, und die mir mein großer Herr, der Graf Strozzi, selbst dictirt, niedergelegt!

„Es wäre zu lang das ganze Schriftstück hier vorzulesen, während die Glocken läuten und Euch künden, daß der Herzog mit seiner Gemahlin das Weichbild der Stadt überschritten hat! Aber höret wenigstens die Eingangsworte desselben! Wollt Ihr?"

„Ja, ja, wir wollen!" riefen tausend und tausend Stimmen! Wir wollen es hören; lies vor, Matheo!"

Er zog aus seiner Brusttasche ein Papier hervor, und mit einer Stimme, die so laut und jubelnd war, daß sie das Donnern der Kanonen und das Läuten der Glocken übertönte, las er: „Wir die Exilirten und Emigrirten, sind nicht hierher gekommen, um von Eurer kaiserlichen Majestät zu erfahren, unter welchen Bedingungen wir dem Herzog Alexander dienen sollten, auch nicht, um durch Eure Majestät Verzeihung von ihm zu erhalten dafür, daß wir freiwillig der Gerechtigkeit und unserer Pflicht gemäß dahin getrachtet haben, die Freiheit unseres Vaterlandes zu erhalten und zu befestigen. Wir haben Eure Majestät nicht angefleht, daß wir als Sklaven zurückkehren dürften in eine

Stadt, aus der wir erst vor ganz kurzer Zeit hinausgegangen sind als freie Männer, wir haben auch nicht gebeten, daß wir zurückkehren dürften, um unser Eigenthum wieder zu erhalten! Wir haben uns an Eure Majestät gewandt, weil wir Eurer Güte und Gerechtigkeit vertrauten, weil wir hofften, daß Ihr, auf unsere Klagen horchend, uns die ganze und wahre Freiheit, welche Eure Agenten und Eure Minister in Euerm Namen uns durch den Tractat von 1530 zugesichert hatten, zurück erstatten würdet. Wir wissen also jetzt auf das Memoire, welches uns im Namen kaiserlicher Majestät übergeben worden ist, nichts Anderes zu antworten, als daß wir entschlossen sind, als freie Männer zu leben und zu sterben, wie wir als solche geboren sind, und wir beschwören aufs Neue Ew. Majestät, unsere unglückliche Vaterstadt zu erlösen von dem grausamen Joche, welches sie in den Staub niederschmettert!"*)

Als er jetzt schwieg, herrschte rings um ihn tiefe Stille. Man hörte nichts als das Läuten der Glocken und von fern her einzelne Kanonenschüsse. Die Menge war verstummt, aber die Thränen, welche über die blassen Wangen der Männer niederrollten, ihre gefalteten Hände, ihr leises Schluchzen sprach beredter, als alle Worte es vermocht hätten.

„Ihr weint, meine Freunde," sagte Matheo nach einer Pause. „Ihr weint, und Eure Seele ist voll Jammer! Sie sollte aber voll Muth sein und voll Kraft! Ihr sollet Euch erinnern, Bürger von Florenz, daß, wenn ein ganzes Volk sich erhebet, es die Macht Gottes in seinen Händen hat, und daß keine Söldnerheere dem Willen eines Volkes widerstehen können! Noch ist es Zeit, Bürger! Die Glocken tönen, die Kanonen donnern und melden, daß der Tyrann Eurer Stadt naht, aber sie noch nicht betreten hat! Fasset Euch zusammen! Stürzt hin zu den Thoren, schließt die Pforten und sagt dem Tyrann, daß die Florentiner nicht das Joch auf ihren Nacken nehmen, daß sie frei leben und frei sterben wollen!"

*) Siehe: L'histoire de la republique italienne. Barbe Sismondi, Tom. 16, Seite 94.

Wieder schwieg er, wieder herrschte um ihn feierliche Stille. Tief hatten die Männer die Häupter auf die Brust geneigt, Thränen rollten aus ihren Augen und Seufzer stiegen aus ihrer Brust hervor, aber sie rafften sich nicht auf zur entscheidenden That.

Besser als Matheo Salvi wußten sie, daß Alles vergeblich sei, besser als er kannten sie die ungeheuren Vorkehrungen, welche der Herzog zu seinem Kommen getroffen. Besser als er wußten sie, daß spanische Truppen von Karl V. nach Florenz gesandt waren, und daß sie wie mit einem eisernen Gürtel rings die Stadt nicht allein umgaben, sondern auch innerhalb derselben schon Posto gefaßt hatten, daß viele der alten Paläste der Emigrirten fremde Söldertruppen beherbergten, die während der Nacht eingezogen waren in Florenz und bis an die Zähne bewaffnet auf Befehl des Herzogs in den leeren Palästen Quartier genommen. —

Ein tiefer Seufzer entrang sich der Brust Matheo's, als er diese bleiche, unbewegliche, traurige Menge eine Zeit lang angeschaut hatte.

„Sie sind verloren und mein Herr mit ihnen!“ murmelte er in sich hinein, indem er von der Mauer herniederstieg.

Ein Mann trat hastig zu ihm heran und faßte seine Hand.

„Ich danke Dir, Matheo Salvi, für Deine großen und herrlichen Worte! Sie tönen in unsrer Seele wieder als das Sterbegebet unserer Freiheit! Aber nun eile Dich, Freund, eile Dich, daß Du Florenz verläßt, bevor der Tyrann Deine Worte vernimmt, denn jedes derselben ist ein Dolchstoß für ihn, und er giebt ihn Dir zurück durch seine bezahlten Creaturen! Eile Dich und fliehe, damit in der Ferne wenigstens Du beten kannst für uns, die wir hier in Staub verderben müssen!“

Er schlang in zärtlicher Begeisterung seine Arme um den Nacken Matheo's und küßte ihn.

„Ich gebe Dir diesen Kuß, Freund, im Namen der ganzen sterbenden Republik! Kehre heim zu Strozzi, kniee nieder vor ihm und drücke diesen Kuß im Namen des Vaterlandes auf seine Füße!

Sage ihm, wir sterben und wir schämen uns unsrer eigenen Schmach! Eile Dich, Matheo, eile Dich!“

Er wandte sich um und verlor sich in der Menge. Matheo, tief erschüttert, machte sich Bahn durch das Volk, welches schweigend und scheu zurücktrat vor ihm und doch, da es nicht wagte zu ihm zu sprechen, mit zärtlichen Abschiedsgrüßen ihn anschaute.

Da in diesem Augenblicke, als Matheo nach der andern Seite der Straße sich entfernen wollte, kam um die Ecke daher ein glänzender bunter Zug von Cavalieren und Nobili. Hoch zu Roß kamen sie daher in ihren goldgestickten Sammtgewändern, die Brust gepanzert, den Helm auf dem Haupte, jeder von ihnen gefolgt von Reisigen und Lanzknechten und daneben die Pagen in ihren prächtigen Livreen.

„Schaut, schaut!“ rief Einer dem Andern zu, „das ist Lorenzino, der Vetter Alexander's!“

„Ja, und der Erbprinz von Florenz, wenn der Herzog keine Kinder zu Nachfolgern hinterläßt!“ rief ein Anderer dem Volke.

Der junge Cavalier, welcher rasch vorwärts sprengte, hatte die letzten Worte vernommen. Er hielt sein Roß an und nickte dem Manne zu, der sie gesprochen.

„Ja wohl, Bürger, Du hast Recht, ich bin der Erbprinz von Florenz, doch hoffe ich, daß mein edler, guter Vetter schon nach einem Jahre den Bürgern von Florenz einen andern Nachfolger zeigen wird! Ich bin nicht ehrgeizig, ich dürste nicht nach der Ehre, meines geliebten Vetters Nachfolger zu sein! Ich will nichts, als daß er glücklich ist, und dazu gehört, daß Ihr, edle Bürger von Florenz, ihm treue Unterthanen seid, und daß Ihr Euch vor seiner Herrlichkeit neigt, wie es demüthigen Dienern geziemt! Das merkt Euch, Ihr guten Leute, und merkt Euch auch, daß Lorenzino von Medicis Euch als ein gutes Beispiel vorangehen wird in der Erfüllung der Pflichten als Unterthan! Ich will nichts anderes sein als der Unterthan des Herzogs von Medicis! Es lebe der Herzog Alexander!“

„Er lebe hoch, der Herzog Alexander!“ wiederholten die Cavaliere, welche ihm folgten. Aber aus der Menge tönte es schwach nur wieder als ein angstvolles Echo der Worte des Prinzen: „Er lebe hoch, der Herzog Alexander!“

Lorenzino lachte laut auf. „Brave Bürger seid Ihr! Ich werd's dem Herzog melden! Ich werd' Euch alle wieder erkennen, die Ihr gerufen, und er soll's Euch lohnen!“

Er sprengte jetzt schnell die Straße hinunter, an deren anderem Ende jetzt ein buntes Gewühl sichtbar ward! Nun donnerten die Kanonen mit rascheren Schlägen und kündeten es der Stadt, daß jetzt der Herzog das Thor passirt und seinen Einzug halte in die Stadt.

Nun tönte es mit donnerähnlichen Jubelklängen, nun wirbelten die Trommeln, und der ganze Pomp des glänzenden Festzuges rollte die Straße herauf.

Zuerst auf stattlichen, reich gezierten Rossen die Musici mit ihren Pauken, Trompeten und Posaunen, welche vielleicht deshalb so laut schmetterten, damit man die Stille des Volkes nicht hören sollte. Ihnen folgten die Würdenträger der Stadt, die Magistratspersonen und die Senatoren, welche das Haupt gebeugt sich dem Mächtigen zitternd unterworfen hatten. Nun eine Schaar von goldblitzenden Offizieren und Cavalieren, dann im zurückgeschlagenen Wagen Seit' an Seit' das junge herzogliche Paar.

Der Herzog in schwarzem Sammetgewand, das enganschließend seine schöne Gestalt zeigte, der linke Aermel von schwarzem Sammet gepufft, mit acht goldenen Spangen, die in gleichmäßigen Abschnitten den weiten Sammetärmel zusammenhielten, der rechte Arm in grünen Sammet gehüllt, der gleich dem linken von goldenen Spangen in Puffen zusammengerafft war. Auf dem Haupte den mit goldenen Tressen eingefaßten spitzen Hut, von welchem hernieder zwei lange Straußenfedern fielen, die über der Stirn mit einer funkelnden Brillantenagraffe befestigt waren, um die schlanke Taille hielt ein breiter, goldener, mit Saphiren und Brillanten

geschmückter Gürtel das schwarze Sammtgewand zusammen, und von diesem Gürtel hernieder hing in goldenem Bandelier der Degen. Stolz und höhnend war der Blick seiner schwarzen Augen, die mit ruhigem Anschauen rechts und links die Menge beobachteten. Mit seinem scharfen Ohr, welches gewohnt war, jede Drohung wie jede Schmeichelei zu verstehen, wenn sie noch unausgesprochen auf den Lippen zitterte, ließ er sich nicht von dem Schmettern der Musici, dem Donner der Kanonen und dem Läuten der Glocken täuschen. Für ihn herrschte tiefe Stille ringsumher, und trotzdem seine Lippen lächelten und seine Augen glänzten, war wilder Zorn in seiner Seele, und während er freundlich nach beiden Seiten hin grüßte, sprach es in seinem Herzen von Rache und Vergeltung für diese Stunde der Schmach!

Neben ihm saß seine junge Gemahlin, das Kind von dreizehn Jahren, die Tochter des Kaisers, die Heldin, welche lächelte, während ihr Herz blutete. Gleich ihrem Gemahl trug sie ein schwarzes Sammetkleid, mit einem grünen Aermel, gleich dem seinen verziert, die zarte Taille auch umgeben von einem goldenen mit Edelsteinen verzierten Gürtel. So hatte es dem Herzog beliebt.

„Gleich zwei Turteltauben wollen wir erscheinen!“ hatte der Herzog lachend gesagt, als er die Gewänder und Schmucksachen, welche er für Margarethe bestimmt, ihr überreichen ließ. „Florenz soll es sehen, wie sehr wir Beide uns lieben, und daß wir dieselben Farben tragen wie zwei zärtlich girrende Turteltäubchen! Nur,“ hat er mit grimmigem Tone hinzugefügt, „nur daß die Täubchen schwarz sind, als trauerten sie über die verlorene Unschuld! Aber der rechte Arm erscheint in der Farbe der Hoffnung, und hoffnungsvoll soll meine rechte Hand sich erheben über Florenz, und hoffnungsvoll auch die meiner Gemahlin walten über der geliebten Stadt!“

Margarethe hatte nicht gezuckt bei diesen höhnischen und drohenden Worten. Lächelnd hatte sie sich geneigt vor dem Herzog, und ohne Widerrede heute den Schmuck und die Kleider an-

gelegt, wie er's begehrt. Auch war jetzt ihr Angesicht lächelnd, als sie an der Seite des Herzogs im offenen Wagen die Straße hinabfuhr. Rosig waren ihre Wangen und purpurn ihre Lippen, aber Niemand wußte, wodurch diese Rosen aufgeblüht. Heute in der Frühe des Tages war der Herzog eingetreten in das Gemach seiner Gemahlin, sie mit düstrem Blick anschauend hatte er zu ihr gesagt: „Es ziemt sich nicht, daß die junge Gemahlin des Herzogs so bleich erscheint wie eine Lilie, die auf dem Grabe welkt! Sie muß blühen wie eine Rose, und wie von Küssen müssen ihre Lippen glühen! Man muß der Natur zu Hilfe kommen! Herzogin, ich will nicht, daß Florenz sich unterfangen könnte, auf Eueren bleichen Wangen die Geschichte unseres Glückes zu lesen! Meine Schwester Katharina hat mir für Euch aus Frankreich einige Geheimmittel gesandt, die im Stande sind, Eurer Schönheit ein wenig aufzuhelfen! Sehet hier diese kleinen Büchsen mit Brillanten schön geziert, das ist die Morgengabe zu unserer Hochzeit, welche Katharina von Medicis ihrer Schwägerin sendet! In dieser Büchse ist der Stoff zu rothen Wangen, in dieser hier, Ihr seht es an der Aufschrift, der Stoff zu Purpurlippen, und zugleich hat Katharina eine Kammerfrau gesandt, welche es versteht, diese Mittel zu gebrauchen. Laßt sie eintreten, Herzogin, damit sie Euch schmücke!“

Er hatte dann selbst die Thür geöffnet und der Kammerfrau, die draußen stand, gewinkt einzutreten. Er war auch zugegen, als die geschickten Hände der neuen Kammeriera auf den Wangen der bleichen Herzogin die Rosen erblühen und die Lippen sich purpurroth färben ließ.

Mit zufriedenen Blicken hatte er das vollendete Werk der Kammerfrau betrachtet und ihr eine Handvoll Goldstücke hingeworfen.

„Ihr versteht es gut, dem Herrgott in's Handwerk zu pfuschen und Lilien in Rosen zu verwandeln! Ihr sollt das alle Tage thun. Wehe Euch aber, wenn Ihr irgend Jemandem auf der Welt verrathet, daß unter diesen Rosen, die jetzund auf den

Wangen unsrer Herzogin blühen, die traurigen Lilien verborgen sind! Niemand darf das wissen, wenn Euch Euer Leben lieb ist, das merkt Euch!“

Die Kammerfrau, entsetzt über den drohenden Ton des Herzogs, hatte scheu sich zurückgezogen und war hinausgeschlüpft.

Der Herzog aber hatte seiner Gemahlin den Arm gegeben und sie zu dem bereitstehenden Wagen geführt.

Die Rosen glühten auf den Wangen der Herzogin, und ihre Lippen glänzten wie von Küssen, ganz wie es der Herzog gewünscht. Niemand konnte ihr die tiefe Trauer anmerken, welche leise in dem Herzen der jungen Frau klagte und seufzte.

XXI.

Vertrauliche Unterredung.

Zum zweiten Male hatte das herzogliche Paar den Segen des Himmels in der Kirche empfangen.

In Neapel in der kleinen Schloßkapelle war nur der Kaiser und einige vertraute Zeugen bei der vorläufigen Trauung gewesen. In Florenz sollte das ganze Volk der heiligen Handlung seinen Segen geben.

„Sie lieben mich so sehr,“ hatte der Herzog mit seinem hämischen Lachen seiner Gemahlin gesagt, „sie werden so glücklich sein zuzuschauen, in welch gutem Einvernehmen ich mit Gott und der Kirche stehe, und es wird sie freuen, mich als glücklichen Bräutigam meiner schönen, holden Braut gegenüber zu sehen. Ein zärtliches Paar ist für das Volk ein bezaubernder Anblick, und darum, Margarethe, wollen wir ihm denselben gewähren!“

Sie hatte nichts darauf erwidert, nur schweigend das Haupt geneigt und den Blick abgewandt von dem spöttisch lächelnden Angesicht des Herzogs.

Der ganze Dom war überfüllt mit Hofleuten, Beamten und Bürgern, so viel nur die Halle fassen konnte, und der Nuntius des Papstes, den Paul III. eigens zu dieser Handlung von Rom gesendet, hatte unter dem feierlichen Schweigen der ganzen glänzenden Versammlung die Ceremonie vollendet.

Nun, da das junge Paar die Ringe gewechselt, nun schmetterten vom hohen Chor die Posaunen, und das salve fac ducem jubelte durch die Kirche dahin.

Der Herzog reichte seiner jungen Gemahlin die Hand. Ein Lächeln glänzte auf seinem Angesichte, seine Augen strahlten und funkelten, und die Leute, die das junge Paar an sich vorüberschreiten sahen, mochten wirklich vermeinen, daß der Herzog sich als ein recht glücklicher und seliger Bräutigam an der Seite seiner Gemahlin fühle.

Auch Margarethe hatte ein Lächeln auf ihre Lippen gezwungen, und die künstlichen Rosen auf ihren Wangen glühten in unvergänglicher Frische und Schöne.

Zu Fuß, so hatte es der Herzog bestimmt, wollte das junge Paar von dem Dome nach dem Palaste in der Via-Largo sich begeben. Teppiche waren auf dem ganzen langen Weg ausgebreitet, das Volk hatte diese Teppiche mit Blumen bestreut, das heißt, man hatte Einigen aus der Menge mit leisen und doch drohenden Worten Körbe mit Blumen in die Hände gedrückt und ihnen befohlen sie über den Teppich auszustreuen.

Zu beiden Seiten desselben standen mit geschultertem Gewehre die Soldaten des Herzogs, die spanischen Söldlinge, welche Karl V. ihm als Hülfstruppen gegen das Volk gesandt und welche mit ihren trotzigen, finsteren Mienen wohl geeignet waren, die Menge in scheuer Ehrfurcht zu halten.

Sie standen dicht gedrängt hinter den Reihen der Soldaten, sie sahen das junge Paar langsam, Hand in Hand, an sich vor-

überschreiten, sie hörten die Soldaten ihnen ihre Grüße entgegenschreien und jubeln; aber das Volk blieb stumm, und doch neigte sich der Herzog mit seinem stereotypen Lächeln nach beiden Seiten hin und grüßte hie und da in die Volkshaufen hinein, als danke er ihnen für den Jubel und das laute Geschrei, als wisse er nicht, daß alle diese Lippen für ihn stumm seien, daß alle diese Herzen still standen in Entsetzen und Angst vor ihm.

Im Palast war alles vorbereitet zu einem glänzenden Bankett, an welchem nicht blos der Hof und der Adel, sondern auch die Vornehmsten aus der Bürgerschaft Theil nehmen sollten. Weil aber in des Herzogs Palaste nicht Platz sein würde für alle die Vornehmen und Auserlesenen, hatte man rasch durch die Mauer eine Thür gebrochen, die nun hineinführte in das nebenanstoßende Palais des Prinzen Lorenzino, das auf der Via Largo neben dem des Herzogs belegen war.

Wie ein Triumphbogen war diese Maueröffnung von Lorenzino ausgeschmückt worden. Waffen und militärischer Schmuck glänzten auf beiden Seiten des Eingangs, mit Fahnen und Draperien, mit Amoretten, welche die Guirlanden und Kränze hielten, war die Ehrenpforte geschmückt, und Lorenzino hatte es sich vom Herzog recht als eine hohe Gnade erbeten, daß die Tafel, an welcher das Herzogspaar thronen würde, in seinem Palast aufgestellt werde, und daß ihm es überlassen sei, dieselbe zu schmücken.

„Du sollst wissen, mein Herr und Herzog,“ hatte er ihm gesagt, „daß alles, was ich habe und bin Dein Eigenthum ist, und es ziemt sich, daß der Herzog von Florenz, der Medicäer, in dem ältesten Palaste unseres Hauses und seiner Familie sein Festmahl halte. Du weißt, die dummen Klugen und die weisen Thoren vermeinen, daß mein Haus das ältere und berechtigtere sei, und ich will diesen Florentinern, welche vermeinen könnten, Lorenzino beneide seinen theuren Vetter, ich will es ihnen beweisen, daß ich in Liebe und Lust mich Dir ergebe als Dein Unterthan.“

Der Herzog hatte lächelnd ihm Gewährung für seine Bitte gegeben.

„Ich weiß," hatte er gesagt, „Du bist ein so dummer Narr, daß es Dir wirklich Ernst ist mit Deinen Worten, und ich weiß auch, daß ich Dir allein vertrauen kann! Du trägst keine Maske, und das ist es auch, was die Florentiner Dir nicht vergeben können, und das ist es auch, was mich mit Vertrauen zu Dir erfüllt! Du zeigst Deine niedrige, erbärmliche Schmeichlerseele vor aller Welt! Du kriechst vor mir wie ein Hund, und sie möchten, daß Du mit einer Märtyrermiene mir gegenüber ständest und mich bedrohtest mit dem Dolch, den der Patriotismus Dir in die Hände drücken sollte. In Deiner Erbärmlichkeit liegt der Grund meines Vertrauens zu Dir, und ich will Dir einen Beweis davon geben vor ganz Florenz! Die Herzogstafel soll, wie Du es wünschest, in dem alten Palaste der Medicäer aufgerichtet werden! Du sollst an meiner Seite sitzen, Lorenzino, und an der Seite meiner Gemahlin der liebe Vetter, Oktavio Farnese, der Enkel des neuen Papstes. Es soll es Jedermann wissen und sehen, daß Alexander von Medici auch bei dem neuen Papst in Gunst steht und daß er sich in herzlichem Einvernehmen mit den Gliedern der Familie Farnese befindet." —

Da saßen sie nun neben aneinander an der Tafel, die inmitten des Saales auf einigen Stufen errichtet war.

Ringsum in langen Reihen füllten den Thronsaal die Tafeln der Nobili, und Jeder konnte, den Blick erhebend, aufschauen zu dem jungen Herzogspaar, das da oben neben den beiden Herren Lorenzino und Farnese saß.

Draußen zur selben Zeit waren auf allen öffentlichen Plätzen große Tafeln errichtet für das Volk; ganz Florenz sollte heute glücklich sein und dem Genusse sich hingeben!

Ungeheure Fässer mit Wein waren überall in den Straßen aufgestellt, um die Vorübergehenden zu erlaben und zu erquicken, und überall an den Tafeln auf den öffentlichen Plätzen wurden

neue Ladungen von Speisen herbeigeschafft wenn die Vorräthe verzehrt waren.

Immer wieder und wieder strömten Hunderte herbei, um sich zu laben und den Genüssen sich hinzugeben, und doch schien es, als ob keine rechte Freudigkeit die Menge belebte. Still ließen sie sich nieder, mit ängstlichen Mienen beobachtete Einer den Andern, denn Jeder fürchtete, daß neben ihm ein verkleideter Sbirre sitzen möchte, der aufmerksam jedes Wort belausche, welches der Andere sprechen würde.

„Heute ist große Freude," sagte Einer dem Andern. „Heute giebt uns der Herzog Wein zu trinken, so viel wir mögen, er will unsere Zunge entfesseln, damit wir von Wein begeistert, reden von dem, was tief auf dem Grunde unseres Herzens schlummert, reden von unserm Haß und unserm Zorn! Darum muß man vorsichtig sein und die Zunge wahren! Der Wein ist stark und die Menschennatur ist schwach."

So hatten die Besonnenen und Klugen zu einander geredet, und wenig nur hatten sie von dem Wein getrunken, der in vollen Strömen überall sich für das Volk ergoß.

Aber die Thoren und Unmäßigen hatten sich hinreißen lassen, der seltenen Lust zu fröhnen. Daher kam's, daß am Abend, als in den herzoglichen Gemächern die Cimbeln und Geigen tönten und die Bevorzugten in den Sälen zu fröhlichen Tänzen antraten, drunten vor dem herzoglichen Palaste laute Stimmen sich mit Flüchen und Verwünschungen vernehmen ließen, bis sie dann plötzlich verstummten, weil rasche Hände die Trunkenen ergriffen und sie von dannen führten in die bereit stehenden Gefängnisse.

Daher kam es, daß in dieser Nacht alle Gefängnisse überfüllt waren und daß man in den nächsten Tagen gar Viele wegen Hochverrath und Rebellion und zur Tortur und zum Galgen verdammen konnte.

Aber droben in den herzoglichen Gemächern hörte man nichts von den Verwünschungen des Volkes. Da herrschte, wie es schien,

nur frohe Lust und seliges Behagen, und Niemand lachte lauter und war heiterer gestimmt, als der junge Herzog Alexander.

Bis spät in die Nacht hinein dauerte das Fest, dann gab der Herzog seiner Gemahlin den Arm und führte sie durch die prächtige Triumphpforte wieder in den Palast und in ihre Gemächer.

Prinz Lorenzino und Graf Ottavio Farnese folgten den Beiden, und wie die Vier dahinschritten durch die Reihen der geschmückten Säle neigten sich die Häupter der Damen und Herren tief.

Alexander lachte laut auf, wie sie eben in der Mitte des Thronsaales standen, und blickte mit einem triumphirenden Lächeln auf alle die gesenkten Häupter hin.

„Sehet, Frau Herzogin," sagte er mit lauter, höhnischer Stimme, „sehet nur, wie wir unsere Höflinge herangebildet haben! Vor ein Paar Monaten dünkten sich alle diese Damen und Herren noch freie Republikaner, und nun sind sie wohl geschulte Höflinge, wie Ihr sehet! Ich kenne das Geheimniß, aus Rebellen demüthige Höflinge zu machen, und ich hoffe, Ihr werdet es Euerm großen Herrn Vater, dem Kaiser vermelden, daß wir hier eben so vollendete Schmeichler und Höflinge haben, wie er sie nur je in seinen Landen um sich sieht."

Er lachte wieder hell auf und schritt weiter, indem er Lorenzino näher zu sich heranwinkte und laut und spöttelnd mit ihm sich über die Demuth der Nobili unterhielt, die einst so stolz und empört sich geweigert hatten, ihn als Herzog anzuerkennen.

Als sie jetzt eingetreten waren in das Wohngemach der Herzogin neigte Lorenzino sich vor dem herzoglichen Paare und zog sich zurück. Ottavio Farnese aber blieb stehen und hob mit einem ernsten Blick das Antlitz auf zu Alexander.

„Ich bitte den Herrn Herzog von Florenz," sagte er, „daß er mich jetzt entlassen und auch zugleich verabschieden möge! Der Kaiser und Ihr selber wünschtet, daß ich an Eurer Seite bleiben sollte

bis Florenz! Ich habe Euren Wunsch erfüllt, und jetzo nehme ich Abschied von dem herzoglichen Paare."

Alexander schüttelte heftig sein Haupt.

„Nicht so, Vetter, Ihr dürft uns nicht verlassen! Die Festlichkeiten sind noch nicht zu Ende, und Ihr habt mir Euer Wort gegeben, daß Ihr verweilen wollt bis zum Schluß derselben. Was ist es nun, daß Euch auf einmal von dannen treibt?"

„Familienverhältnisse, Herr Herzog," erwiederte Ottavio ruhig. „Seine Heiligkeit, der Papst, ruft mich nach Rom und wünscht dort meine Anwesenheit."

„Das heißt," lachte Alexander, „er wünscht aus dem kleinen Farnese einen großen Fürsten und Herrn zu machen. Nicht wahr? Ihr habt an mir gesehen, daß eine Fürstenkrone sich stattlich ausnimmt und Ihr möchtet auch eine solche tragen? Ja, ja, es ist gut, mein Freund, wenn in der Familie sich ein Papst befindet, es wird dann etwas aus den lieben Verwandten! Weil Du gesehen, daß Papst Clemens aus mir einen Herzog gemacht, den Karl bestätigt hat, so willst Du die gute Gelegenheit wahr nehmen, um von Deinem Großvater, dem Papst Paul III. Dich auch zum Herzog heranbilden zu lassen, den Karl dann auch wohl anerkennen wird, wie er es mir gethan!"

Ottavio schaute ihn an mit einem stolzen, zornigen Blick. „Ich bin nicht ehrgeizig, Herr Herzog," sagte er, „und es gelüstet mich nicht nach Kronen, welche nicht die Liebe des Volkes, sondern die mächtige Hand eines Papstes und eines Kaisers auf mein Haupt setzen."

Alexander wandte sich lachend zu seiner Gemahlin. „Seht nur, Margarethe, den kühnen, bösen Menschen, der es wagt, ein wenig Gift in den vollen Rosenkranz unseres Glückes zu tröpfeln! Diese Worte, meine schöne Gemahlin, sollten sich auf mich beziehen, der Ottavio will uns zu verstehen geben, daß auch unsere Krone nicht von der Liebe des Volkes auf unsere Stirne gesetzt ist. Aber wir verzeihen Dir, Ottavio, unter der Bedingung, daß Du noch zum mindesten acht Tage bei uns ver-

weilst. Du schüttelst Dein Haupt, Du willst nicht, Ottavio? Nun Frau Herzogin, vielleicht bleibt er, wenn Ihr Eure Bitten mit den meinigen vereint."

Margarethe hob ihre großen schwarzen Augen langsam zu dem Gemahl empor.

„Warum sollte ich das, Herr Herzog, und warum sollte der Graf Farnese auf meine Bitten bleiben, wenn er die Euren zurückweist? Wenn es dem Grafen nicht bei uns gefällt, weshalb wollten wir ihn zwingen zu bleiben?"

„Ihr wißt wohl, Frau Herzogin," rief Ottavio heftig, „Ihr wißt wohl, daß es mir in Eurer Nähe nicht nur gefällt, sondern daß ich glücklich bin, dieselbe Luft mit Euch und" — fügte er langsam hinzu — „und mit dem Herzog zu theilen! Doch ich wiederhole es, der Papst berief mich nach Rom, und es ziemt mir, dem Befehle meines Großvaters zu genügen."

„Es wird damit nicht solche Eile haben," sagte Alexander rasch. „Ich will Euch beweisen, Ottavio, daß noch immer etwas von dem alten Blut der Medicäer, welche, wie Ihr wißt, Handelsherrn und Kaufleute waren, in mir steckt! Ich will mit Euch handeln und dingen, Ihr wollt mir nicht acht Tage bewilligen, so gebt mir vier. Sagt ihm das auch, Margarethe, befehlt ihm, daß er noch vier Tage bleiben soll."

„Nein," erwiederte sie ruhig, „ich sage ihm das nicht, Herr Herzog! Mich dünkt, wen der heilige Vater, der Papst, zu sich ruft, der darf nicht einen Moment verlieren, dem Rufe zu folgen! Ich würde es ganz natürlich und in der Ordnung finden, wenn Graf Farnese nicht nur heute, wenn er auf der Stelle uns verließe."

„Aber ich leide es nicht," rief Alexander mit drohender Miene und einem zornigen Blick auf seine Gemahlin. „Nein, ich leide es nicht! Hütet Euch, mich zu reizen und mich auf schlimmen Argwohn zu bringen, ich müßte sonst vermeinen, Ottavio Farnese, daß es Euch gar schlecht an meinem Hofe gefiele und daß die eisige Kälte meiner Frau Gemahlin Euch verletzte! Ihr

könntet Schuld sein, Graf Ottavio Farnese, daß um Euretwillen der erste Zwist zwischen den jungen Ehegatten stattfinde, und das wollt Ihr doch sicher nicht! Beweist mir also durch Euer Bleiben, daß die Kälte und das abstoßende Wesen der jungen Herzogin Euch nicht verletzt hat."

Ein zorniger Blick aus den Augen Margarethens traf das Antlitz des Herzogs.

„Es ist gar nicht nöthig, Herr Herzog, mir das zu beweisen," sagte sie. „Es kümmert mich auch gar nicht, ob mein Wesen und Benehmen den Grafen Ottavio Farnese verletzt hat, seine Pflicht ruft ihn von dannen und so muß er gehen."

„Ich sage, seine Pflicht befiehlt ihm hier zu bleiben, und so soll er bleiben!" rief Alexander. „Ja, seine Pflicht befiehlt ihm hier zu bleiben, denn thäte er es nicht, so würde ich es ansehen als einen Bruch der Freundschaft, als ein Zeichen, daß der Papst Paul III. in Feindschaft leben will mit dem Medicäer, mit dem Herzog von Florenz, der jetzt des mächtigsten Kaisers Schwiegersohn ist, und ich würde es alsdann dem Papste beweisen, was es heißt, den Zorn des Medicäers zu reizen. Wir sind stark, Graf Ottavio Farnese, wir sind bis an die Zähne bewaffnet, Jedem gegenüber, der unsere Feindschaft will! Das meldet dem Papst, Eurem Großvater, wenn Ihr ihm schreibt, daß Ihr noch vier Tage an unserem Hoflager bleibt, denn ich sage Euch, nicht früher dürft Ihr fort!"

„Nun denn, Ihr wollt es, Herzog, so bleibe ich, und ich gestehe es freudig, ich bleibe gern! Die Frau Herzogin möge es mir verzeihen, wenn ich ihr lästig falle, ich werde indeß versuchen, dies so wenig als möglich zu thun."

Er neigte sich tief und ehrfurchtsvoll, reichte dann hastig dem Herzog die Hand und entfernte sich.

Die Thüre hatte sich kaum hinter ihm geschlossen, als der Herzog mit zorniger Geberde sich an seine junge Gemahlin wandte.

„Wißt Ihr, Frau Herzogin, daß Ihr Euch heute ganz

so benommen habt, wie es Euren dreizehn Jahren geziemt, das heißt: ganz wie ein albernes, thörichtes Kind."

Sie antwortete nicht, sondern hob nur ihr Antlitz zu ihm empor und sah ihn an mit ruhiger, stolzer Miene.

„Ja, recht wie ein albernes Kind," fuhr der Herzog mit zornig grollender Stimme fort. „Warum wolltet Ihr ihn gehen lassen, warum verleugnet Ihr alle Sitte und allen Anstand und zeigt Euch in so abstoßender, unhöflicher Weise, wie es wohl einem eigensinnigen Kinde, aber nicht einer Herzogin geziemt? Man ließ mich glauben, daß Euer Verstand weit hinausginge über Eure kindischen Jahre, aber ich sehe jetzt, daß man mich betrogen hat, und daß es dem Kaiser Karl beliebt hat, mir einen Wechselbalg anzuhängen, durch dem ich, wie ich wohl erkennen muß, mir eine Lächerlichkeit aufgebürdet habe, wenn ich nicht zur rechten Zeit dem Unfug steure. Ich sage Euch nun, Frau Herzogin, habt die Güte, hinfort Euch anders zu zeigen, und maßt Euch nicht an, meinem Willen gegenüber einen Willen zu haben. Wenn Herzog Alexander Jemanden einladet an seinem Hofe zu verweilen, so will er, daß Ihr mit ihm übereinstimmt! Ihr dürft keinen eigenen Willen haben. Von dem Moment an, da ihr die Schwelle dieses Palastes überschritten habt, seid Ihr nichts weiter als ein Werkzeug in meinen Händen! Laßt Euch nicht bedünken, daß Ihr hier an meiner Seite die Tochter des Kaisers Karl spielen könnt. Es ist überdies eine zweifelhafte Ehre Euch Gemahlin zu nennen, unddie Medicäer haben eben nicht Grund stolz zu sein auf das gebrochene Feld, das Ihr unserm Wappen hinzufügt. Merkt Euch das, Prinzessin ohne Land und Namen, Ihr seid meine Gemahlin, und ich will, daß Ihr demüthig und gehorsam seid. Habt Ihr verstanden?"

Sie antwortete nicht, sondern blickte ruhig und schweigend in sein zorniges Antlitz.

„Wollt Ihr die Gnade haben, mir zu bestätigen, daß Ihr meine Worte gehört und sie in Euer Herz aufgenommen habt?" fragte er.

„Ich habe sie gehört, Herr Herzog," erwiderte sie ruhig. „Aber ich kann Euch nicht bestätigen, daß ich sie in mein Herz aufgenommen habe, und ich kann Euch nicht sagen, daß ich Euch eine gehorsame und demüthige Gemahlin sein werde."

Er trat ganz erstaunt und entsetzt einen Schritt zurück und starrte sie an.

„Was sagt Ihr da?" fragte er nach einer Pause mit keuchendem Athem wie ein Tiger, der im Begriff ist, sich auf seine Beute zu stürzen.

„Ich sagte," erwiederte sie ruhig, „daß ich wohl weiß, daß ich Eure Gemahlin bin, aber nicht nöthig habe, zu vergessen, daß ich die Tochter des Kaisers bin! Ich sage ferner, daß mein Vater, der Kaiser, mich schützen wird gegen jegliche Unbill."

Herzog Alexander lachte hell auf.

„Euch wird schützen gegen jegliche Unbill! Ich möchte wissen, wie er das vermöchte, der Kaiser, der in Deutschland verweilt! Seine Hand ist groß und mächtig, aber sie reicht doch nicht bis hierher nach Florenz! Unser Palast hat sehr dicke Mauern, sage ich Euch, Frau Herzogin, und sie sind wohl im Stande, manches Wehegeschrei und manchen Klageton unhörbar zu machen."

„Dennoch," sagte Margarethe mit ruhiger, sanfter Stimme, „dennoch sichert mich der Kaiser vor Eurem Zorn! Und ich sage Euch, Herzog Alexander, Ihr werdet es nicht wagen, Eure Hand gegen mich zu erheben."

„Ich werde es nicht wagen?" fragte der Herzog ganz bestürzt sie anschauend.

„Nein, Ihr werdet es nicht wagen! Ihr habt die Stunde der Verständigungen rasch herbeigeführt, Herr Herzog Alexander, und also wollen wir uns jetzt verständigen! Ich hoffe, Ihr sollt zum mindesten erkennen müssen, daß Margarethe, die Prinzessin ohne Land und ohne Titel, wie Ihr sagt, wenigstens etwas Euch mitbringt als Aussteuer: ein tapferes Herz und einen unerschrocke-

nen Sinn. Setzen wir uns, Herr Herzog, und verständigen wir uns."

Sie schritt zu dem Divan hin, ließ sich auf demselben nieder und deutete mit stolzer Ruhe auf das Tabouret hin, welches an der Seite desselben stand.

Der Herzog, erstaunt und erschrocken fast, folgte dem Wink und ließ sich auf dem Tabouret nieder.

XXII.

Die Verständigung.

„Gut also, Frau Herzogin, verständigen wir uns!" rief der Herzog, der sich jetzt von seinem Erstaunen erholt und seine spöttische Ruhe wieder angenommen hatte. „Verständigen wir uns, und laßt mich, wie es ziemlich ist für den Herrn und Gemahl, den Anfang machen. Also zuerst, Signora, gebt mir Euer feierliches Wort im Namen Gottes, daß Ihr, obwohl die Tochter Karls V., das heißt, des größten Schauspielers in Europa, doch meine Fragen der Wahrheit gemäß beantworten wollt?"

Sie schwieg einen Moment und schaute ihm fest in's Angesicht.

„Ihr zaudert?" fragte er mit seinem spöttischen Lächeln. „Es scheint, als ob die Wahrheit für Euch oder für mich einen schlimmen Beigeschmack haben könnte. Ich wiederhole es, Signora, gebt mir Euer Wort vor Gott, daß Ihr mir der Wahrheit gemäß antworten wollt!"

„Es sei!" antwortete sie, indem sie langsam die Rechte empor hob zum Himmel. „Ich gebe Euch im Namen Gottes mein

feierliches Wort, daß ich alle Eure Fragen der Wahrheit gemäß beantworten will. Ich gehe noch weiter, Herzog, ich schwöre Euch, daß ich nicht das kleinste Mäntelchen über die Wahrheit legen will. Ihr sollt sie unverhüllt vor Euch sehen, damit Ihr mich ganz erkennt und wißt, mit wem Ihr es zu thun habt."

„Ich nehme Euer Wort an!" sagte er. „Und Ihr, Signora, verlangt Ihr nicht von mir dasselbe? Soll ich Euch nicht gleichfalls mein Wort geben, Euch die volle Wahrheit zu sagen?"

„Nein, ich verlange das nicht," antwortete sie ruhig.

„Und weshalb nicht?" fragte er.

Ihre großen Augen begegneten den seinen mit einem trotzigen Anschauen. „Weil ich weiß, daß der Herzog Alexander von Medicis sich von keinen Schwüren binden läßt, und daß er mir auch die Wahrheit nicht sagen würde, selbst wenn er es mit heiligsten Eiden in derselben Minute geschworen hätte!"

Er lachte hell auf. „Wahrlich, es scheint Signora, Ihr kennt mich gut, oder Ihr habt wenigstens von mir einen ziemlich schlechten Begriff. Nun laßt uns beginnen! Sagt mir im Namen Gottes die Wahrheit: Liebt Ihr mich? Habt Ihr aus Liebe mir Eure Hand gereicht?"

„Nein," erwiederte sie ruhig, „ich liebe Euch nicht!"

„Warum habt Ihr Euch dann mit mir vermählt?" fragte er.

„Weil der Kaiser, mein Herr und Vater, es befohlen hätte."

„Nun, ich denke," rief der Herzog, die Achsel zuckend, „das Gehorchen ward Euch in diesem Falle ziemlich leicht. Die Frauen, die mich lieben, und ich versichere Euch, daß die Zahl derselben bedeutend ist, die Frauen nennen mich einen schönen Mann, und mein Spiegel sagt mir täglich, daß sie in diesem Falle, so sehr die Weiber auch sonst lügen mögen, die Wahrheit sprechen! Theilt Ihr die Ansicht der Frauen, findet Ihr mich schön, Signora Margaretha?"

Wieder hefteten sich ihre großen schwarzen Augen mit einem

seltsamen Ausdruck auf sein Angesicht, das in diesem Moment wirklich von einer dämonischen Schönheit strahlte.

„Nein," sagte sie, „ich finde Euch nicht schön! Es ist ein grausamer Zug in Eurem Angesichte, der erschreckt und ängstigt. Ihr wisset wohl, die Hand jedes Gemordeten zeichnet seinen Namen in das Antlitz des Mörders, und diese Wunde, welche der Mörder seinem Opfer schlägt, steht nachher für immer als Narbe in seinem eigenen Gesichte verzeichnet!"

Er lachte wieder laut auf, aber es war ein gezwungenes Lachen.

„Ihr findet also, daß mein Angesicht viele solcher Narben trägt?"

„Ja, Herr Herzog!"

Er zuckte zusammen und hob drohend die Hand gegen sie auf.

„Hütet Euch, Frau Herzogin, daß die nächste Narbe nicht von Euch selbst herrührt!"

„Ich fürchte mich nicht," sagte sie gelassen. „Ich weiß, daß Ihr das Blut nicht scheut, ich kenne Eure Mörderhand, aber dennoch wiederhole ich Euch, ich fürchte mich nicht!"

„Warum nicht?"

„Das werde ich Euch am Ende unserer Unterredung mittheilen! Habt Ihr jetzt noch mehr zu fragen?"

„Ja," erwiederte er ein wenig verwirrt von ihrer Ruhe. „Sagt mir zuerst: wenn Ihr mich nicht liebt, haßt Ihr mich vielleicht?"

„Ja," erwiederte sie ruhig, „ich hasse Euch, ich verabscheue Euch. Wollt Ihr wissen, warum? Ich habe in Neapel Eure Ankläger gehört, und alle Eure Missethaten und Gräuel, alle Schandthaten, deren Eure Feinde Euch beschuldigen, sind mir mitgetheilt worden!"

„Wie?" rief der Herzog. „Ihr waret zugegen als die sogenannten Patrioten, die Grafen Strozzi und Genossen vor dem Kaiser ihre Klagen anbrachten?"

„Ich war zugegen," antwortete sie, leise das Haupt neigend. „Den menschlichen Augen unsichtbar sah und hörte ich Alles, und

ich gestehe Euch, Herzog, meine Seele schauderte vor Entsetzen, und flehte zum Schicksal um Erbarmen und Gnade, daß es mir dieses furchtbare Opfer ersparen möchte."

„Aber Euer Schicksal," nickte der Herzog, „das heißt, der Kaiser, wollte das unschuldige Lamm durchaus opfern, nicht wahr?"

„Mein Vater befahl, und ich gehorchte."

„Ah! Ihr seid ein Muster kindlichen Gehorsams!" rief der Herzog höhnend.

„Nicht so ganz," sagte sie ruhig. „Ich gehorchte, darin habt Ihr Recht. Aber was mir den Muth dazu gab, das sollt Ihr jetzt auch erfahren. Ihr habt die Wahrheit gefordert, und Ihr sollt sie jetzt ganz und voll empfangen. Es ward mir leicht, dem Befehl des Kaisers zu gehorchen, weil Ihr eine Herzogskrone tragt, und weil Ihr mich aus der zweideutigen Stellung, von welcher Ihr vorher sprachet, und die ich als wahr bekennen muß, erlöset. Die Prinzessin ohne Land und ohne Namen ward durch Euch zur Herzogin. Sie trägt jetzt eine Krone auf dem Haupte, freilich ist diese Krone mit Blut getränkt, die Wehklagen und Seufzer eines ganzen Volkes lasten auf ihr, aber ich habe mir selber, meinem Kaiser und Gott geschworen, ich will versuchen, die Krone von dem Blut zu reinigen. Wenn die armen, beklagenswerthen Florentiner Euch verfluchen, so sollen sie doch ihre Herzogin segnen, und die schönste und herrlichste Aufgabe meines Lebens soll es sein, einige von den Thränen, welche Ihr die Menschen vergießen machet, zu trocknen, einige von den Wunden, welche Ihr mit grausamer Hand schlaget, zu heilen. Nun habe ich Euch die volle Wahrheit gesagt, Herzog, und Ihr wißt nun, weshalb ich einwilligte, mich Euch zu vermählen."

„Ihr fürchtet nicht, Frau Herzogin, daß sich diese volle Wahrheit wie ein vergifteter Dolch wider Eure eigene Brust wendet?" fragte er mit drohenden Blicken.

„Nein," sagte sie ruhig, „ich fürchte das nicht, und ich werde Euch nachher sagen, weshalb ich das nicht fürchte! Nachher, sobald Ihr am Ende seid mit Euern Fragen. Oder seid Ihr es schon?"

„Nein, noch nicht," erwiederte der Herzog. „Noch Eins will ich von Euch erfahren. Weshalb seid Ihr gegen meinen Freund den Grafen Ottavio Farnese so kalt und abstoßend? Weshalb bemüht Ihr, von der man doch sagt, daß Ihr ein Musterbild der feinen Weltbildung seid, Euch so sehr recht abstoßend und grob in Euren Formen gegen den Grafen zu sein? Ich lade ihn ein, zu bleiben, und Ihr läßt es ihn mit dürren Worten merken, daß Ihr sein Gehen wünscht!"

Sie schrack leise in sich zusammen und senkte den Blick nieder.

„Nun," wiederholte der Herzog seine Frage, „weshalb seid Ihr so abstoßend gegen ihn?"

„Ihr wollt es durchaus wissen, Herzog?" fragte sie.

„Ja, ich will es durchaus wissen! Im Namen Eures Schwures fordere ich von Euch die Wahrheit!"

„Ihr sollt sie hören," sagte sie. „Ich begehrte, daß der Graf Farnese Euren Hof verlasse, ich begehre von Euch, daß Ihr ihn niemals wieder an denselben einladet, weil —"

„Nun weil?" fragte der Herzog, als sie jetzt stockte und schwieg.

„Nun, weil ich fürchte, daß ich ihn lieben könnte!" sagte sie feierlich langsam. „Ja, Herzog, wenn ich ihn sehe, bebt mein Herz und ein Jauchzen und eine Freude ist in meiner Seele, wie niemals sonst. Ich kenne die Liebe nicht, aber nach den Schilderungen, die ich in den Büchern der Dichter gelesen, ist das ein Zeichen der Liebe, und darum, Herzog, soll der Graf Farnese fort, denn ich will ihn nicht lieben!"

„Ihr wollt nicht?" fragte er staunend. „Warum wollt Ihr nicht? Der Graf Farnese ist ein schöner Mann. Ich mache Euch mein Compliment, Ihr habt einen guten Geschmack. Ottavio Farnese gilt für den schönsten Mann in Italien nach Alexander von Medicis, und so begreift es sich wohl, daß Ihr, wenn Ihr den Herzog von Florenz nicht liebt, den Ottavio Farnese lieben könnt!"

„Es begreift sich ferner," sagte sie ruhig, „daß dieses Bekenntniß das Todesurtheil für den Grafen Farnese ist. Ihr habt es eben in Eurer Seele unterzeichnet, aber ich warne Euch, es auszuführen, denn ich schwöre es Euch, den Grafen Farnese tödten heißt: Euer eigenes Todesurtheil unterschreiben."

„Wie?" rief der Herzog mit flammenden Augen, „Ihr wagt es mir zu drohen?"

„Nein," sagte sie ruhig, „ich wage nur Euch die Wahrheit zu sagen. Diese Wahrheit ist, ich stelle den Grafen Farnese unter meinen Schutz, und ich sage es noch einmal: ihn tödten heißt, Euer eigenes Todesurtheil unterschreiben. Das bedenket wohl! Nun, da Ihr wißt, weshalb er fort muß, werdet Ihr ihn reisen lassen, in dieser Nacht noch!"

„Ihr habt also die Absicht, Signora," sagte der Herzog, „an meinem Hofe ein Leben voll Tugend und Sittsamkeit zu führen? Ihr wollt meine Laster noch schroffer erscheinen lassen durch den Gegensatz Eurer Tugenden, nicht wahr? Das ist eine neue Art der Rache, die Ihr an mir nehmen wollt, eine neue Art, Euren Haß an mir zu bethätigen."

„Nein! Ich schätze Euch nicht so hoch, Herr Herzog. Nicht um Euretwillen sondern nur meiner selbst willen möchte ich in Tugend und Ehrbarkeit an Eurer Seite leben! Denn das Einzige, worauf ich mich zu stützen vermag, ist die Liebe zu meinem Kaiser und ein gutes Gewissen! Das will ich mir bewahren, Herzog! Ich will das Recht haben, Euch in jeder Stunde anzuklagen als einen lasterhaften, treulosen Gatten, denn Ihr seid jetzt schon mir treulos gewesen! Ich kenne alle die Liebesverhältnisse, die Ihr auf der Reise von Neapel hierher, mit den Damen meiner Begleitung angeknüpft! Ich kenne Euch, und ich will Euch immer wie in dieser Stunde offen in's Auge schauen und sagen können: Finde einen Fehler an mir, siehe in meinen Augen, und finde in ihnen eine Schuld verzeichnet! Klage mich eines Vergehens an, wenn Du es kannst, Herzog Alexander! Gott hat gewollt, daß ich als ein

Opfer der Politik hingegeben bin, ich will wenigstens ein reines Opfer sein. Ich will, daß in den Büchern der Geschichte, denn sie wird meinen Namen aufzeichnen, gesagt werde: „„Sie war an einem lasterhaften Hofe ein Bild der Tugend, und an der Seite eines bluttriefenden Tyrannen eine reine mildthätige Fürstin.““ Ihr seht, Herzog, ich habe auch meinen Ehrgeiz, und ich setze mein Leben daran, mein Ziel zu erreichen!“

„Ich sehe, daß Ihr ein seltsames, ungewöhnliches Weib seid!“ sagte der Herzog, mit staunenden Blicken sie betrachtend. „Fast möcht' ich Euch beklagen, Signora, daß Ihr in die Höhle des Tigers gebracht seid, und ich begreife jetzt Euern Vater nicht, daß er die Grausamkeit begehen konnte, Euch zu opfern! Ihr seht, ich kenne mich selbst recht wohl und ich weiß ein wenig von meinen Lastern und Unthaten! Aber was wollt Ihr, Signora, die Menschheit ist so erbärmlich und nichtsnutzig, daß es sich nicht verlohnt, tugendhaft zu sein! Die Menschen sind weiter nichts als zweibeinige Hunde, sie kriechen und demüthigen sich, so lange sie die Peitsche fühlen, darum peitsche ich sie und trete sie in den Staub. Denn nur ein Tyrann ist ein wahrer Herrscher, und nur ihm unterwerfen sich die Völker nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich. Euer Vater weiß das eben so gut als ich, Signora. Er achtet die Menschen auch nicht höher, als ich es thue, er achtet selbst nicht seine eigene Tochter! Denn da er mich kannte und da er wußte, was er von mir zu erwarten hatte, falls es Euch beliebte, meinen Zorn zu reizen und meinen Haß aufzustacheln, hätte er mir nimmer eine Tochter Eurer Art opfern sollen. Wißt Ihr aber, weshalb er es that, Ihr waret weiter nichts als ein Werkzeug der Politik in seinen Händen, er verkaufte Euch an mich, und ich habe ihm einen ziemlich hohen Preis für Euch bezahlt. Der Kaiser brauchte Geld, und wie Abraham seinen eigenen Sohn auf dem Altare Gottes opfern wollte, so opferte Kaiser Karl V. seine eigene Tochter auf dem Altar seines Geizes. Der Kaiser brauchte Geld, und Alexander von Medicis ist der reichste Fürst in Europa. Deshalb war ich ihm ein willkommener Schwiegersohn,

auch dann noch als der Papst, mein großer Oheim, gestorben war, auch dann noch, als der Großvater des Grafen Farnese den Stuhl Petri bestiegen! Euer Vater Kaiser Karl V. hatte einen weiten Blick und er schaute hinein in die Zukunft. Er sieht da einen Krieg, der bald seine Feuerschlünde aufthun wird. Der Krieg zwischen Oesterreich und Frankreich ist unvermeidlich. Euer Vater, der größte Politiker Europas, weiß sehr wohl, daß dieser farnesische Papst Paul III. ganz im Geheimen sich hinneigt zu Frankreich und daß es leicht dahin kommen könnte, daß er Front machte gegen den Kaiser. Deshalb bedurfte er eines Bundesgenossen, auf den er rechnen könnte, eines Bundesgenossen im Herzen von Italien, das heißt, er bedurfte meiner Truppen, meines Geldes. Signora, Ihr seid mir eine theuere Braut, denn ich habe für Euch zwölf Millionen Lire bezahlt! Unsere Ehe ist weiter nichts als ein Handelsgeschäft, bei welchem, wie ich jetzt erkennen muß, der Kaiser profitirt, und mich, wie es scheint, recht hinters Licht geführt hat. Denn Ihr müßt gestehen, daß ich wohl begehren könnte, für die vielen Millionen wenigstens Eure Liebe als Zinsen zu erhalten!"*)

„Ihr werdet das nicht begehren," sagte sie ruhig, „Ihr seid ein viel zu gescheidter Kopf, um für möglich zu halten, daß ein reines, tugendhaftes Weib Euch lieben könnte!"

Er schaute sie ganz erstaunt an. „Ihr wagt mir das in's Angesicht zu sagen und Ihr fürchtet nicht für Euer Leben, Signora, da Ihr doch vermeint, in meinem Antlitz so viele Narben zu sehen?"

„Ich fürchte nichts," sagte sie ruhig, „und da wir jetzt am Ende unsrer vertraulichen Mittheilungen sind, so lasset mich noch das Letzte hinzufügen. Kurz vor unserer Abreise von Neapel war ich, wie Ihr wißt, zum letzten Abschied allein in das Kabinet des Kaisers berufen worden, allein, ohne Euch. Ich will Euch jetzt mittheilen, was ich in jener Stunde mit meinem Vater ge-

---

*) Sismondi, la republique italienne. Theil 6, Seite 95.

sprochen. Er wußte, daß ich von Euren Gräuelthaten unterrichtet war, er wußte, daß ich bebend und nur voll Entsetzen eingewilligt hatte, Euch meine Hand zu geben. Er kennt Euch, Herzog, er wußte, daß mein Leben von dem Moment an, da ich die Schwelle des kaiserlichen Palastes überschritt, in jeder Minute bedroht war, wenn es dem Herzog beliebte, mich von seiner Seite entfernen zu wollen. In diesem letzten Begegnen zog mich mein hoher Vater in seine Arme und schaute mich zärtlich an. „„Zitterst Du für Dein Leben, mein Kind?““ fragte er. „„Nein,““ erwiederte ich, „„ich zittre nicht, denn wenn ich sterbe, weiß ich, daß ich für meinen Vater sterbe, und daß mein Kaiser mit mir zufrieden ist!““ Er küßte mich und legte seine Hand auf mein Haupt. „„Du sollst nicht sterben, wenigstens nicht durch die Hand und den Willen des Herzogs! Ich gebe Dir einen Talisman mit, der Dich sicher stellen wird gegen jeden Zornesausbruch und jede Gefahr, die Du an der Seite des Herzogs erleiden könntest! Dieser Talisman wird Dich besser schützen, als eine Million Schwerter es vermocht hätte! Nimm ihn und bewahre ihn bis nach Florenz! Bis dahin bist Du sicher vor dem Herzog, denn er will den Triumph feiern, seinen Einzug an der Seite seiner Gemahlin, der Tochter Karls V. zu halten! Aber an dem Tage, da Du mit Deinem Gemahl seinen Palast betreten hast, sollst Du ihm den Talisman überreichen, und in Deine Gegenwart soll er sich von seinem Inhalt überzeugen!““

„Ihr habt diesen Talisman?“ fragte der Herzog hastig.

„Ja, ich habe ihn,“ antwortete sie. „Hier ist er!“

Sie zog aus der Tasche ihres Kleides ein versiegeltes Papier hervor. „Dies ist der Talisman, den mir der Kaiser gab, und den Ihr in meiner Gegenwart öffnen sollt!“

Er nahm das Couvert und betrachtete es von allen Seiten. „Das ist die eigene Handschrift des Kaisers, und das ist sein Privatsiegel!“ sagte er, „Er selber hat die Adresse geschrieben! Nun, sehen wir, was dieser Talisman enthält!“

Er erbrach das Siegel und schlug das Papier auseinander.

Während er den Inhalt desselben überflog, schrack er zusammen, und eine tiefe Blässe bedeckte seine Wangen.

„Vergeßt nicht, Herr Herzog, daß der Kaiser wünscht, Ihr möchtet mir den Inhalt mittheilen!“ sagte Margarethe.

„Nein,“ sagte er, „der Wille des Kaisers ist für mich kein Gesetz. Ich werde Euch den Inhalt nicht mittheilen!“

„So hört,“ sagte sie, leise das Haupt neigend, „hört, ob mein Gedächtniß gut ist! Der Kaiser hat mir die Worte dieses Schreibens zweimal vorgesagt, hört nun, ob ich sie meinem Gedächtniß eingeprägt!“

„So sprecht!“ rief der Herzog, indem er das Papier betrachtete.

„Ich, Kaiser Karl V.,“ sagte sie mit langsamer Stimme, als lese sie die Worte von einem Papier ab, „ich warne hiermit meinen vielgeliebten Schwiegersohn, den Herzog Alexander von Medicis, daß er sich, nicht blos mit der Hand, sondern auch mit den Gedanken, hüte, meine vielgeliebte Tochter Margarethe zu bedrohen. Ich gebe ihr keine Schwerter, keine Leibgarde mit, ich umgebe sie nicht mit einer Schaar Soldaten, die bereit sind, für sie zu sterben! Aber sie wird in dem Palaste des Herzogs von Medicis dennoch eine Anzahl Getreuer finden, welche bereit sind, den Herzog Alexander sterben zu lassen, sobald er auch nur mit einem zornigen Wort, mit einer Beleidigung sich vergeht gegen die Tochter Karls V.! Diese unsichtbare Leibwache hat zu den Füßen des heiligen Crucifixes einen feierlichen Eid gelobt, meine Tochter zu hüten und zu bewahren vor dem Herzog Alexander, und ein einziger Hülfeschrei genügt, um ihn sterben zu lassen! Es wird das ohne Geräusch geschehen, nicht eine Schaar Verschworner wird zu ihm eindringen und ihn strafen für seine Verbrechen, sondern er wird sterben, als sei es eines natürlichen Todes gewesen, sterben durch Gift! Er soll's wissen, daß wir nicht mit Dolchen und Schwertern ihn bedrohen, sondern mit den unsichtbaren Waffen, welche in den Kräutern, die Gott geschaffen, in den Metallen, welche er der Erde anvertraut, zum Wohle der Menschheit niedergelegt sind! Die unsichtbaren Rächer wachen für meine

Tochter Tag und Nacht! Ueberall in den Palästen sind sie bereit, überall, wohin der Herzog mit seiner Gemahlin geht, folgen sie ihm nach, sie hören den Ruf der Herzogin, sehen das Zeichen, welches sie ihnen gibt, und das zwischen uns verabredet ist. Sollte der Herzog nun denken, er wolle, damit die Herzogin nicht schreien, nicht das Zeichen geben könne, wolle er sie für immer in einem Gefängniß verbergen, oder sie rasch tödten, so sagen wir dem Herzog: Wenn seine Gemahlin drei Tage lang nicht an seiner Seite gesehen wird, oder wenn sie eines schnellen Todes stirbt, so ist er selber des Todes. Drei Tage nach dem Verschwinden der Herzogin oder noch an ihrem Todestag stirbt der Herzog selber, stirbt an Gift, dem er nicht entgehen kann, denn die Schaar der Rächer ist groß und stark! Er mag sich also in Acht nehmen vor der unsichtbaren Leibwache meiner Tochter, denn sie ist der Talisman, den ich ihr mitgebe. Er wird sie behüten und beschützen, falls der Herzog sein Leben liebt, denn im Namen Gottes, der heiligen Jungfrau und der heiligen Dreieinigkeit schwöre ich, Kaiser Karl V., daß jedes Wort, welches ich hier geschrieben, die Wahrheit ist, und daß sich Alles so verhält, wie ich es meinem vielgeliebten Eidam gesagt! Er möge sich also hüten und sein Leben schonen, indem er sich als ein edler Mann und als nobler Fürst gegen meine Tochter bezeigt.

Karlos, durch die Gnade Gottes Kaiser von Deutschland, König von Spanien, von Indien und der Niederlande Herr."

„Nun," fragte Margarethe nach einer Pause, „habe ich ein gutes Gedächtniß, Herzog?"

„Ja, wahrlich," sagte er mit einem gezwungenen Lachen, „es steht wörtlich so auf dem Papier! Doch vermeinet nicht, Frau Herzogin, daß ich an dieses Ammenmärchen glauben könnte!"

„Das steht in Eurem Belieben!" sagte sie ruhig. „Nur das Eine bedenket, daß der Kaiser im Namen Gottes, der heiligen Jungfrau und der heiligen Dreieinigkeit die Wahrheit seiner Worte beschworen hat! Ihr wißt wohl, der Kaiser ist ein frommer Mann und würde nimmer einen Meineid begehen! Noch

Eins, Herr Herzog, hat mir mein Vater aufgetragen: Er hat befohlen, sobald Ihr den Inhalt des Schreibens kennt und ihn in Euer Herz aufgenommen, sollt Ihr das Papier vernichten, damit nicht etwa einer Eurer Diener es jemals finden könnte, und damit die Welt nicht etwa erfahre, weshalb der Herzog Alexander von Medicis so freundlich und liebevoll gegen seine Gemahlin sei! Ihr seht, ich bin doch ehrgeizig, ich wünsche, daß man glaube, Ihr liebtet und achtet mich so hoch, daß Ihr gegen mich anders seid als gegen alle anderen Frauen! Ich will nicht, daß Jemand wisse, daß dies nur die Folge des Talismans sei, den mir mein hoher Vater gegeben!"

„Ihr denkt also wirklich, daß ich an das Märchen glaube und Furcht habe vor dieser unsichtbaren Leibwache?"

„Ich bin überzeugt davon! Ihr seid ein tapferer Herr, und einer sichtbaren Leibwache würdet Ihr bald den Garaus machen, aber vor der unsichtbaren fürchtet Ihr Euch, und werdet Euch hüten, sie und mich zu reizen! Wenn Ihr wirklich nicht daran glaubt, so steht Euch doch ein Mittel offen, die Sache zu prüfen. Versucht doch dieses Mittel!"

„Und das wäre?"

„Laßt mich das Zeichen geben, jetzt gleich, in diesem Moment und sehet dann die Folgen! Wollt Ihr?"

„Ja," sagte er nach kurzem Besinnen. „Ja, ich will wissen, was an diesem Ammenmärchen wahr ist! Gebt das Zeichen!"

„Das Zeichen ist ein anderes bei Tag und bei Nacht!" sagte die Herzogin. „Wir sind in der Nacht, dies ist das Zeichen!"

Sie nahm einen der silbernen Leuchter, auf dem drei Wachskerzen brannten, und stellte ihn auf das Fenstersims.

„Das Zeichen ist gegeben, meine unsichtbare Leibwache wird es sehen, seid überzeugt davon! Nun, Herr Herzog, nehmt in den ersten vier und zwanzig Stunden nichts zu Euch. Fastet und sei es auch nur, um ein wenig Buße zu thun für Eure Sünden! Laßt mich auch nicht von Eurer Seite und beobachtet mich wohl, damit Ihr seht, ob ich etwas thue, irgend ein Zeichen gebe, wel-

ches beweist, daß ich mit irgend Jemandem in Verbindung stehe!"

Der Herzog, dessen Miene jetzt ernst, fast ängstlich geworden, sah sie mit scheuem Blick an.

„Ihr sprecht wahrlich so zuversichtlich, als glaubtet Ihr an die Wirklichkeit Eurer Leibwache!"

„Ihr werdet ja sehen!" sagte Margarethe lächelnd, „das Zeichen glüht und brennt noch immer, es brennt schon in den Herzen meiner Beschützer! Noch einmal, Herzog, nehmt in den nächsten vierundzwanzig Stunden nichts zu Euch, und wenn der Hunger Euch gar zu sehr quälen sollte, nehmt nur die Nahrung, die ich selber gekostet, die für mich bestimmt ist! Was Euch zukommen sollte, das setzt den Hunden vor, keinem Menschen, ich will nicht, daß der erste Tag meines Hierseins gleich mit einem Mord bezeichnet sei! Und nun, da wir mit unsrer Verständigung zu Ende sind, könnten wir uns wohl trennen und Ruhe auf unserm Lager suchen. Aber noch Eins habe ich vergessen! Ich stelle den Grafen Ottavio Farnese unter meinen Schutz! Ich wünsche nicht, daß auch nur ein Haar auf seinem Haupte gekrümmt werde! Er soll sicher sein vor Euren Dolchspitzen, Euren Bravi und Sbirren! Ich will, daß er in dieser Nacht noch abreise! Das ist die einzige Gnade, die ich am ersten Tage meiner Anwesenheit in Florenz von Euch begehre! Ihr werdet sie mir bewilligen, nicht wahr?"

Der Herzog nickte. „Ja, ich bewillige sie, und ich gehe dem Grafen Farnese die Hand zum Abschied zu bieten! Ihr sollt ihn nicht wiedersehen, den schönen Grafen! Was das Andere anbetrifft, so werde ich ja sehen, wie viel Wahrheit an Eurer Drohung ist, und ob wirklich die unsichtbare Leibwache existirt!"

„Ja, Ihr werdet sehen!" sagte sie, „Kaiser Karl V. lügt nicht, er sagt stets die Wahrheit! Doch Eins noch! Ich bitte, nehmt das Licht vom Fenster! Meine Leibwache hat es schon gesehen, und nun, laßt uns dem Befehl des Kaisers genügen, laßt uns das Papier verbrennen!"

Der Herzog nahm hastig den Leuchter vom Fenster und reichte ihn seiner Gemahlin dar. Sie hielt das Papier lächelnd in das Feuer, daß es hell aufloderte.

„Jetzt brennen sie, die Worte meines guten Vaters, und fallen in Staub und Asche zusammen und brennen doch fort in dem Herzen des Herzogs von Medicis und in dem meinen! Es ist nicht nöthig, daß wir sie mit unseren äußeren Augen sehen, wir sehen sie mit den inneren! Und jetzt hoffe ich, Herzog, daß Ihr Eure Meinung über mich geändert habt, und mich nicht mehr für ein Kind von dreizehn Jahren halten werdet, wie es vorher Euch beliebte, mich zu nennen! Ich hoffe, Ihr werdet ein wenig Achtung haben vor der Herzogin Margarethe, und dies sage ich Euch zum Schluß: Herzog, ich liebe Euch nicht, aber ich werde stets eingedenk sein der heiligen Pflicht, die ich beschworen habe vor dem Altare Gottes, und obwohl ich Euch verabscheue, werde ich Euch die Treue doch stets bewahren! Dies wisset, und nun, gute Nacht, Herr Herzog!“

XXII.

Wo ist das Gift?

Der Herzog hatte die Nacht ruhelos auf seinem Lager zugebracht. Wider seinen Willen beunruhigte ihn doch die geheimnißvolle Drohung, die in dem Schreiben des Kaisers enthalten war, und obwohl er versuchte, die Beängstigungen hinweg zu spotten, mußte er doch immer wieder der unsichtbaren Leibwache gedenken, welche das Leben Margarethens beschützte und das seine gefährdete.

Er hatte mitten in der Nacht seine Hofleute wecken und um sich versammeln lassen.

Die Gemächer und Säle waren von hunderten von Kerzen zur Tageshelle beleuchtet und in denselben herrschte nun ein frohes, heiteres Leben, wie es schien.

„Ich kann nicht schlafen,“ hatte der Herzog seinen Cavalieren gesagt, „so laßt uns die Nacht zum Tage machen, seid lustig und amüsirt mich.“

Und sie waren lustig, die dienstbereiten Höflinge, sie schwatzten, lachten und plauderten und suchten ihren Meister und Herrn durch allerlei leichtfertige Geschichten und Anekdoten über die schönen Frauen von Florenz zu erheitern, zu zerstreuen.

Am eifrigsten von ihnen allen aber war Prinz Lorenzino. Er war auf den ersten Ruf des herzoglichen Kämmerers herbeigeeilt, und mit beredten Worten voll Liebe und Zärtlichkeit hatte er sich dem Herzog genähert, hatte angstvoll nach seinem Wohlergehen sich erkundigt.

Es that dem Herzog wohl, daß es doch irgend Jemand gab, welcher so für ihn sorgte, daß doch in seiner Familie Einer vorhanden war, welcher ihn liebte und dem sein Leben werth war. „Bist ein guter Narr, Lorenzino,“ sagte er, ihm zunickend. „Ich weiß es wohl, Du bist der Einzigste, auf den ich rechnen kann, und sie schmähen Dich dafür und sie nennen Dich einen Verräther, die da draußen, unsere großen Herren Patrioten, die es sich zur Ehre anrechnen, in der Ferne zu bleiben und wie wüthige Hunde uns anzubellen. Ja, ja, Lorenzino, mache Dir darüber keine Illusion, mein Freund, Deine Liebe zu mir wird Dir zur Schmach bei den Andern.“

„Und ich bin stolz auf diese Schmach, Alexander,“ rief Lorenzino, sich tief wie ein Sklave beugend vor dem Herzog, „stolz auf die Verachtung und den Hohn, mit welchem sie mich begeifern. Es geschieht wohl, wenn ich durch die Straßen reite, daß sie hinter mir herschreien: „„Da ist der Hofnarr des Herzogs, das ist der Verräther und Speichellecker. Pfui über ihn!““ Dann

wende ich mich um, Alexander, und nicke ihnen zu, und mir ist, als hätten sie über mich ein Hosiannah gesprochen und das größte Lob mir ertheilt. Ich liebe Dich, Alexander, und Du weißt es wohl, ich liebe Dich und bewundere Dich, denn Du allein bist der Herrscher, dessen Florenz bedarf! Du beugst die Uebermüthigen in den Staub, Du machst aus Rebellen gehorsame Sklaven, und nur über Sklaven kann ein Fürst regieren, und nur Sklaven kann man glücklich machen. Wie viel Blut, wie viel Jammer und Elend hat die Republik dem Vaterlande gekostet, wie viel Stürme sind über Florenz dahin gegangen, um dieser elenden Fee, die Niemand kennt und der Alle mit wahnsinniger Lust nachrennen, um der Fee Liberta willen. Du bist der Auserkorene Gottes, welcher die verführerische Fee einfangen, den Bethörten die Augen öffnen und ihnen zeigen soll, daß sie nichts ist als ein elendes Gespenst. Ich bete Dich an, Alexander, denn Gott hat Dich berufen, daß Du Florenz befreist von den Träumern und Phantasten, welche das Glück der Völker in der Republik sehen. Ich bete Dich an, Alexander, und ich liebe Dich und bin in jeder Minute bereit, mein Blut tropfenweis für Dich hinzugeben."

„Ich weiß es, Lorenzino, ich weiß es," nickte der Herzog. „Dir allein kann ich vertrauen, auf Dich allein kann ich rechnen! In Deinem Hause würde ich Rast finden, wenn sonst überall die Meute tobte und stürmte; an Deinem Tisch würde ich essen, wenn sonst — —" er schwieg plötzlich und ging mit düstern Mienen hastig auf und nieder.

Und wie sie den Herrn so erregt und so verdüstert sahen, verstummte auf einmal das frohe Lachen und Plaudern und Schwatzen der Höflinge und sie blickten entsetzt hin auf den Tyrannen.

Die Falten auf seiner Stirne bedeuteten allemal ein Todesurtheil, und wenn er so düster schaute, hat man nachher immer das Wehegeschrei seiner Opfer gehört.

Wen werden seine Hände packen, wer wird die schlaflose Nacht bezahlen müssen mit seinem Blute?

Er achtete nicht auf die Stille, die plötzlich eingetreten war. In ihm sprach's laut und mit drohenden Stimmen: „Ich kann doch nirgends mehr sicher sein und nirgends mehr ruhen! Lorenzino ist treu; aber die unsichtbare Leibgarde, die Rächer Margarethen's, wenn sie wirklich existiren, werden auch an die Tafel Lorenzino's sich heranschleichen und das Brod vergiften, welches er arglos mir darreicht."

Er schrack zusammen und schaute ängstlich umher in dem Gemach und sah nun plötzlich die bestürzten Gesichter und gewahrte die Stille rings umher.

„Warum lacht Ihr nicht, warum plaudert Ihr nicht?" rief er zornig, „habe ich nicht gesagt, Ihr sollt mich unterhalten? Aber Ihr seid elende Bursche. Fort mit Euch allen! Und auch Du, Lorenzino, gute Nacht! Ich will Deine Güte und Liebe nicht mißbrauchen, Du bedarfst der Ruhe; gute Nacht! Ihr andern Alle fort mit Euch, ich will allein sein."

Lorenzino neigte sich und küßte die Hand, welche der Herzog ihm darreichte und ging dann lächelnd rückwärts hinaus, dem Herzog mit den Fingerspitzen Küsse zuwerfend, während die Höflinge eilig hinwegschlichen aus den Gemächern. —

Der Herzog aber begab sich wieder in sein Schlafzimmer, warf sich auf das Lager hin und versuchte zu schlummern. Vergeblich, vergeblich! Ihm ward das seidene Kissen zum Folterlager; unruhig warf er sich umher und war glücklich, als der Tag angebrochen, als die Stunde gekommen, wo das Leben da draußen begann.

Man brachte ihm auf goldenem Teller den Morgenimbiß.

„Das ist gut! Ich will frühstücken!"

Er ließ sich nieder auf dem Fauteuil und winkte dem Kammerdiener, ihm die Chocolade einzugießen; sie duftete ihm schön und prächtig entgegen und lieblich schauten die Zuckerbrödchen ihn an. Er hungert wirklich, der Morgenimbiß wird ihn stärken.

Auf einmal bebte er zusammen, er hatte auf einen Moment die Warnung Margarethen's vergessen; er durfte nicht essen,

wenigstens nicht, ohne geprüft zu haben. — Der Kammerdiener, — doch nein, — Margarethe hatte ihm befohlen, nicht an Menschen zu versuchen, ob Gift in den Speisen enthalten sei.

Er winkte dem Kammerdiener hinauszugehen, dann rief er das Bologneserhündchen, sein Lieblingsthier, heran zu sich und bot ihm von den Zuckerbrödchen.

Das Thierchen aß davon und kauerte sich nieder zu den Füßen des Herrn; er beobachtete es mit ängstlichen Blicken, er bückte sich und spielte mit ihm.

„Ah, die Brödchen waren nicht vergiftet! Das Thier war unverändert; aber die Chocolade!“ Er goß davon in den goldenen Löffel und reichte es dem Hündchen dar.

Es schnupperte an dem Löffel und sprang davon.

„Ah, ich vergaß, Fidelia verachtet die Chocolade! Wer sagt mir nun, ob sie nicht vergiftet ist. Doch von den Brödchen kann ich essen.“

Er brach eines davon auseinander und führte es zum Munde.— Aber nein, die Stelle an dem Brödchen, wovon der Hund gegessen, konnte rein sein, allein das Gift kann an einer andern Stelle aufgestreut sein!

Er rollte den Tisch mit dem Frühstück weit von sich. Es duftete ihm so verlockend entgegen und er durfte es doch nicht genießen.

Endlich erhob er sich. „Ich will zu ihr gehen, sie soll ihr Dejeuner mit mir theilen!“

Er warf den kleinen hermelinverbrämten Mantel über und verließ seine Gemächer, um sich zu der Herzogin zu begeben.

Margarethe saß auf ihrer Ottomane und vor ihr auf dem Tischchen war das Dejeuner servirt, als der Herzog zu ihr hereintrat. Sie empfing ihn mit ernster Ruhe und neigte leise das Haupt.

„Ich erwartete Euch, Herzog, Ihr seht es,“ sagte sie, indem sie auf den Tisch hindeutete, auf welchem zwei Tassen neben der goldenen Kanne mit der Chocolade standen. „Ihr wollt bei mir dejeuniren, nicht wahr?“

Sie lächelte, als sie es sagte, und es schien ihm, als ob dieses Lächeln ihn verhöhnte und verspottete; aber er unterdrückte doch das zornige Wort, welches ihm auf die Lippen treten wollte, neigte sich tief vor seiner Gemahlin und drückte die kleine, schlanke Hand, welche sie ihm darreichte, an seine Lippen.

„Ich danke Euch, Herzogin! Ach, in Eurer Nähe wird's mir wohl, und die sanfte Ruhe, die Euch umgiebt, wirkt wie ein holder Zauber auf mein unruhiges Herz."

Er ließ sich nieder auf dem Fauteuil neben ihr und nahm die Tasse, welche sie ihm darreichte und welche sie eben mit der Chocolade gefüllt hatte.

„Sie duftet prächtig, Herzogin, und ich freue mich auf das Dejeuner mit Euch."

Er wollte die Tasse zum Munde führen, da auf einmal setzte er sie hin und schaute Margarethe mit argwöhnischen Blicken an. „Ihr habt schon getrunken, Herzogin?"

„Nein," erwiderte sie lächelnd, „ich wartete auf Euch."

„Und habt die Chocolade noch nicht geprüft?" fragte er mit drohendem Ton.

„Nein, Herzog."

„So gebt mir Eure Tasse und nehmt die meine."

Sie, ohne ein Wort der Erwiderung reichte dem Herzog ihre Tasse dar, aus welcher sie eben hatte trinken wollen, und nahm die seine.

Jetzt konnte er ruhig sein, jetzt konnte er sich dem Genusse hingeben. Aber nein, wer weiß, ob sie das alles nicht vorhergesehen und berechnet hat? Denn klug ist Margarethe, das hat der Herzog schon erkannt. Wer weiß, ob dies alles nicht nur eine Falle ist, die sie ihm stellte, und ob das Märchen von der Leibwache und den unsichtbaren Rächern nicht blos eine kluge Erfindung ist, um ihn sicher zu machen und ihn heute hier am Frühstückstisch zu tödten! Ja sicherlich, sie hat es so berechnet, daß er ihre Tasse fordern würde.

„Frau Herzogin,“ sagte er hastig, „habt die Güte und trinkt aus dieser Tasse, und kredenzet mir meinen Morgenimbiß!“

Sie lächelte, nahm ganz ruhig die Tasse, welche er vor innerer Bewegung kaum halten und ihr darreichen konnte, und leerte sie fast bis zur Hälfte.

„Nun trinkt, Herr Herzog, und wohl möge es Euch bekommen.“

Er schlürfte den warmen Trank hinunter, und zornig warf er dann die leere Tasse weit hinein in das Gemach, daß sie klirrend am Boden zersprang.

Die Herzogin erhob sich einen Moment von ihrem Sitz. Mit zorniger Miene schaute sie den Gemahl an, dann sich zusammenfassend ließ sie langsam sich wieder nieder, und ihr Angesicht dem Herzog zuwendend, neigte sie ihr Haupt.

„Ich danke Euch, Herr Herzog, für die zarte Schmeichelei.“

„Ihr wollt mich höhnen, Signora?“ fragte er trotzig, „was meint Ihr mit Eurer zarten Schmeichelei?“

„Diejenige, Herr Herzog, welche Ihr eben mir dargebracht,“ erwiderte sie ruhig, „Ihr macht es, wie die griechischen Heroen bei ihren Götterfesten! Sie warfen die Gefäße hinter sich, wenn sie den Trank der Freude aus ihnen geschlürft, sie brachten mit den Scherben den Göttern ein Dankopfer dar. Ihr habt unser erstes gemeinschaftliches Dejeuner als ein Götterfest behandelt, ich danke Euch, Herzog.“

Er preßte die Lippen fest aufeinander und schaute Margarethe mit einem seltsamen Gemisch von Staunen und Bewunderung an.

„Es ist wahr, Signora, Ihr seid ein wunderbares Wesen, ein Kind und doch voll Weisheit; so zart und schmächtig die Gestalt und doch voll kühnen Muthes ist Eure Seele. Nicht wahr, Ihr zittert nicht und ängstigt Euch nicht vor mir?“

„Weshalb sollte ich das, Herzog?“ fragte sie, mit verwunderten Blicken ihn anschauend. „Meine Freunde schützen mich, und Gott wird mir Stärke verleihen, das schwierige Werk, zu welchem er mich berufen hat, zu Ende zu führen.“

„Und was ist das für ein schwieriges Werk?" fragte er, hastig sich dicht zu ihr neigend und fest ihr in das Auge sehend. „Was ist das für ein schwieriges Werk, Signora, das Ihr bei mir zu Ende führen sollt?"

„Ich will den Fluch in Segen verwandeln," sagte sie ruhig, „ich will die Thränen trocknen, welche Ihr hervorruft, das Blut versöhnen, welches Ihr fließen macht! Ich will zuletzt auch versuchen, aus dem Tiger einen Menschen zu machen, einen würdigen Freund und Schwiegersohn des großen Kaisers Karl."

Er warf sich hastig zurück in den Lehnstuhl und schwieg, und seine Finger spielten mechanisch mit fieberhafter Geschwindigkeit auf der Lehne des Fauteuils; dann sprang er auf und ging mit raschen Schritten ein paar Mal im Zimmer auf und ab, scheu zuweilen hinüberblickend nach der jungen Herzogin, die mit ruhiger Gelassenheit auf der Ottomane saß und ganz und gar nur mit der seidenen Stickerei beschäftigt schien, die sie in ihren zarten Händen hielt.

„Herzogin," fragte er nach einer langen Pause, „Ihr meint also wirklich, daß dieses Märchen, von dem wir gestern Abend gesprochen, Wahrheit sei?"

„Welches Märchen, Herzog?" fragte sie aufschauend, „ich entsinne mich nicht, daß wir von einem Märchen gesprochen."

„Nun also die Geschichte von der unsichtbaren Leibwache und den Rächern, die mich bedrohen, wenn ich mich gegen Euch vergehe."

„Ich weiß, daß das Wahrheit ist," sagte sie ruhig, „und Ihr, Herzog, werdet ja sehen; ich habe, wie Ihr befohlen, das Zeichen gegeben für meine unsichtbare Leibwache, daß ich ihrer bedarf, und ich wiederhole Euch, Herzog, seid heute den ganzen Tag auf Eurer Hut."

„Den ganzen Tag, also morgen ist's beendet?" fragte er.

„Morgen seid Ihr entweder todt," erwiderte sie ruhig, „oder ich habe den Unsichtbaren ein Zeichen gegeben, daß sie inne halten sollen in ihrem Werk."

Er lachte wieder hell auf; aber es war ein drohendes, furchtbares Lachen, das seine ganze innere Wuth und seinen Zorn verrieth. „Wahrhaftig, Herzogin," sagte er, „Ihr versteht es besser als alle die Höflinge und Narren, mich zu amüsiren und zu beschäftigen. Ich rief sie diese Nacht, sie sollten mich erheitern; auch der Lorenzino war da, und es war doch nur elende Langweile um mich her! Ihr versteht es besser, die Aufmerksamkeit zu fesseln und die Seele anzuregen! Ihr seid also überzeugt, daß die unsichtbare Leibwache mir heute nach dem Leben trachtet?"

„Ja, Herr Herzog Alexander! Seid auf Eurer Hut, esset nichts, oder nur, was ich mit Euch theile."

„Ihr warnt mich?" fragte er. „Ihr warnt mich vor dem Tode? Und doch haßt Ihr mich, und doch habt Ihr mir gesagt, daß Ihr mich verabscheut!"

„Ja, ich warne Euch, denn ich will nicht, daß Ihr um meinetwillen sterbet, die Gerechtigkeit des Himmels möge Euch einst strafen! Aber nicht um meinetwillen sollt Ihr von hinnen gehen. Ich habe dem Kaiser, meinem Herrn und Vater, gelobt, daß ich an Eurer Seite bleiben will als sein Bundesgenosse; ich habe ihm gelobt, daß Herzog Alexander durch mich erhalten werden soll in Treue und Ehrbarkeit als sein Freund und Alliirter, ich werde mein Gelöbniß erfüllen! Alexander von Medicis muß von dem Moment an, da er mein Gemahl ist und das Gelöbniß der Treue vor dem Altar von mir empfangen, mir werth sein! Wenn ich ihn auch als Weib nicht liebe, wenn ich ihn als Mensch verabscheue, so muß er mir werth sein als der Bundesgenosse meines Vaters."

„Seltsames, unergründliches Wesen!" murmelte der Herzog vor sich hin, „wahrlich es scheint, als habe ich an ihr einen seltenen Schatz gehoben, als wäre sie für mich auch eine unsichtbare Leibwache, die mich beschützt! Sie will meinen Tod nicht, an ihrer Seite werde ich nichts zu fürchten haben!"

„Ich ersuche Euch, Herzog," sagte Margarethe jetzt nach einer Pause, „ich ersuche Euch, daß Ihr heute an meiner Seite

bleibt, ich ängstige mich vor dem, was geschehen könnte, Ihr habt das Unheil heraufbeschworen und ich bange vor seinen Folgen! Darum bitte ich Euch, Herzog, schenkt den Worten des Kaisers Glauben und Vertrauen, beweiset, daß Ihr nicht zweifelt an dem, was er Euch geschrieben! Beweiset zugleich und gebet Zeugniß, daß Ihr dem, was er Euch geboten, folgen, daß Ihr mich in Ehrbarkeit und Güte an Eurer Seite dulden und mich nicht beschimpfen oder erniedrigen wollt. Beweiset das, indem Ihr zu mir sagt: „„Margarethe, ich glaube den Worten des Kaisers, und es ist genug! Meldet den Unsichtbaren, daß sie inne halten, daß sie das finstere Werk nicht vollführen sollen.““

„Ah, Ihr könnt das also?“ fragte Alexander heftig, „Ihr könnt ihnen melden, daß sie mir nichts anhaben und mich nicht ermorden sollen?“

„Ja, ich kann es,“ erwiderte sie, indem sie aus ihrer Kleidertasche ein Blatt Papier hervorzog und es dem Herzog darreichte, „schaut her, dieses Papier fand ich heute Morgen hier auf dem Frühstückstisch. Niemand wußte, wie es dahin gekommen. Ich fragte meine Zofen und Frauen, wer es gebracht; aber sie alle versicherten, daß Niemand ein Schriftstück für mich abgegeben. Und doch lag es auf dem Tisch; Ihr seht es, das Papier ist an mich addressirt.“

Er betrachtete es lange und zog dann aus dem Couvert das Papier hervor. Es war ein weißes Blatt, wie es schien, und der Herzog beschaute es von allen Seiten.

„Nun was soll das, es steht nichts darauf geschrieben.“

„Doch, Herr Herzog, betrachtet es nur aufmerksam an allen Ecken.“

Der Herzog that, wie sie gesagt und fand nun in jeder Ecke mit zierlichen kleinen Buchstaben einige Worte geschrieben. „Was bedeuten sie?“ fragte er heftig.

„Fügt sie zusammen,“ erwiderte sie lächelnd, indem sie näher trat, und mit ihren weißen Fingern auf die vier Ecken hindeutete, „seht, hier beginnt es, leset: „„Legt dieses Blatt nur hin,““ und

hier in dieser Ecke: „„Vor Eurer Thür,““ und dort: „„wenn Ihr seines Lebens noch einmal schonen wollt.““ Ihr seht es, Herzog, dies ist ein wichtiges Papier; wollt Ihr, daß ich es hinaustragen soll vor meine Thür? Habt Ihr genug an der Probe?“

„Ah, Frau Herzogin, Ihr seid wahrlich ein listiges Weib,“ rief der Herzog nach einer langen Pause, „Ihr habt mich geprüft und Ihr meint jetzt die Stelle, wo der Herzog sterblich ist, gefunden zu haben. Nun denkt Ihr, bevor die Farce zu Eurer Beschämung endet, wollt Ihr, auf meine Schwachheit speculirend, es genug sein lassen, damit ich nicht erkenne, daß das Ganze nur ein Puppenspiel ist? Nein, ich will es nicht genug sein lassen! Steckt Euer weißes Blatt nur wieder ein, die Probe mag zu Ende gehen.“

„Ihr habt es gewollt, Herr Herzog,“ sagte sie ruhig, indem sie das Papier wieder in ihren Busen senkte, „doch bitte ich Euch, laßt mich an Eurer Seite, damit, wenn möglich, ich Euch zu schützen vermag.“

Sie sagte es so eindringlich, daß der Herzog sich doch bewegt fühlte.

„Es scheint, Ihr glaubt wirklich an Eure Worte! Nun, Ihr sollt an meiner Seite bleiben, oder ich vielmehr an Eurer, schöne Herzogin!“ fügte er hinzu, indem er tief sich vor ihr neigte. —

Die Hofleute gewahrten mit staunender Bewunderung die Einigkeit und das zärtliche Zwieleben des jungen herzoglichen Paares; sie hatten geglaubt, nur die Politik habe die junge Prinzessin Margarethe dem Herzog vereint, und nun schien es, als ob er auf einmal sich ganz und gar verändert habe, als ob er ein zärtlich ergebener Liebhaber seiner Gemahlin sei! Er, Alexander, welcher sonst wie ein Schmetterling von Blume zu Blume flatterte und dessen Herz niemals länger als ein Paar kurze Tage die Treue gehalten, dessen Liebe mit der Morgensonne aufgedämmert, mit der Abendsonne erloschen war; er schien seine Gemahlin wirklich zu lieben. Er, welcher sonst immer gehöhnt und gespottet hatte, und die Liebe eines Gatten zu seiner Gattin für eine Un-

möglichkeit erklärt hatte, war nun, wie es schien, ganz unzertrennlich von ihr, blieb den ganzen Tag an ihrer Seite! Und so zärtlich schien das junge Paar, daß der Herzog selbst an der Tafel nur von den Speisen aß, welche Margarethe auf ihren Teller gelegt und von denen sie gekostet hatte, nur den Wein trank, den Margerethe ihm kredenzt und an ihre Lippen geführt hatte!

Nach der Tafel reichte er seiner Gemahlin den Arm und führte sie in ihre Gemächer.

„Ihr seht,“ flüsterte er lächelnd ihr zu, „der Tag geht bald zu Ende und mit ihm das Märchen von der unsichtbaren Leibwache! Die Speisen, die auf meinem Teller lagen, die gab ich meinem Kämmerer, und er hat sie genossen, ohne zu sterben. Laßt die Sonne erst untergegangen sein über meiner Liebe, dann wird mein Zorn erwachen, Signora, deß seid gewiß.“

„Die Sonne braucht noch vier Stunden, um unterzugehen, Herr Herzog,“ erwiderte sie ruhig, „und Ihr wißt es wohl, in vier Stunden kann man viele Mordthaten begehen und viele Menschen zu Tode foltern, Ihr habt das oft schon versucht.“

Er schaute sie an mit einem raschen Blick, der voll Drohung und voll Haß war. „Wartet bis morgen, Signora, dann sollt Ihr meine Antwort empfangen auf Euern Spott,“ sagte er, ihr hastig zunickend.

Sie neigte sanft ihr Haupt. „Ihr erzeigt mir also die Ehre, Herzog, den ganzen Tag bei mir zu bleiben! Was meint Ihr, daß wir nun beginnen sollen? Soll ich meine Frauen rufen, daß sie musiciren, oder wollt Ihr mir erlauben, daß ich selber vor Euch die Laute spiele?“

„Ich danke Euch, Herzogin! Meine Seele ist verstimmt, und ihre verstimmten Saiten würden bei Euren Harmonien nur Mißtöne hineinkreischen! Ich bin nicht fähig mit rechter Andacht Eurer Kunst zu lauschen. Wenn es Euch gefällig ist, fahren wir hinaus nach unserm Lustschloß oder auf die Jagd; nur Luft, Luft! Ich bedarf der Luft! Es scheint, diese Mauern fallen über mir zusammen.“

„Wie Ihr befehlt, Herzog, wir wollen hinaus nach dem Lustschloß fahren."

In diesem Moment öffnete sich die Thür, und der Kämmerer des Herzogs trat herein, auf goldenem Teller ein großes versiegeltes Schreiben ihm darreichend.

„Was ist das, was bringst Du?"

„Ein Schreiben, Herr Herzog, das so eben von einem Courier gebracht worden. Es sei eilig, sagte der Mann, und Gefahr im Verzuge, wenn Euer Durchlaucht das Schreiben nicht sogleich erbrechen. Das Leben eines Menschen, der Euch theuer sei, wäre bedroht, wenn es der Herzog nicht sogleich erhielte."

Er nahm es hastig und nickte dem Kämmerer hinauszugehen.

„Ich sehe, Frau Herzogin," sagte er, das versiegelte Schreiben in seiner Hand haltend, „es giebt noch Freunde, die mich warnen wollen! Denn sicherlich ist es eine Warnung vor Eurer unsichtbaren Leibwache, die man mir da sendet!"

Er nahm das Papier, schaute die Adresse an und las langsam und leise: „An den Herzog Alexander, Durchlaucht."

„Seltsame Aufschrift! Zu vertraulich, um von einem Fremden zu sein, und doch ist es nicht die Handschrift eines Freundes!"

Er betrachtete immer noch die Adresse, wandte dann den Brief um und schaute auf das Siegel hin.

Die Herzogin stand von ferne und blickte ihn an. Sie sah jetzt auf einmal das Antlitz des Herzogs sich verändern, sie sah, wie er erblaßte und wie seine Gestalt schwankte.

„Herzog," rief sie, „leset nicht, öffnet diesen Brief nicht, denn es scheint, er ist eine Gefahr für Euch."

Sie flog zu ihm hin, faßte seine Hand, entriß ihm den Brief und legte ihn auf den Tisch.

Er zuckte zusammen und schien wie aus einem Traume zu erwachen. „Wie seltsam mir zu Muthe ist! Es war, als ob eine fremde Atmosphäre mich umgab; alle Gegenstände schienen um mich her zu tanzen."

„Der Brief, der Brief!" flüsterte sie leise.

Er schaute ängstlich auf das Papier hin, welches sie auf den Tisch gelegt. „Ihr glaubt es wirklich, Margarethe?“

„Ich glaube, daß er vergiftet ist.“

„Unmöglich,“ rief er heftig, das Haupt zurückwerfend, als wolle er die dunkeln Wolken von seiner Stirne verscheuchen. „Ich will den Kämmerer rufen, er soll das Siegel brechen und das Papier auseinanderfalten.“

Er wollte nach der Thüre hineilen.

Margarethe aber hielt ihn zurück. „Erinnert Euch, Herzog, daß Ihr mir versprochen habt, an keinem menschlichen Wesen die Kraft des Giftes zu versuchen! Ruft das Hündchen dort, spielt mit ihm und reicht ihm das Papier; aber haltet es entfernt von Euch.“

Sie reichte ihm das Papier, und mit ausgestreckten Armen nahm er es entgegen und rief das Hündchen herbei. Es erhob sich von seinem sammetnen Kissen und kam langsam herangeschlichen; der Herzog aber lockte es und spielte mit ihm und dann, wie das Thier nun schnuppernd noch ihn umkreiste, hielt er ihm das Papier entgegen. Das Hündchen berührte es kaum mit seiner Schnauze, dann blieb es stehen, schwankte und fiel zuckend zu Boden nieder.

„Ihr seht, Signor, das Gift wirkt!“ flüsterte die Herzogin.

Er starrte nieder zu dem Thier, das jetzt schon bewegungslos am Boden lag. „Und es ist doch eine Lüge und eine Täuschung,“ sagte er. „Wer weiß, das Thier hatte vielleicht schon, um aus dem Märchen eine Wahrheit zu machen, eine Dosis Opium bekommen; Ihr seid sehr klug, Signora Margaretha, und man muß auf seiner Huth sein, Euch gegenüber!“

„Nun denn, Ihr wollt es, so laßt uns eine andere Probe machen,“ sagte sie leise, „kommt, Herr Herzog, ich begleite Euch in Eure Gemächer, Ihr habt mir erzählt von den beiden großen, prächtigen Thieren, welche Euch ein Mönch vom St. Bernhard gebracht hat! Kommt, laßt uns gehen, um an diesen die Kraft des Briefes zu versuchen.“

Sie warf das Taschentuch über den Brief und hob ihn vorsichtig so empor.

„Ja, laßt uns gehen!“ wiederholte er leise. „Freilich, leid sollte es mir thun um meine lieben Hunde, denn ich sage Euch, sie sind mehr werth als hundert Menschen; aber kommt.“

Er reichte ihr seinen Arm und führte sie durch die Reihen der Gemächer dahin nach seinem Wohnzimmer.

Die beiden schwarzen, zottigen Hunde, die innen vor der Thüre seines Zimmers Wache gehalten, sprangen empor, wie sie den Herzog erblickten, stellten sich auf die Hinterfüße und legten ihm die Vorderpfoten auf die Achsel, um seine Lippen zu lecken.

„Ihr seht, Frau Herzogin, sie lieben mich,“ sagte Alexander beinahe sanft. Es wäre wahrlich schade um die einzig Treuen, die an meiner Seite sind! Und doch, ich will Euch beweisen, Signora, daß ich nicht an Euer Märchen glaube. Gebt mir das Papier.“

Sie reichte es ihm dar und er stieß die Hunde von sich. Mit ausgestrecktem Arme dann hielt er ihnen den Brief entgegen und rief sie heran. Sie sprangen beide mit einem einzigen Satze nach dem dargereichten Papier hin und beschnupperten es von allen Seiten.

Der Herzog wendete sich triumphirend zu seiner Gemahlin, „Ihr sehet, die starken Thiere fühlen nichts von der Kraft des Giftes.“

„Ah seht, Herr Herzog,“ sagte sie, indem sie schaudernd zurücktrat, „seht nur!“

Er wendete wieder den Blick zu den Hunden hin. Sie beschnupperten nicht mehr das Papier, sie schwankten zurück und öffneten beide jetzt den Rachen zu einem lauten Geheul, dann sanken sie taumelnd zu Boden nieder. Nun noch ein letztes Zucken und unbeweglich lagen die beiden großen Thiergestalten da.

Der Herzog stieß einen Schrei aus, sprang zu ihnen hin und schaute sie an.

„Todt, wahrhaftig todt!“

„Ihr seht, Herr Herzog,“ sagte Margarethe feierlich, „der

Kaiser Karl hat Euch die Wahrheit gemeldet und ich habe Euch kein Märchen gekündet."

„Ich sehe, Margarethe, daß Ihr mein guter Engel seid," rief er. „Ich sehe, daß ich Euch mein Leben verdanke, daß Ihr also meinen Tod nicht wollt! Ich zweifle nicht mehr, ich glaube. Aber fort nun, fort mit diesem furchtbaren Papier!"

Er sprang zu dem Kamin hin, in dem das Feuer erloschen war, warf das Papier hinein, und rief dann mit lauter, gebieterischer Stimme nach dem Kämmerer und befahl ihm Licht zu bringen, und so rasch als möglich zugleich auch den Leibarzt herbeizuholen. Auf der Stelle, ohne Verzug sollte er kommen, um seinen kranken Hunden beizustehen.

Der Kämmerer flog von dannen und kam dann schnell wieder mit dem silbernen Armleuchter, auf dem vier brennende Kerzen funkelten. „Auch nach dem Leibarzte ist schon gesandt, Herr Herzog, sogleich wird er hier sein!"

Der Herzog winkte ihm hinauszugehen und näherte sich dann mit den Lichtern dem Kamin. Den Körper weit zurückgebogen, als fürchte er, ein Kanonenschlag könnte in dem kleinen Papier verborgen sein, hielt er die Lichter an dasselbe und trat dann scheu zurück, immer hinblickend nach den kleinen Flammen, die hastig an dem Brief auf und nieder züngelten.

„Es brennt und das Geheimniß ist begraben! Es brennt und wird Niemand mehr tödten! Meine armen Hunde, meine armen Getreuen!"

Eben öffnete sich die Thür und der Leibarzt trat ein.

„Euer Durchlaucht haben nach mir gerufen!" sagte er, sich tief verneigend. Plötzlich hob er mit einem seltsam forschenden Blick das Haupt empor, als suche und spähe er nach irgend Etwas in dem Plafond des Zimmers.

„Was ist es, Doctor? Weshalb macht Ihr eine so lauernde Miene?"

„Es ist hier ein seltsamer Duft im Zimmer, Durchlaucht."

„Was für ein Duft? Ihr habt eine feine Nase, ich weiß es," erwiderte der Herzog, „Ihr versteht Euch auf alle Geheimnisse des Laboratoriums. So sagt nun, was für ein Duft ist hier im Gemach?"

„Ich weiß nicht, Durchlaucht, es riecht, beinahe als ob man Knoblauch verbrannt hätte oder — —"

„Oder Arsenik, wollt Ihr sagen!"

„Ja Durchlaucht, wenn Ihr es wissen wollt, es riecht, als ob man Arsenik, und zwar in bedeutenden, starken Quantitäten hier im Zimmer verbrannt hätte."

„Ich wiederhole Euch, Ihr habt eine feine Nase," sagte der Herzog. „Aber schaut meine schönen Hunde an, sie haben irgendwo davon genossen, wie es scheint! Könnt Ihr sie retten?"

Der Leibarzt neigte sich nieder zu den Thieren, die bewegungslos dalagen, dann erhob er sich rasch wieder. „Nein, Herr Herzog, ich kann sie nicht retten, und ich warne Euch, nähert Euch ihnen nicht, denn ihre Nähe ist gefährlich! Ich kenne diesen scharfen, spitzen Geruch, es ist ein Gift, dessen Geheimniß nur Wenige kennen, und von dem ich glaubte, daß es nur die Prinzessin Katharina mit ihren Vertrauten zu bereiten verstände! Laßt die Thiere von dannen bringen, Herzog, so rasch als möglich."

Der Herzog erwiederte nichts, sondern trocknete nur mit seinem Taschentuch die Stirn, auf welcher der Schweiß in großen Tropfen stand.

„Es ist gut, Doctor, geht und meldet den Leuten da draußen, daß sie die armen Hunde fortschaffen sollen. Kommt, Herzogin, ich begleite Euch in Eure Gemächer."

Er reichte ihr den Arm und führte sie schweigend dahin durch die Reihe der Säle.

Als sie wieder in das Wohnzimmer der Herzogin eingetreten waren, beugte er vor ihr ein Knie und küßte ihre Hände.

„Ich danke Euch zum andern Male, Frau Herzogin, Ihr habt mich heute behütet und vor dem Tode geschützt und Ihr sollt

sehen, daß der Herzog Alexander Euch dankbar sein wird. Ihr habt von mir nichts zu befürchten, Frau Herzogin, und so hoffe ich denn auch, daß ich vor Eurer unsichtbaren Leibwache sicher sein werde."

„Vor allen Dingen, Herzog, stehet auf!" sagte sie lächelnd. „Aber nun frage ich Euch zum zweiten Male, erlaubt Ihr, daß ich das weiße Blatt hinauslege vor meine Thür?"

„Ich bitte Euch darum, Frau Herzogin!" sagte er leise.

Sie zog das Papier aus ihrer Tasche, öffnete die Thür und befestigte es draußen an derselben.

„Jetzt ist es gut, Herr Herzog!" sagte sie aufathmend. „Euer Leben ist nun gesichert und auch das meine. Meine Leibgarde wacht über mir, und ich wache über Euch!"

XXIII.

Das Geständniß.

Von diesem Tage an war der Herzog zurückhaltend, ernst und freundlich gegen seine Gemahlin. Er belästigte sie weder mit den Ausbrüchen seines Zornes, noch mit den Beweisen seiner Zärtlichkeit. Sie war für ihn jetzt eine Art Sicherung seines Lebens, ein vermittelndes Glied zwischen dem Kaiser und ihm. Er vermied es gern, ihr zu begegnen, denn ihre großen schwarzen Augen waren immer so ernst und vorwurfsvoll auf ihn gerichtet, und es war ihm unbequem, vor ihr seinen Unmuth zu verschlucken und seinen Grimm zu verbergen.

Er lächelte, wie es schien, vergnügt dazu, wenn die Hofleute erzählten von dem Entzücken, welches in ganz Florenz über die junge Herzogin täglich immer mehr und mehr aufflammte, man nannte sie eine Heilige, einen hülfreichen Engel, man erzählte, wie sorgsam sie die Kranken in den Hospitälern besuchte, wie sie überall den Armen Wohlthaten spendete und den Unglücklichen als tröstender Helfer sich nahe.

Der Herzog schien mit diesen Lobsprüchen zufrieden zu sein, aber seinem einzigen Vertrauten, dem Prinzen Lorenzino, klagte er es doch zuweilen, wie unbequem ihm diese Sucht der Wohlthätigkeit an der Herzogin erscheine.

„Sie will auf ihrem Haupte einen Heiligenschein erglänzen lassen, damit ich desto mehr im Dunkeln stehe!“ sagte er grollend. „Das strahlende Licht, welches von ihr ausgeht, soll mich nur schwärzer beschatten! Und ich muß es dulden und kann es nicht ändern!“

„Weshalb nicht, Herzog?“ fragte Lorenzino mit einem lauernden Blick. „Es ist wahr, diese Manie der Wohlthätigkeit Eurer Herzogin schaut zugleich aus wie ein Vorwurf für Euch, und je glänzender sie sich mit ihren Tugenden darstellt, um so mehr glaubt das alberne Volk das Recht zu haben, Euch des Gegentheils beschuldigen zu können! Aber laßt sie! Was kümmern uns die Weibertugenden und die Weiberthränen! Lasset die Herzogin beten und Kranke pflegen! Es ist immer noch besser, als wenn sie herrschen und regieren oder sich die Langeweile auf andere Weise zerstreuen möchte! Sie ist tugendhaft, Herzog, damit seid zufrieden, und vermeidet es, dem Heiligenscheine zu nahen, den sie um ihr Haupt gelegt. Es giebt noch viel andre schöne Weiber außer der Herzogin!“

„Es giebt nur Eine Schöne, nur Eine auf der ganzen Welt, welche entzückend, bezaubernd ist!“ rief der Herzog hastig. „Du kennst sie, diese grausame, hartherzige Schönheit, die mich zur Verzweiflung, zur Raserei bringt!“

„Ich kenne sie?“ fragte Lorenzino mit dem Ausdruck des

Staunens, „Herzog, ich habe Euch seit vier Tagen nicht gesehen, also kann ich unmöglich wissen, wen Ihr jetzt liebt!“

„Spötter!“ grollte der Herzog, „Du weißt es nur zu gut, daß ich nie ein Weib so heiß, so glühend, mit solchem Entzücken angebetet habe, wie Deine eigene Muhme, die schöne Katharina Ginora!“

„Ah, wirklich?“ rief Lorenzino mit einem fröhlichen Lachen. „Noch die alte Passion? Ihr liebt sie immer noch?“

„Ja, ich liebe sie, ich bete sie an, ich möchte mein Herzblut tropfenweise hingeben für einen Kuß von ihren Lippen! Aber sie ist grausam gegen mich, Lorenzino, Du weißt es! Sie hat all die zärtlichen Billets, die ich ihr durch Dich gesandt, uneröffnet zurückgesandt! Sie weiset mich von ihrer Thür, so oft ich komme! O, sie ist grausam, und sie weiß, daß sie mit dieser Grausamkeit nur doppelt mich zu sich hinzieht!“

„Es ist nicht anders,“ sagte Lorenzino, „die starken Festungen müssen lange belagert werden, man muß sie cerniren und dann warten, bis sie sich ergeben!“

„Du meinst, Lorenzino?“ fragte der Herzog, indem er die Hand des Prinzen faßte und ihm starr in's Gesicht sah, „Du meinst, daß die schöne Festung doch eines Tages —“

„Doch eines Tages sich ergeben könnte!“ fügte Lorenzino hinzu, „ich meine das nicht nur, ich bin davon überzeugt! Seit vier Tagen habe ich Euch nicht gesehen, aber ich habe meine schöne Base gesehen. Herzog, sie that, was sie noch nie gethan, sie fragte nach Euch, bat mich um Rath, ob sie Euch sprechen solle, und fragte auch, ob ich an die Wahrhaftigkeit Eurer Liebe glaubte.“

„Und was hast Du ihr geantwortet, Lorenzino? Du hast ihr gesagt, daß ich sie anbete, daß ich ganz Florenz zu ihren Füßen niederlegen würde, daß sie die alleinige Herrscherin sein soll, wenn sie mich und meine Liebe erhören will?“

„Ich habe ihr das Alles gesagt! Freilich nicht mit so glühenden Worten, aber ich habe ihr geschworen, daß Ihr sie wahr

und wirklich liebt, ja, ich bin noch weiter gegangen. Man nennt mich in Florenz Euren demüthigen Hund, Euren Sklaven, der für Euch in Schande und Schmach geht, Euren Kuppler! Nun wohl, sie sollen Recht haben, die guten Florentiner! Ich bin bereit, für Euch Alles zu thun, und es giebt für mich keine Schande und Entehrung, wenn es gilt, Euch eine frohe Stunde zu bereiten. Ich habe geworben für Euch bei Katharina Ginora, geworben um ein Rendezvous!"

Der Herzog erbebte und seine Augen flammten höher auf.

„Was hat sie geantwortet?"

Lorenzino neigte sein Haupt und lächelte ihm zu.

„Sie hat geantwortet, daß sie es sich überlegen will. Bedenket wohl, Herzog, sie hat nicht nein gesagt, und nach einer Pause hat sie hinzugefügt: „Wenn ichs thue, muß ich sicher sein, daß es Niemand erfährt! Du, Lorenzino, mußt mir behülflich sein, damit Niemand es ahnt, daß ich mit dem Herzog eine Zusammenkunft haben könnte."

„Und Du, was hast Du geantwortet?" fragte der Herzog mit keuchendem Athem.

„Ich habe geantwortet, daß meine schöne Base zu allen Zeiten in mein Haus kommen kann, ohne daß irgend jemand es wagen dürfte, Verdacht zu haben. Ich habe ferner gesagt, daß die Thür, welche man zu Eurer Vermählungsfeierlichkeit durch die Wand Eures Palastes gebrochen, noch nicht dicht genug vermauert sei, daß nicht die schlanke Gestalt des Herzogs von Medicis hindurch schlüpfen könnte."

Der Herzog stieß einen Schrei des Entzückens aus und schlang seine Arme um den Nacken Lorenzinos.

„Sie nimmt es an, sie hat gesagt, daß ich zu ihr kommen darf?"

„Sie hat gelächelt und hat dann in mein Ohr geflüstert: „Ich werde mir's überlegen, und in drei Tagen komm wieder, dann will ich Ort und Stunde bestimmen."

„In drei Tagen erst? So lange soll ich warten?"

„Nun, auch die drei Tage werden vergehen," erwiederte Lorenzino, „man muß sie benützen, wie man eben kann! Es giebt so viele Zerstreuungen in dem lieben Florenz, und Ihr müßt suchen, Euch zu zerstreuen!"

„Ja, Lorenzino, ich will's versuchen, und die lieben Florentiner sollen Theil haben an meinen Zerstreuungen! Die aufgeschobenen Hinrichtungen sollen jetzt Statt haben, morgen und übermorgen! Auf der Piazza Ducale soll das Schaffot errichtet werden! Das wird mir eine Zerstreuung sein, und es wird zugleich den Florentinern beweisen, daß der Herzog Alexander immer noch ungebrochenen Muthes ist, und daß der Erzengel, der an seiner Seite steht, nicht sein Herz zur Zerknirschung gebeugt hat!"

„Ihr wollt also keine Gnade üben?" sagte Lorenzino gleichgültig. „Die Florentiner schreien und wehklagen noch über die edlen Patrioten, welche man eingefangen hat, und die gerechte Strafe, die ihnen werden soll, nennt man eine Tyrannei."

„Sie sollen sehen, daß Alexander sich nicht fürchtet vor dem, was das feige Volk denkt," erwiederte er zähneknirschend. „Ich habe endlich genug von dem Geschrei und Geheule der Verwandten, die den Palast belagern und um Gnade flehen. Die Häupter all' dieser Rebellen sollen fallen, und ich selber will der Execution beiwohnen! Ach, wahrlich, das wird mich zerstreuen und erheitern, Lorenzino!"

„Das dumme Volk spricht gar seltsame Dinge," sagte Lorenzino immer noch mit seinem gleichgültigen Ton und seiner lächelnden Miene. „Es sagt, Ihr hättet die edlen Exilirten mit Versprechungen heimgelockt, Ihr hättet sie getäuscht, indem Ihr ihnen vollkommene Straflosigkeit zugesichert, und mit Eurem herzoglichen Wort ihnen Vergessen der Vergangenheit versprachet!"

„Das ist wahr!" sagte der Herzog. „Warum waren die edlen Exilirten so thöricht, daß sie meinen Worten glaubten, warum sahen sie nicht, daß alle diese Versprechungen nur goldene Netze waren um die Wachteln einzufangen? Warum gingen sie

hinein, die dummen Wachteln? Bei Gott, ich will ihnen jetzt das Netz so fest um die Kehle schnüren, daß sie nicht mehr zu schreien vermögen! Die guten Florentiner nennen das Verrath, nicht wahr?"

„Ja, Herzog, sie nennen es Verrath. Darum wollen sie nicht daran glauben, daß die Hinrichtungen wirklich vollführt werden, darum meinen sie, Ihr würdet Euch in der letzten Stunde voll Barmherzigkeit und Milde zeigen und würdet vergeben!"

„Was meinst Du, Lorenzino?"

„Ich?" antwortete er gleichgültig, „ich meine, daß Ihr nicht vergessen und vergeben könnt, was Strozzi gesagt!"

„Und was ist das? Was hat er gesagt? Erinnere mich daran, Lorenzino!"

„Er hat gesagt, Ihr wäret ein toller Hund, dem man sein wildes, grausames Wesen kaum noch als Schuld anrechnen könnte, aber den man mit dem Hammer vor den Kopf schlagen müsse, damit er nicht mehr beißen kann."

„Ah, er soll sehen, daß der tolle Hund noch beißen kann, und daß seine Stirn zu fest ist für den Hammer, den Strozzi gegen ihn aufhebt!" rief der Herzog trotzig. „Komm, Lorenzino, der lustige Spaß soll beginnen und drei Tage lang soll Florenz mit seinem Wehgeschrei mir die Zeit vertreiben, bis daß Katharina endlich Erbarmen hat mit Florenz und seinem Herzog! —"

Und wie es der Herzog gesagt, so geschah es. Auf der Piazza Ducale ward in der nächsten Nacht das Schaffot errichtet, auf welchem die edlen Patrioten, die er mit List, Versprechungen und Schmeicheleien heimgelockt, enthauptet werden sollten.

Ganz Florenz war in Trauer und Wehklagen versenkt, ganze Schaaren von Bürgern strömten zu dem Palaste hin, um knieend Gnade zu erflehen. Er schaute zu ihnen nieder aus dem Fenster, höhnte sie mit stolzen Worten, und hieß sie von dannen ge-

hen, wenn sie nicht wollten, daß seine Leibgarde sie in Stücke haue. Auch die Magistratspersonen, Beamten und Senatoren kamen in ihren Amtskleidern auf das Schloß, um im Namen der ganzen Stadt Gnade zu erflehen. Der Herzog ließ sie vier Stunden lang vor seiner Thüre warten, und dann trat er zu ihnen heraus, um mit zürnenden Worten ihnen ihre Anmaßung zu verweisen.

„Die Gnade ist bei Gott, die Strafe ist bei dem Herzog!“ rief er ihnen zu. „Das meldet den Bürgern von Florenz, darnach mögen sie sich richten!“

Auch die Herzogin hatte es versucht, von dem Herzog Gnade für die edlen Patrioten zu erflehen, aber er hatte ihr ohne eine Antwort den Rücken gewandt und war dann langsam in dem Gemach auf und ab gegangen, als habe er ihre Worte gar nicht gehört. Aber zum zweitenmale flehte Margarethe um Gnade; da blieb er stehen und schaute sie mit einem langen Blicke an.

„Mischt Euch nicht in Politik, Frau Herzogin, seid zufrieden, daß ich Euch Euren Willen lasse und den Heiligenschein auf Eurem Haupte respectire. Trocknet die Thränen und betet mit den Leidenden und Unglücklichen, aber lasset mich meine Wege gehen, wie ich Euch die Euren gehen lasse.“

„Ihr wollt also keine Gnade üben, Ihr wollt nicht vergeben?“ fragte sie mit leiser bebender Stimme.

„Ich will Gnade üben, indem ich sie rasch tödten lasse,“ sagte er „und wenn sie todt sind, dann will ich vergeben, nicht eher!“

Sie neigte leise ihr Haupt und schwieg. Sie wußte es wohl, daß alles Flehen und Bitten vergeblich sei, daß nichts im Stande wäre, den grausamen Sinn des Herzogs zu rühren. Sie trug ihr Leid schweigend und ohne Klage, und selbst dem Beichtvater verschloß sie ihre Seele und ließ ihn nichts ahnen von den Qualen, welche sie folterten, und welchen sie doch ruhig ihre klare Stirne bot. Nur die Einsamkeit war ihre Freundin, ihre Vertraute, und nur, wenn an jedem langen, fürchterlichen Tage der Abend gekommen war, nur wenn ihre Frauen sich entfernt, wenn Alles zur

Ruhe gegangen war, dann wachte Margarethe, und das Leben in ihrer Seele flammte höher auf, und sie gestattete es dann ihren Gedanken, ihren Erinnerungen, zu ihr zu sprechen!

Seit drei Tagen jammerte und wehklagte Florenz, seit drei Tagen war auf dem Marktplatz das Schaffot errichtet, und die Häupter der edlen Patrioten, „der verrätherischen“ Rebellen, wie sie der Herzog nannte, fielen dort der grausamen Wuth Alexanders zum Opfer.

Jetzt am Abend des dritten Tages hatte Margarethe sich zurückgezogen in ihre Gemächer, sie war allein, endlich allein. Das Lächeln mußte nicht mehr auf ihren Lippen thronen, und die Augen hatten nicht mehr nöthig, ihre Thränen zurückzuhalten, die künstlichen Rosen durften von ihren Wangen verschwinden.

Sie war allein. Der Herzog hatte sich in seine Gemächer zurückgezogen, früher als sonst hatte er sich von ihr verabschiedet, und sie war nun sicher, nicht mehr von ihm heimgesucht zu werden. Sie schloß die Thür, welche nach außen führte, um ganz ungestört zu sein, und dann ging sie hinaus auf den Balcon, von dem man herniederstieg in den kleinen Garten, der, rings von hoher Mauer eingefaßt, für die Herzogin allein reservirt war und ihr die einzige Freude und Erholung bot.

Es war eine stille, wundervolle Frühlingsnacht, der Mond schien auf die Pinien und Oelbäume, und warf die langen Schatten derselben auf die weißen Kieswege. Zuweilen rauschte der Nachtwind in den Bäumen und trug die Düfte von Oleander und Rosenbüschen zu ihr heran. Ein tiefes Weh, ein unaussprechliches Leid krampfte die Brust der jungen Frau zusammen; wie zerbrochen von der Last, welche sie heute so tapfer und muthig getragen, sank sie nun auf ihre Knie, und das Haupt in ihren Händen verbergend, weinte sie bitterlich. Der Mond sah es allein und die Sterne, die in friedlicher Ruhe über ihr glänzten. Sie sah weder Mond noch Sterne, sah nur die eigene Nacht in ihrem Herzen, und sie hielt die Augen verhüllt, daß sie nichts sah, als ihr eige-

nes Leid. Sie hielt die Augen verhüllt und sah nicht die Gestalt, welche hastig dort über die Mauer klimmte, hastig den Weg entlang kam, daß der Mond ihren langen Schatten weithin warf hinauf zu dem Balcon der Herzogin.

Sie sah es nicht, tief zusammengekauert lag sie am Boden und horchte auf die verzweiflungsvolle Stimme in ihrem Herzen. Da legte sich sanft eine Hand auf ihre Schulter, und eine Stimme, die sie erbeben machte, flüsterte: „Margaretha!"

Träumte sie? War sie wahnsinnig, oder hörte sie jetzt diese Stimme wirklich, die immer in ihrem Herzen erklungen? Sie wollte nichts schauen, nichts wissen, hielt immer noch die Hand vor dem Angesicht und wagte nicht aufzuschauen.

Wieder tönte die leise Stimme. „Margaretha, ich bin da, ich komme, Dich zu erretten und zu erlösen! Erhebe dich, Margaretha!"

Es war wie ein Zauber in dieser Stimme, sie konnte nicht widerstehen, sie nahm die Hände von ihrem Antlitz und hob den Blick auf, und im Mondlicht erkannte sie ihn. „Ottavio, Ihr seid es wirklich? Ihr wagt es, in die Höhle des Tigers zu kommen?"

„Ich wage Alles, um Euch zu sehen, Margaretha!"

Sie nahm hastig seine Hand, und zog ihn in ihr Gemach. „Ottavio Farnese, wer hat es Euch erlaubt zu mir zu kommen?" fragte sie mit einer Stimme, die drohend und vorwurfsvoll klingen sollte, und doch sanft und zärtlich klang.

„Wer es mir erlaubt hat?" sagte er. „Der Weheschrei, der durch ganz Italien tönt! Von allen Seiten sind Stimmen zu mir herangetönt, die mir gesagt haben, daß auch Ihr leidet, Margaretha, daß Ihr unglücklich seid, daß Ihr Euch aber nicht beklagt, daß Ihr sterben werdet, ohne um Hülfe zu rufen! Vor drei Tagen ist ein geheimnißvoller Ruf an mich ergangen, habe ich ein Schreiben von unbekannter Hand erhalten."

„Das heißt," rief die Herzogin erbebend, „ein Schreiben von Alexander! Ihr ließt Euch bethören und gingt in die Falle, ich

weiß es, ich fühle es, der Herzog hat Euch verleitet! Was enthält das Schreiben?"

„Nur wenige Zeilen, ich will sie Euch wiederholen: Eilet Euch, Herzog von Parma, eilet nach Florenz zu kommen, in dreien Tagen müßt Ihr dort sein! Wenn Ihr die Herzogin liebt und anbetet, wie sie es verdient, so müßt Ihr sie erretten! Die Stunde der Entscheidung ist gekommen, in dreien Tagen bedarf die Herzogin Eures starken Armes und Eurer schützenden Hand! Eilet Euch!"

„Das ist der ganze Inhalt des Schreibens?" fragte Margaretha.

„Ja! Ihr begreift, Herzogin, daß ich nicht einen Augenblick zögerte, hierher zu kommen, und da bin ich! Drei Tage sind vergangen, seit ich jenes Schreiben erhielt, die Stunde der Entscheidung ist da, gebietet über meinen Arm und meine Hand, Margaretha!"

Sie schaute ihn an mit einem langen Blick. „Ich danke Euch, Herzog! Ihr habt gehandelt, wie es einem edlen Fürsten geziemt! Der Papst hat recht gethan, den Grafen Ottavio Farnese zum Herzog zu ernennen, Ihr verdient es, eine Krone zu tragen! Ich danke Euch! Nun aber eilt, Herzog, eilt auf demselben Wege von dannen, der Euch hierher geführt! Nicht länger dürft Ihr hier verweilen, denn jede Minute bedroht Euch mit Gefahr und mich mit Schande! Wer weiß, ob nicht der Herzog Euch diese Schlinge gelegt, ob nicht in der Wand sich eine Thür befindet, die ich nicht kenne, die sich aufthun kann, und der in welcher Herzog dann erscheint, um mich als eine Ehebrecherin anzuklagen! Er haßt mich jetzt doppelt, weil ich versuche, mit einigen guten Werken das gut zu machen, was er schlimm macht! Er möchte das Volk, das mich liebt, glauben machen, ich sei nicht anders als er, sei eine Ehebrecherin! Darum flehe ich Euch um meinetwillen an, Herzog, fliehet! Ihr seht wohl, man hat Euch getäuscht, mich bedroht keine Gefahr! Drei blutige Tage sind vergangen, und Florenz hat sie ruhig ertragen. Aber die Herzen sind gebrochen und leider die Arme auch, sie

heben sich nicht mehr mit Waffen gegen den Tyrannen! Die Hinrichtungen sind beendet, und ich lebe! Wenn's nicht der Herzog gethan, so war's ein Anderer, der Euch geschrieben, war's Jemand, der die armen Florentiner falsch beurtheilte. Er hat wohl geglaubt, das Blut welches in diesen drei Tagen vergossen, würde die Florentiner aufstacheln zum Zorn und zur Rebellion, er hat sich geirrt! Ihr seht, es droht mir keine Gefahr, und darum bitte ich Euch, gehet Herzog!"

„Nein, ich gehe nicht!" rief er, „ich will zu Euren Füßen sterben, wenn Ihr es wollt, aber ich will Euch erst gesagt haben, daß ich Euch liebe, Euch anbete, daß Euer Bild in meinem Herzen glänzt, und daß ich im Leben jetzt nur noch ein Ziel habe, das Ziel, Euch zu erlösen von dem Tyrannen, der Eurer nicht würdig ist, und Euch für mich zu erobern! Ach, Margaretha, wendet Euch nicht von mir, lasset mich einmal nur sagen: Margarethe, ich liebe Euch, und Ihr müßt meine Liebe erhören, Ihr müßt mir angehören und meinen Namen tragen!"

„Unmöglich! Ottavio, Ihr wißt, daß es unmöglich ist!"

„Nichts ist unmöglich, wenn die Liebe es will!" rief er, leidenschaftlich ihre Hand erfassend und an seine Lippen drückend, „nein, nichts ist unmöglich! Auch der blutgierige Tyrann ist sterblich, und mit jeder neuen Blutthat werden sich neue Arme bewaffnen, um endlich Gerechtigkeit zu üben! Nichts ist unmöglich, wenn die Liebe will! Darum sagt mir nur dies Eine, Margarethe: Wenn Eure Hand frei wäre, wenn die Ketten Euch nicht bänden an den Tyrannen, würdet Ihr dann, wenn ich flehte um Eure Hand, würdet Ihr sie mir dann bewilligen, würdet Ihr meine Gemahlin werden wollen, wenn Ihr frei seid?"

Sie schaute nieder zu dem Knieenden und blickte lange und forschend in sein bewegtes Angesicht. „Ottavio Farnese, Herzog von Parma, in dieser Stunde will ich nicht lügen und heucheln, die ganze Wahrheit will ich Euch künden! Ja, wenn ich frei wäre, würde ich die Hand annehmen, welche der Herzog von Parma

mir bieten könnte, würde ich Eure Gemahlin werden! Still, unterbrecht mich nicht, laßt mich zu Ende reden! Aber ich bin nicht frei und will nicht frei werden! Höret, Herzog, versuchet nicht durch sündige Mittel, die Ketten zu zerbrechen, denn das schwöre ich Euch beim allmächtigen Gott, nie werde ich die Hand annehmen, die vom Blute meines Gemahls befleckt ist, nie wird die Hand in Liebe sich mir entgegenstrecken dürfen, die in Leidenschaft der Banden des heiligen Sacraments gespottet und mich zur Witwe gemacht! Dies bedenket, Herzog, und wisset damit, daß wir auf ewig getrennt sind, stehet auf und gehet von hinnen!"

Er erhob sich von seinen Knieen und neigte sich tief vor ihr. „Ihr sehet, wie ich Euch liebe, denn ich unterwerfe mich, ich gehe, lebet wohl!"

„Lebt wohl!" flüsterte sie leise, und dann, als er leise durch das Gemach hinschritt nach dem Balcon: „Bleibt noch einen Moment, ich will Euch noch etwas in's Ohr flüstern, wenn Ihr mir bei der heiligen Jungfrau schwört, mir nichts zu antworten und Euch still zu entfernen!"

„Ich schwör's bei der heiligen Jungfrau!" sagte er.

„Bleibt stehen, wendet Euch nicht zu mir!" sagte sie. Dann mit unhörbaren Schritten nahte sie sich ihm. Er wandte sich nicht um, aber er fühlte jetzt die beiden Arme, die sich plötzlich um seinen Nacken schlangen, und die Lippen, die glühend jetzt seine Stirne berührten, und er hörte die Stimme, die jetzt flüsterte: „Ich liebe Dich, Ottavio, ich liebe Dich, lebe wohl!" Dann floh sie von ihm wie ein verscheuchte Antilope weit durch das Gemach und barg sich in der äußersten Ecke desselben hinter der seidenen Portière.

Er aber, treu seinem Worte ging hinaus, sprang über den Balcon und schritt den Weg dahin, den er gekommen. Jetzt hatte er die Mauer wieder erklommen, und auf der anderen Seite sprang er hinunter in den großen herzoglichen Park. Da, wie er eben den Boden erreicht, legte sich eine Hand auf seine Schulter und eine Stimme flüsterte: „Farnese, Ihr seid es?"

„Und Ihr," fragte er zurück, „erkenne ich diese Stimme nicht? Seid Ihr nicht Lorenzino?"

„Ja," erwiderte er ingrimmig, „der Hofnarr, wie sie mich nennen, der wedelnde Hund, wie sie mich schimpfen! Don Ottavio, morgen werde ich nicht mehr Hofnarr, nicht mehr wedelnder Hund sein, morgen werde ich einen anderen Namen erhalten, und die Maske soll von meinem Angesichte fallen! Ich war's, der Euch die Botschaft sandte, und ich danke Euch, daß Ihr gekommen seid, denn die Herzogin wird Eurer bedürfen! Ich bitte Euch nicht, in meinen Palast zu kommen, denn das könnte Euch verdächtigen ihr und auch mir gegenüber! Euer Name muß rein sein, und kein Blutflecken darf ihn beschmutzen! Begebt Euch zu meiner Mutter, sie allein kennt mein Geheimniß, sie und Katharina Ginora! Die beiden Frauen erwarten Euch, geht zu ihnen, ich aber muß jetzt in meinen Palast zurückkehren, und ich sage Euch, Ottavio Farnese, was sich dort begiebt, wird hinaustönen durch ganz Italien, und meine Ehre wird rein gewaschen sein!"

Ende des vierten Bandes.

Inhalt des vierten Bandes.

Viertes Buch.

Der Schmalkaldische Krieg.

		Seite
I.	Ein Sterbebett	1
II.	Der Reichstag zu Augsburg	9
III.	Die Brüder	19
IV.	Erinnerungen	28
V.	Das Wunderkind	42
VI.	Herzog Alba	53
VII.	Die Heimkehr	59
VIII.	Die Augsburger Konfession	67
IX.	Vater und Tochter	72
X.	Ein feste Burg	86
XI.	Ein Fest	105
XII.	Der Reichstagschluß	121
XIII.	Ignatius Loyola	133
XIV.	Das Kindtaufen bei Dr. Luther	152
XV.	Prinzessin Margarethe	177
XVI.	Kläger und Angeklagte	187
XVII.	Die Klagen einer sterbenden Republik	196
XVIII.	Die Vermählung	211
XIX.	Der Einzug in Florenz	224
XX.	Vertrauliche Unterredungen	234
XXI.	Die Verständigung	245
XXII.	Wo ist das Gift?	258
XXIII.	Das Geständniß	275